WIDENER LIBRARY
HX K2N7 G

P Germ 147.18

1731

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

TAB. XL

Deutsche Monatsschrift.

1794.

Januar bis April.

Erster Band.

Mit Kupfern.

Freymüthig und bescheiden.

Berlin, 1794.
bey Friedrich Vieweg dem ältern.

P Germ 147.18.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
Dec 21, 1931

Deutsche Monatsschrift.

1794. Januar.

I.

Untersuchung der Frage:

Ob die Aufklärung Revolutionen befördere?

Unter dem Bösen, das man der Aufklärung nachsagt, ist dieß eine der schlimmsten Beschuldigungen: Daß sie früher oder später Revolutionen herbeyführe! Das behauptet man zu einer Zeit, wo in der Nachbarschaft von Deutschland ein Volk im Aufstande ist, das sich zum Theil durch die schwärzesten Verbrechen gebrandmarkt hat, ohnerachtet es für aufgeklärt gehalten wurde. Dadurch wird die angeführte Beschuldigung nicht nur scheinbar, sondern auch der Aufklärung um so nachtheiliger. Viele, die so etwas behaupten, sollen, wie in öffentlichen Schriften versichert wird, es selbst nicht glauben, und dergleichen nur als ein in ihren Plan dienliches Mittel brauchen. Viele glauben es aber gewiß im Ernste, daß eine durch alle Klassen und Stände zu verbreitende Aufklärung Gefahren dieser Art mit sich führe. Diese theilen sich denn wieder in verschiedene Parteyen, je nachdem die Begriffe beschaffen sind, die sie sich von Aufklärung machen. Einige gestehen der Auf-

klärung große Vortheile auf einzelne Menschen und auf die höhern Stände zu, halten aber ihre Allgemeinheit für gefährlich und schädlich. Andre verwerfen sie durchaus, als allgemein verderblich. So ist auch eine ganz verschiedne Gesinnung bey denen, die hierin Partey nehmen, bemerklich. Diese Behauptung wird nämlich von manchen um so williger angenommen und ohne Prüfung nachgesprochen, weil man wegen seines so unrühmlichen Zurückbleibens in Kenntnissen aller Art zu einer Zeit, wo die Erwerbung derselben nicht wenig erleichtert ist, dadurch wieder zu Ehren kommen zu können glaubt, daß man viel Böses von der Aufklärung zu sagen weiß; wodurch denn natürlicher Weise diejenigen, welche mehr wissen, herabgesetzt werden. Indessen giebt es auch solche, die aus guter Gesinnung wirklich Besorgnisse hegen, weil sie sich unter Aufklärung alles denken, was jemals von gefährlichen und schädlichen Meinungen durch die Köpfe der Menschen gefahren und von ihnen ausgekramt ist.

Wenn diese Behauptung bloß ins Gebiet der Spekulationen gehörte: dann könnte man ihr ruhig zu sehen, wie einer Lufterscheinung, die sich eine Zeit lang in den höhern und niedern Regionen herumtreibt, bis sie endlich verdunstet und verschwindet. Allein sie ist von der Art, daß sie wenigstens auf die Zeit, da sie im Umlauf ist, einen unausbleiblich nachtheiligen Einfluß auf das Wohl der Menschen hat, und daß sie gerade in der gegenwärtigen Zeit vielen Schaden anrichten kann. Wenn Personen von Bedeutung fürs Ganze eine solche Meinung aufnehmen: so werden sie allem, was wie Aufklärung aussieht, entgegenarbeiten, und das um so eifriger, je mehr Uebels sie davon fürchten, und je näher sie die Gefahr zu sehen glauben. Es wird ein Kampf moralischer Kräfte be-

ginnen, der bald ungleich werden muß, weil auf der einen Seite auch physische zu Hülfe genommen werden. Die Wahrheit wird auf einen solchen Zeitraum darunter leiden, welches nicht ohne nachtheiligen Folgen geschehen kann. Nichts kann menschenfreundlicher seyn, als Revolutionen im Staat und jede dazu vorbereitende Krisis zu verhüten. Die Weltgeschichte des Tages legt diese heilige Pflicht jedem weisen Menschenfreunde um so näher ans Herz! Aber, wenn man hier nicht die rechten Mittel wählt, so ist man in Gefahr, das zu befördern, was man verhüten will. Wie? wenn wohlverstandne Aufklärung so wenig gefährlich für den Staat wäre, daß sie vielmehr das wirksamste Mittel wäre, Revolutionen zu verhüten? Lästerte man da nicht eine gute unschuldige Sache? Vereitelte man da nicht selbst seinen Zweck, indem man ihn befördern wollte? Man sollte daher vorsichtig zu Werke gehen, und vorher wohl bedenken, was man behauptet, und wohl überlegen, was man thut. Es ist gewiß der Mühe werth, die Frage zu untersuchen: Ob die Aufklärung solche gewaltige Erschütterungen in der moralischen Welt, die wir Revolutionen nennen, befördere oder nicht?

Vor allen Dingen wird nöthig seyn, den Begriff festzusetzen, den man sich von Aufklärung zu machen hat, wenn wir nicht in den Fall kommen wollen, über ein Wort zu streiten, das der eine in dieser, der andre in jener Bedeutung nimmt; wo also auch die Meinung, was von der Sache zu halten, zu hoffen oder zu fürchten sey, sehr verschieden ausfallen muß, und wo keine Vereinbarung möglich ist. Einen Menschen aufklären, heißt, demselben richtige Begriffe von allem dem, was Beziehung auf seine Wohlfahrt hat, theils

mittheilen, theils ihn durch Uebung im Nachdenken in den Stand setzen, sich dergleichen selbst zu verschaffen. Aufgeklärt ist derjenige, der im Besitz einer großen Summe solcher Begriffe ist; wobey freylich noch manches unberichtigte übrig seyn kann, denn niemand ist vollkommen, oder erreicht in intellektuellen und moralischen Dingen mit einem Mal die höchste Stufe. — Man bemerke wohl, von welchen Begriffen hier die Rede ist; nämlich von solchen, die Beziehung auf die Wohlfahrt des Menschen haben. Damit wird sowohl die Art der Kenntnisse bestimmt, die ihm mitgetheilt werden müssen, als auch die Art der Gegenstände, womit sein Nachdenken hauptsächlich beschäftigt werden muß, wenn er aufgeklärt werden soll. Es sind das überhaupt die Verhältnisse, darin er mit der Natur um sich her, darin er mit andern Menschen, und darin er mit Gott steht. Die Summe der mitzutheilenden Kenntnisse, die Gegenstände, worauf sein Nachdenken vornemlich gerichtet werden muß, und der Grad der Geübtheit im Nachdenken können und dürfen bey allen nicht einerley seyn. Das Mehr und Weniger, der höhere und niedere Grad richtet sich nach der Verschiedenheit der besondern Verhältnisse, Bestimmungen und Bedürfnisse, womit es aber die Bewandniß hat und ewig haben wird, wie mit den verschiednen Gliedern des menschlichen Körpers, die zwar alle Glieder Eines Körpers sind, aber ihr besondres Verhältniß gegen das Ganze, ihre besondre Bestimmung, und so auch ihre besondern Bedürfnisse haben. Dieß, wohlgefaßt, hebt mit einem Mal eine Menge von Einwürfen, welche einseitige Köpfe den menschenfreundlichen Bemühungen, die Weisheit in die niedrigsten Hütten einzuführen zu machen pflegen, und setzt die Grundsätze vest, nach welchen alle diejenigen,

welche an solchen Bemühungen Theil nehmen, zu Werke gehen müssen. Eine Menge leere Worte kann man wohl mittheilen, ohne den Verstand in Thätigkeit zu setzen; aber wahrlich keine Begriffe, am wenigsten richtige Begriffe, wobey man es so oft nicht nur mit der ersten Mittheilung bis dahin fremder unbekannter Vorstellungen, sondern mit Berichtigungen der schon vorhandenen anderweitig empfangnen, nur zum Theil wahren oder ganz falschen Begriffe zu thun hat, durch welche Berichtigung ohne vorzügliche Anregung des Verstandes gar nichts vorgenommen werden kann. Jede zweckmäßige Bemühung, jemand aufzuklären, übt den Verstand und das Nachdenken des Aufzuklärenden. Ja diese Uebung muß bey einer solchen Bemühung mit ein Hauptzweck seyn, weil man keinem Menschen durch Unterricht die ganze Summe der ihm für sein ganzes nachfolgendes Leben erforderlichen einzelnen Begriffe mittheilen kann. Ein jeder muß in seiner Art selbst denken lernen; denn ein jeder, der geringste wie der vornehmste im Volk, kommt mit der Zeit in Umstände, wo er sich mit seinem eignen Verstande selbst helfen muß. Darum rechnete ich vorhin zum Aufklären eines Menschen dieß als ein Hauptstück, daß man ihn durch Uebung im Nachdenken in den Stand setzen müsse, sich selbst von manchen Dingen richtige Begriffe zu verschaffen. — Da die Wohlfahrt des Menschen das Ziel ist, worauf sich die ihm mitzutheilenden Begriffe beziehen müssen, und worauf sein Nachdenken gerichtet werden muß, wenn eine Aufklärung bewirkt werden soll, die des Namens werth ist: so ist ersichtlich, daß Weisheit, und nicht bloßes unbestimmtes Wissen; daß moralisch denken, und nicht jede anderweitige Uebung oder Thätigkeit des Verstandes, das Wesen der Aufklärung ausmacht. Dadurch wird

zugleich der Mittelzweck derſelben, der zum letzten und höchſten führt, veſtgeſetzt, das iſt nämlich Veredlung der Menſchen in Abſicht ihres Willens und Handelns zu ihrer eignen und andrer Menſchen Wohlfahrt, die mit einander in der unzertrennlichſten Verbindung ſtehen. — Nun wird ſich auch näher beſtimmen laſſen, was das ſagen will, ein Volk aufklären? und welches Volk man eigentlich aufgeklärt nennen kann? Ein Volk aufklären, heißt; richtige Begriffe von allem dem was auf die Wohlfahrt der Menſchen Beziehung hat, unter einem Volke zu verbreiten, und daſſelbe durch Uebung im Nachdenken dahin zu bringen ſuchen, daß es ſich ſelbſt dergleichen richtige Begriffe zu bilden im Stande iſt. Aufgeklärt iſt ein Volk, wenn die größre Zahl im Beſitz ſolcher richtigen Begriffe iſt. Vorzügliche Talente, Witz, eine Menge nicht praktiſcher Kenntniſſe, die hier oder da in Umlauf gebracht ſind, können weder dem einzelnen Menſchen noch einem Volk das Lob eines aufgeklärten ſchon erwerben. Dabey kann ihm noch viel fehlen, das zu ſeinem Glück erforderlich iſt; es iſt das nur eine Art von Vorbereitung zur Aufklärung, oder ſie wird dadurch erleichtert. Ich will hiebey nur noch zweyerley bemerken. — Erſtlich, wenn ein Volk aufgeklärt heißen ſoll: ſo muß die größre Zahl in allen Klaſſen und Ständen im Beſitz richtiger Begriffe ſeyn, welches auch der Zweck der Aufklärung, die gemeinſchaftliche Wohlfahrt, erfordert. Die Summe dieſer Begriffe und der Grad der Geübtheit im Nachdenken kann immer in den verſchiednen Klaſſen und Ständen der Menſchen verſchieden ſeyn; aber es darf doch keine Klaſſe und kein Stand ganz ausfallen. Man würde z. B. nicht mit Wahrheit ſagen können, daß ein Volk aufgeklärt ſey, wenn die niedern Stände, die den größten Theil

ausmachten, es ganz und gar nicht wären. — Zum andern so darf ein Volk in keinerley Art der Kenntniſſe, die Beziehung auf Menſchenwohl haben, zurückbleiben, wenn es aufgeklärt heißen ſoll. So gewiß es auf der einen Seite iſt, daß richtige Begriffe in dem einen Fache zugleich Licht über das andre verbreiten: ſo wahr iſt es auf der andern Seite, daß Irrthümer in dem einen auch unrichtige Vorſtellungen und Begriffe in dem andern unterhalten, befördern, und die Berichtigung derſelben wol gar unmöglich machen. Wo z. B. Katholicismus in ſeiner ganzen Stärke und Ausdehnung herrſchend iſt, da wird manche andre Wahrheit ganz und gar nicht gedeihen können.

Nachdem ich dieß vorausgeſchickt habe, ſo komme ich nun zu der Unterſuchung jener Frage ſelbſt: Ob nämlich die Aufklärung Revolutionen befördere? — Revolution nennt man eine ſolche durch alle Menſchenklaſſen verbreitete Unzufriedenheit mit der dermaligen Regierungsform und Staatsverfaſſung, welche mit dem gemeinſchaftlichen gewaltſamen Beſtreben verbunden iſt, dieſe Verfaſſung abzuändern und eine andre an ihre Stelle zu ſetzen. Man hat nun kein Exempel in der ganzen Weltgeſchichte, daß irgend ein Volk jemals im Ganzen zugleich aufgeſtanden und das wirkliche oder vermeinte Joch der Regierung abgeworfen, oder es zu thun verſucht habe; ſondern gewiſſe Demagogen haben ſich allemal an die Spitze geſtellt, nachdem ſie ſich einen Anhang gemacht hatten und die Gemüther dazu vorbereitet waren. Die vorliegende Frage bekommt nun eine nähere Beſtimmung und zerfällt in dieſe beyden Fragen; erſtlich: Ob ſich in einem aufgeklärten Volk eher und leichter als in einem unaufgeklärten Anführer zu Revolutionen finden? und alsdann: Ob ein

aufgeklärtes Volk eher und leichter als ein unaufgeklärtes zum Aufstande zu bringen sey? — Jede größre Uebung im Nachdenken verschaft einen leichtern Gebrauch des Verstandes auch in gewissen unvorhergesehnen Fällen, und ein mit mancherley Kenntnissen bereicherter Verstand läßt in besondern Lagen bald zweckdienliche Mittel finden. Es könnte also scheinen, daß sich in einem aufgeklärten Volk eher und leichter, als in einem unaufgeklärten, Anführer zu Revolutionen finden würden. Allein — man bedenke, daß ein wirklich aufgeklärter Verstand auch richtige Grundsätze hat und Menschenwohl richtig zu beurtheilen weiß. Eben dadurch wird er bey Unternehmungen, die sehr zusammengesetzt und von erheblichen Folgen sind, auch einen mißlichen Ausgang haben können, nicht nur vorsichtig, sondern auch selbst schüchtern gemacht. Der Blinde geht über einen schmalen Steg, der über Abgründe führt, mit größrer Dreistigkeit, als der Sehende, der in die Tiefen schauen kann. Merkwürdig ist's, daß sich nie ein Philosoph, als handelnde Person, an die Spitze eines in Aufstand befindlichen Volks gestellt hat. Franklin diente den Nordamerikanischen Kolonieen mit seinen Talenten und Kenntnissen während ihres Kampfs gegen das Mutterland *), aber er war doch eigentlich kein Anführer und es ist noch die Frage, ob bey dieser Gelegenheit mehr die Leidenschaft seiner Philosophie oder die Philosophie seiner Leidenschaft untergeordnet gewesen. Auch darf nicht vergessen werden, daß richtige Begriffe von dem, was auf die

*) Und auch dieß, wohl zu merken, nicht eher, als nachdem er dem Mutterlande vorher bey verschiednen Gelegenheiten so treffliche Vorstellungen über die wahre Lage von Amerika gemacht, daß, wenn man ihren Inhalt befolgt hätte, die vereinigten Staaten wahrscheinlich noch itzt großbritannische Kolonien wären! — Aber — dann wäre auch keine Stadt Washington (D. Merkur 1793. Nov.) entstanden! — d. H.

Wohlfahrt der Menschen Beziehung hat, das Wesen der Aufklärung ausmacht. Man müßte also zeigen und beweisen, daß gerade diese Begriffe leicht Demagogen hervorbringen könnten. Diesen Beweis wird man aber gewiß schuldig bleiben; denn gerade diese Begriffe, die auch eines jeden besonderes Verhältniß gegen den Staat und die Regierung betreffen, führen zur Zufriedenheit und Ordnung. Welcher verständige Mensch, der Eigenthum hat und in glücklichen Verbindungen steht, wird sich entschließen, das Alles aufs Spiel zu setzen? Welcher wahrhaftig aufgeklärte Mann wird bey einer Staatsverfassung, worin das Gute überwiegend ist, eine Erschütterung veranlassen und befördern, die ein bewohnbares Haus in einen Schutthaufen verwandeln kann, und ihn der Gefahr aussetzt, nun bey Sturm und Frost unter freyem Himmel wohnen oder sich in eine Höle verkriechen zu müssen? Noch nie stellte sich jemand an die Spitze eines unruhigen Haufens, noch nie wurde von jemand ein Aufstand erregt, ohne daß nicht Leidenschaft den größten Antheil daran hätte haben sollen! Ehrgeiz und Eigennutz waren gewöhnlich die Triebfedern davon. Wer ist mehr im Stande, sich selbst zu beherrschen? Wer wird weniger ehrgeizig und eigennützig seyn? Der Richtigdenkende, der Mann von Grundsätzen, derjenige, der seine wahren Vortheile kennt? Oder derjenige, der von jedem Eindruck seiner Sinne abhängt, der jedem Irrlicht seiner Phantasie folgt? Es ist also so fern, daß Aufklärung Demagogen hervorbringen sollte, daß sie vielmehr das Gegentheil bewirkt. — Aber vielleicht ist ein aufgeklärtes Volk eher und leichter zum Aufstande zu bringen, als ein unaufgeklärtes? Ein aufgeklärtes Volk sollte eher zum Aufstande zu bringen seyn, als ein unaufgeklärtes? Dann müßte die Natur der Dinge, dann müßte die Natur des

menſchlichen Geiſtes durch Aufklärung verändert werden! Man gewinnt ja um ſo mehr an eigner Kraft, jemehr man ſeinen eignen Verſtand brauchen lernt; man iſt alſo auch um ſo weniger ein alienis nervis mobile lignum, je mehr man eigne Kraft und folglich auch Selbſtthätigkeit hat. Man läßt ſich um ſo weniger von andern leiten, je mehr man ſich ſelbſt zu finden weiß; ſo wie man eines Führers auf einem Wege um ſo weniger bedarf, wenn man ihn von ſelbſt finden kann. Gerade die Unwiſſenheit und Dummheit iſt es, die ſich zu Allem brauchen läßt; daher auch dieß von jeher die Maſchinen geweſen ſind, deren ſich die Demagogen bedient haben. Man vergeſſe auch hier nicht, daß richtige Begriffe von dem, was auf die Wohlfahrt der Menſchen Beziehung hat, das Weſen der Aufklärung ausmachen. Solche Begriffe nun ſollten ein Volk der Verführung eher Preis geben, als unberichtigte und falſche? Wie läßt ſich das denken. Dann müßte man ſich am Tage leichter irren können, als in der Nacht; und mit offnen Augen mehr als mit verſchloßnen der Gefahr ausgeſetzt ſeyn, getäuſcht zu werden. So liegt in der Sache ſelbſt, die durch das Wort Aufklärung bezeichnet wird und dieſes Namens allein werth iſt, nichts, das die Meinung begünſtigte, als wenn Aufklärung Revolutionen beförderte.

Es ſind zwey Fälle denkbar, in welchen ſich ein aufgeklärtes Volk befindet oder befinden kann, daß es nämlich entweder eine gute Staatsverfaſſung hat, d. i. eine ſolche, worin das Gute überwiegend iſt, oder eine ſchlechte, d. i. eine ſolche, in welcher das Uebel überwiegend groß iſt. Was iſt in beyden Fällen von der Aufklärung zu hoffen oder zu fürchten? — Wir wollen alſo erſtlich den Fall ſetzen, daß die Regierungsform, die Staatsverfaſſung und Verwaltung des Regiments

und der Regierungsgeschäfte, von der Art sey, daß das Gute darin überwiegend ist: was wird in diesem Fall von Aufklärung zu hoffen oder zu fürchten seyn? Ich denke, es ist alles von ihr zu hoffen, was die Landesverfassung sichern kann, und nichts zu fürchten, das sie erschüttern oder umkehren könnte. Ein wirklich aufgeklärtes Volk wird auch über die Vortheile und Vorzüge seiner Verfassung und Regierung entweder durch diejenigen, die es aufgeklärt haben und immer noch aufklären, belehrt seyn, oder diese Vortheile und Vorzüge von selbst zu finden leicht im Stande seyn. Dieß erhebt dann die natürliche Vorliebe für das Land, wo man sein Daseyn erhielt und für den Staat, dem man angehört, zum Patriotismus, der, weil er seinen Sitz nicht nur im Verstande, sondern auch im Herzen hat, weil er aus Ueberzeugung und Empfindung zusammengesetzt ist, eine große Kraft hat, die gewiß nicht gegen, sondern für das Vaterland thätig und wirksam ist. Ein patriotisches Volk rebellirt gewiß nicht, in einem solchen Volk wird es kein Mensch, der einen verschrobnen Kopf und ein verdorbnes Herz hat, wagen dürfen, etwas zu unternehmen, das wider den Staat und die Regierung ist; er wird in allen Ständen und Klassen mächtigen Widerstand finden; ein jeder wird glauben, daß durch einen solchen seine Ehre und sein Glück verletzt werde. Weder öffentliche noch heimliche Machinationen können in einem Lande gedeihen, wo der Patriotismus zu Hause ist. Man mag von dem Menschen sagen, was man will, so bleibt doch so viel gewiß, daß er seine wirklich anerkannten Vortheile verfolgt und aufs möglichste zu behaupten sucht. Eine Aufklärung, die dem Volk Patriotismus giebt, giebt ihm Kraft, Muth und Frohsinn, macht die Bande, die

es an das Vaterland und an die Regierung knüpfen, unauflöslich.

Wir wollen uns den zweyten Fall denken, daß die Staatsverfassung und Verwaltung der Regierungsgeschäfte schlecht, d. i., daß das Uebel darin überwiegend sey: was wird in diesem Fall von der Aufklärung zu hoffen oder zu fürchten seyn? Ein Volk verdient alsdann erst aufgeklärt genannt zu werden, wenn die größre Zahl in allen Klassen und Ständen richtige Begriffe von dem hat, was sich auf die Wohlfahrt der Menschen bezieht. Diese Begriffe müssen also auch in den höhern Ständen, die an der Verwaltung der Regierungsgeschäfte Theil nehmen, verbreitet seyn. Sie werden also ihre Sache mehr gut als schlecht machen, so gut, als es bey der bestehenden Landesverfassung möglich ist. Man irrt sehr, wenn man glaubt, daß es bloß auf die Form der Regierung ankomme, um ein Volk glücklich zu machen. Die Aristokratie und Demokratie macht es wahrhaftig nicht aus. Es kommt hauptsächlich darauf an, daß die Regierungsgeschäfte aller Art gehörig besorgt und verwaltet werden. Denn was helfen die besten Gesetze, wenn sie mißverstanden und übel angewandt werden? Je aufgeklärter nun die Personen sind, die an diesen Geschäften Theil nehmen, desto eher ist zu erwarten, daß sie dieselben zum Besten des Ganzen verwalten werden. Es ist demnach klar, daß die Aufklärung vielen Uebeln abhelfen wird, die ohne sie bey den besten Einrichtungen und Gesetzen unvermeidlich sind. Die Uebel nun, welche in einem Lande, das ein aufgeklärtes Volk bewohnt, anzunehmen seyn würden, könnten sich nur von den Einrichtungen und Gesetzen des Landes herschreiben; diese müßten noch einer großen Verbesserung benöthigt seyn. Kann aber diese Verbesserung wol bey einem

wahrhaftig aufgeklärten Volk ausbleiben? Nur bey der Aristokratie und Demokratie kann es eiserne Gesetze geben, Gesetze, die auf die gegenwärtige Zeit nicht mehr passen, aber dennoch eine Zeitlang aufrecht erhalten werden, weil man fürchtet, daß wenn ein Steinchen aus dem Gebäude einer solchen Staatsverfassung weggenommen würde, andre und zuletzt auch der Schlußstein des alten Gewölbes nachfallen möchte. Wenigstens ist die Verbesserung der Gesetze in solchen Staaten ungleich schwerer, als in monarchischen, wo Eine Stimme entscheiden kann. Doch dem sey, wie ihm wolle, so ist so viel gewiß, daß die Aufklärung, oder, wenn man lieber will, daß wichtige das Wohl und Weh der Menschen betreffende Wahrheiten, wenn sie einmal in Umlauf gebracht sind, nothwendig Einfluß, und zwar einen heilsamen und wohlthätigen Einfluß, auf die Gesetzgebung haben müssen, mithin auch die Uebel von dieser Seite mindern werden. Mag doch eine solche Verbesserung nur langsamen Schrittes gehen, so wird sie doch kommen und nicht ausbleiben. Sie ist gewiß allemal besser, als eine schnelle und plötzliche Reformation. Wenn man ein baufälliges Haus allmählig einnimt, so kann man alle noch brauchbaren Theile erhalten und benutzen. Wirft aber der Sturm ein solches Haus über den Haufen, so wird alles zertrümmert und der neue Bau wird um so kostbarer; dessen hier nicht zu gedenken, daß es seine Bewohner erschlagen kann. Es erhellet aus dem allen zur Gnüge, daß der zweyte angenommene Fall oder die zweyte Voraussetzung, daß ein aufgeklärtes Volk eine schlechte Staatsverfassung und eine schlechte Verwaltung der Regierungsgeschäfte habe, Dinge verbindet, die einander anfänglich zum Theil und zuletzt ganz und gar aufheben. Ich will so viel sagen, wenn die Weisheit sich

bey einem Volk durch alle Klaſſen und Stände verbreitet: ſo kann ſeine Verfaſſung und Regierung nicht ſchlecht ſeyn, und wenn ſie's geweſen wäre, es nicht bleiben, ſondern ſie muß ſich nothwendig in dem Grade verbeſſern, in welchem die Wahrheit unter einem ſolchen Volk verbreitet wird. Ich wiederhol' es hier noch einmal, daß es nicht auf die Form, ſondern auf das Weſen der Regierung ankommt, wenn's mit einem Volk gut ſtehen ſoll. Die Frage: Was unter dieſer zweyten Vorausſetzung von der Aufklärung zu hoffen oder zu fürchten ſey? beantwortet ſich demnach von ſelbſt. Sie erſtrebt Wohlſeyn, mithin auch Zufriedenheit, nicht auf eine tumultuariſche, ſtürmiſche und gewaltſame Weiſe, wie der wilde Eifer und die ungezähmte Leidenſchaft, nein! wie das ſanfte Tageslicht, welches nach der dunklen Nacht von der ſchwachen Dämmerung zur Morgenröthe, und von dieſer zum vollen Tage übergeht, und ſo allgemach Wohlſeyn und Freude verbreitet. Wir wollen den äußerſten Fall annehmen, daß die Aufklärung, oder, wenn das Wort mißfällt, die Erleuchtung eines Volks ſeiner politiſchen Verbeſſerung ſo ſehr vorliefe, daß dieſe mancher Urſach wegen in geraumer Zeit nicht nachkommen könnte, daß alſo vieles zu tragen und zu dulden wäre, das nach der Einſicht und dem Wunſch des größten Theils abgeändert werden könnte, womit man alſo unzufrieden wäre. Oder wir wollen uns auch nur das lebhaft denken, daß wenn die Verfaſſung eines Staats und die Regierung deſſelben noch ſo gut iſt, ein ſolcher Staat doch keine platoniſche Republik ſeyn kann, und doch immer gewiſſe Uebel übrig bleiben werden. Wer iſt denn nun da wol mehr im Stande, ein Uebel zu ertragen, der denkende oder ſinnliche Menſch, der Weiſe oder der Unweiſe? Welcher unter beyden wird ſich von der Unzufriedenheit ſo

ein-

einnehmen laſſen, daß er alles Gute darüber vergißt, und welcher wird dieß Gute im Auge behalten und eben um deswillen ſeine Unzufriedenheit mäßigen? Dieſe Fragen ſind doch wol ſehr leicht zu beantworten und die Antworten müſſen nothwendig zum Vortheil der Aufklärung ausfallen.

Gegen dieſe allgemeine Erörterung der Frage: Ob Aufklärung Revolutionen befördere? könnte nun folgendes eingewandt werden: daß die Aufklärung manchem die Augen öffne, Uebel zu ſehen, die er ſonſt nicht geſehen hat und nicht ſehen würde; daß ſie das Gefühl verfeinere, mithin auch manches Uebel der Staatsverfaſſung mehr empfinden laſſe; daß ſie eine der innern und äußern Ruhe der Menſchen nachtheilige Beurtheilung ſolcher Dinge veranlaſſe, die der Unaufgeklärte ganz und gar unbeurtheilt läßt; daß ſie auf die unverhältnißmäßigen Vorzüge gewiſſer Perſonen und Stände aufmerkſam mache, und eben dadurch Unzufriedenheit erzeuge: welches alles denn doch wenigſtens zu Revolutionen diſponire, alſo der Ruhe des Staats gefährlich ſey. Dieſe Einwendungen muß ich erſt noch beleuchten, eh ich zu andern Betrachtungen übergehe.

Die Aufklärung, meint man erſtlich, öffne manchem die Augen, Uebel zu ſehen, die er ſonſt nicht geſehen haben würde. Das kann wohl ſeyn. Aber ſieht er nicht auch um ſo eher das Gute? Wenn jemanden der Staar geſtochen würde, ſo würde er nun freylich viele Dinge ſehen, die man nicht gerne ſieht. Aber wird man um deswillen dieſe Operation widerrathen? Iſt nicht dem ohngeachtet die Wiedererlangung des Geſichts eine höchſt wünſchenswürdige Sache? Ueberdem hat es wol ſeine ausgemachte Richtigkeit, daß der eingebildeten Uebel in allen Fällen mehr ſind und mehr empfunden werden, als der

wirklichen. Die Menschen besitzen kein Gut, das nicht irgend einmal, wenigstens in der Stunde des Mißmuths und der üblen Laune, für ein Uebel erklärt worden wäre. Wir halten es für Glück und Würde des Menschen, Religion zu haben, und das Gegentheil glaubte jener, der zuerst die Worte aussprach: Quantum religio potuit suadere malorum! Wir sind überzeugt, daß sich der Mensch besser ausnimmt und besser befindet bey seiner aufgerichteten Stellung, und jener Philosoph meinte, auf Vieren würde sichs besser gehen. Diejenigen Klassen der Menschen insonderheit, auf welche man zielt, wenn man eine für den Einzelnen und für das Ganze glückliche Unwissenheit der Aufklärung entgegensetzt, werden von eingebildeten Uebeln am mehrsten geplagt. Die Summe dieser eingebildeten Uebel, wovon sie durch Aufklärung befreyt werden, ist ungleich größer, als die Summe derjenigen Uebel, die sie durch sie nun erst zu sehen bekommen. Auch hat es mit solchen Uebeln, die man nicht eher empfindet, bis sie der Verstand entdeckt, lange so viel nicht zu sagen, als mit andern, die uns das Gefühl zuerst ankündigt, denn hier wird Empfindung leicht zur Leidenschaft, die, wie man weiß, leicht Unheil anrichtet.

Die Aufklärung soll ferner das Gefühl verfeinern, mithin auch manches Uebel in der gesellschaftlichen Verbindung mehr empfinden lassen. Ein wirklich gebildeter Verstand bildet zugleich das Herz, und der letzte Zweck der Aufklärung ist, wie ich schon oben bemerkt habe, Veredlung der Menschen in Absicht ihres Wollens und ihres Handelns zu ihrer eignen und andrer Menschen Wohlfahrt. Insofern hat es seine Richtigkeit, daß Aufklärung das Gefühl verfeinert, oder, wenn man will, den Menschen empfindlicher macht. Aber welches Ge-

fühl wird durch sie verfeinert, und von welcher Seite wird der Mensch durch sie empfindlicher? Man verwechsle doch Sinnlichkeit nicht mit moralischem Gefühl; man vergesse doch nicht, daß alle Empfindungen, die der Verstand weckt, nährt und unterhält, geistiger Art sind, und daß eine Empfindlichkeit dieser Art etwas anders ist, als Leidenschaftlichkeit. Die Sinnlichkeit hat es mit physischen, das moralische Gefühl mit morallschen Dingen zu thun. Das muß man wohl unterscheiden, um nicht ungerecht und undankbar gegen die Veredlung der Menschen durch die Aufklärung zu werden und sie in übeln Ruf zu bringen. Es giebt eine Art von Verfeinerung, die der Sinnlichkeit gegeben wird, da man die sinnlichen Genüsse vermehrt, die Reize der Sinnlichkeit verstärkt, Bedürfnisse dieser Art vergrößert, und alle Geisteskräfte der Sinnlichkeit dienstbar macht. Eine solche, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, wollüstige Bildung eines Volks macht dasselbe um so empfindlicher gegen alle physischen Uebel, ohne es zur Erduldung derselben zu stärken. Von dieser Art ist die Kultur der Franzosen. Aber mit der moralischen Bildung hat es eine ganz andre Bewandnlß. Wie? wenn das größre morallsche Gefühl den veredelten Menschen bey Erduldung des physischen Uebels stärkte, und durch die edlern Empfindungen, die es zu wecken im Stande ist, schadlos hielte? Wie? wenn eine größre Empfindlichkeit gegen moralische Uebel den Menschen um so thätiger für das Beste seiner Mitmenschen machte? Dann wäre doch wol das Unglück, das die Aufklärung durch Verfeinerung des Gefühls anrichten soll, so groß nicht? Dann, dächt' ich, wäre nicht Verlust, sondern Gewinn dabey, und zwar nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für das Ganze. Das ist aber wirklich der Fall. Der Mensch von gebildetem

Verstande und Herzen ist weit eher im Stande, physische Uebel zu ertragen, als der Ungebildete, und weit thätiger für das allgemeine Beste, als dieser. Jener hängt von jedem Eindruck seiner Sinne ab; dieser beherrscht sich selbst. Jener unterliegt jedem Schmerz; dieser hat Kraft, ihn durch Geduld zu überwinden. Jener thut nichts gemeinnütziges, als wo er muß; dieser fühlt in sich selbst den Trieb dazu. Man sey also unbesorgt, daß Aufklärung und Bildung die Menschen verstimmen werde. Eine größre Empfindlichkeit für moralische Dinge läßt überdem nicht bloß das moralische Uebel, sondern auch das moralische Gute um so mehr empfinden. Es wird also auch hier das Eine durch das Andre kompensirt.

Man sagt ferner: die Aufklärung veranlasse eine für die innre und äußre Ruhe der Menschen nachtheilige Beurtheilung solcher Dinge, die der Unaufgeklärte gänzlich unbeurtheilt läßt. Es ist wahr, der Gesichtskreis erweitert sich durch vermehrte Kenntnisse, und man kann dem denkenden Verstande innerhalb des Gebiets des menschlichen Denkens keine Gränzen setzen, wo er still stehen soll. Daher kanns denn auch nicht ausbleiben, der einmal angeregte Verstand wird sich mit vielen Dingen besassen, die der schlummernde Kopf unangerührt läßt und wovon er nichts ahndet. Ist denn das nun aber ein Unglück? Oder welche Gefahr kann daraus entstehen? Man sorgt vermuthlich, daß auf solche Art politische Kannengießerey entstehen wird. Daran wirds auch ohne Aufklärung in der Welt nicht fehlen! Aber vielleicht wird dergleichen durch Aufklärung vermehrt. Ich sollte nicht denken; denn der wirklich aufgeklärte Mensch wird solche Dinge, die er versteht und verstehen kann, von denen wohl unterscheiden, die er nicht versteht und nicht verstehen kann. Je einsichtsvoller Jemand ist, desto be-

ſcheidner und vorſichtiger wird er zugleich in ſeinem Urtheil ſeyn; ſo wie man dagegen um ſo kühner in ſeinem Urtheil ſeyn wird, je beſchränkter man iſt. Es iſt ungegründet, daß der Unaufgeklärte vieles gänzlich unbeurtheilt laſſen ſollte, worüber ſich der Aufgeklärte ein Urtheil anmaßt. Alles was einen merklichen und fühlbaren Einfluß auf den Menſchen hat, wird von ihm beurtheilt, und zwar nach Maaßgabe der Vorſtellungen, die er ſich davon macht. Sind dieſe unrichtig und falſch, ſo ſind es auch ſeine Urtheile, ſo wohl von den Urſachen, als von den Wirkungen. Je mehr der Menſch von ſeiner Sinnlichkeit abhängt, deſto häufiger iſt das der Fall bey ihm. Da bildet er ſich Vorſtellungen, wie ſie ihm ſeine erſte Empfindung an die Hand giebt; da urtheilt er nach dem erſten Eindruck, den etwas auf ſeine Sinne macht, nicht nach Maaßgabe der Folgen. Daher kommt z. B. die erſtaunliche Menge abergläubiſcher und irriger Vorſtellungen von phyſiſchen Dingen, beſonders von den Veränderungen in der Atmoſphäre und ihrem Enfluß auf das Leben und die Geſundheit der Menſchen. Daher die Menge falſcher und irriger Vorſtellungen vom Uebel. Der Hottentott hält den Regen für ein großes Uebel, weil er vom Regen naß wird. Nicht anders geht es in Abſicht der aus der geſellſchaftlichen Verbindung und dem Verhältniß mit der Obrigkeit entſtehenden Einſchränkungen, Verbindlichkeiten und Obliegenheiten. Man glaube doch nicht, daß dieſe von irgend jemand unbemerkt und unbeurtheilt bleiben könnten; das können ſie nicht, weil ſie gefühlt und empfunden werden. Sie werden alſo auch beurtheilt, und zwar nach Maaßgabe der Vorſtellungen, die man ſich davon macht. Je ſinnlicher der Menſch iſt, deſto mehr wird er auch hier in Abſicht der Urſachen und Wirkungen irren; ſeine erſte Em-

pfindung wird den Ausspruch thun, wo die Vernunft entscheiden sollte. Daher kommt die so gewöhnliche Unzufriedenheit des großen Haufens mit allem, was die Obrigkeit thut. Daher das ewige Räsonniren über ihre Anordnungen und Einrichtungen; daher das unaufhörliche Kannengießern. Wenn aber der Mensch nicht bloß empfindet, sondern auch denkt: so wird er sich auch ganz andre Vorstellungen von seinen Einschränkungen und Obliegenheiten in der gesellschaftlichen Verbindung machen; er wird die guten Absichten und Wirkungen, er wird die Nothwendigkeit und Nützlichkeit derselben fürs Ganze, wovon er ein Theil ist, erkennen; er wird einsehen, daß er durch die Einschränkungen und Obliegenheiten der Menschen um sich her gewinnt, und daß er durch das, was er leistet, diesen Vortheil nur erwiedern muß; er wird also auch viel günstiger davon urtheilen, und viel zufriedner mit seinem bürgerlichen Verhältniß werden. Es ist also in dieser Rücksicht von der Aufklärung nichts zu fürchten, vielmehr mit gutem Grunde von ihr zu erwarten, daß sie eine große Menge einfältiger und schädlicher Räsonnements wegschaffen, und so viele einseitige und schiefe Urtheile berichtigen werde; womit dem Staat sehr gedient seyn muß.

Endlich so meint man, daß die Aufklärung der Ruhe des Staats dadurch gefährlich werden könne, daß sie auf die Vorzüge gewisser Personen und Stände aufmerksam mache, und eben dadurch Unzufriedenheit erzeuge. Haben gewisse Personen und Stände im Staat Freyheiten oder Belohnungen, die ihren Dienstleistungen angemessen und dem allgemeinen Besten zuträglich sind: so mögen diese Vorzüge immerhin von jeder Menschenklasse bemerkt werden. Stünden solche Vorzüge aber in keinem richtigen Verhältniß mit den Verdiensten, so gehör-

ten ſie zum Uebel und zur Unvollkommenheit der Verfaſſung. Ein ſolches Uebel oder eine ſolche Unvollkommenheit wird aber wahrlich nicht erſt durch Aufklärung bemerklich gemacht, noch dadurch in der Idee des Menſchen vergrößert werden; ſo daß ihre Unzufriedenheit und ihr Mißvergnügen darüber mit derſelben erſt beginnen, oder durch ſie vermehrt werden würde. Undenkende Leute ſehen nur den äußerlichen Schimmer vom glänzenden Elend; der Aufgeklärte ſieht weiter, er erblickt das Elend ſelbſt, das jener Schimmer umgiebt, und iſt weit davon entfernt, es beneiden zu wollen. Die Kunſt, etwas das man nicht hat und haben kann, froh entbehren zu können, iſt ſie ein Werk der Einſicht oder der Dummheit, ein Werk der Weisheit oder der Thorheit? Der Neid iſt bey den ſinnlichen und ungebildeten Leuten am mehrſten zu Hauſe; aber er verliert ſich, wenn Menſchen ihr Gutes zu erkennen und zu ſchätzen wiſſen, wenn ſie ſo klug geworden ſind, einzuſehen, daß man für ſich ſelbſt dadurch nichts verliert, daß andre mehr haben, noch etwas dadurch gewinnt, daß man andern ihre Vorzüge mißgönnt. Wer wohlgeordnete Geſinnungen hat, kann über ſich und neben ſich Vorzüge ſehen, ohne dadurch in ſeiner Zufriedenheit geſtört zu werden. Die Sache ändert ſich freylich, wenn dieſe Vorzüge über die Gebühr behauptet, oder wenn ſie zur Unterdrückung andrer gemißbraucht werden. Da bedarf es aber nicht erſt einer großen Aufklärung, um das wahrzunehmen oder darüber mißvergnügt zu werden. Wenn daraus Unruhen im Kleinen oder Großen entſtehen; ſo iſt es nicht die Aufklärung, ſondern die Bedrückung ſelbſt, wovon ſich dergleichen herſchreibt. Auch iſt nicht zu zweifeln, daß nicht der aufgeklärte und gebildete Menſch den Druck eher und länger ertragen, und, eh er zum äußerſten greift, die gelindern Mittel zur Erleichte-

rung ſeiner Laſt brauchen ſollte. Der klügere und beſſre Theil eines Volks hat nie bey einem Aufſtande den Anfang gemacht; immer war's der an Einſicht und Moralität arme große Haufe, deſſen ſich die Anführer zu verſichern ſuchten, und der durch einen hingeworfnen Funken in Feuer und Flamme geſetzt wurde.

Wenn man in dem Archiv der Menſchheit, in der Geſchichte, nachforſcht, ob ſich da Belege zu der Behauptung finden, daß die Aufklärung Revolutionen befördere: ſo wird man nichts entdecken, daß dieſe Meinung begünſtigen oder beſtätigen könnte. Bald wurden durch Revolutionen nur die Perſonen verändert, welche am Ruder ſaßen und die Regierungsverfaſſung blieb dieſelbe, wie z. B. in Rußland mehrmals geſchehen iſt; oder die Regierungsverfaſſung wurde geändert, und die Perſonen, welche die Regierung verwalteten, behielten das Regiment, wie es z. B. in Schweden in neueſten Zeiten einigemal der Fall geweſen iſt; oder die bisherigen Regenten und die bisherige Regierungsform wurden ganz abgeändert, wovon die Schweiz, die vereinigten Niederlande und Nordamerika Exempel ſind. Bald waren es einzelne Perſonen, welche Aufruhr hervorbrachten, oft ſelbſt aus den Familien der Regenten; bald größre Haufen, die ſich zum Aufſtande vereinigten. Bald mißlangen die Verſuche, Regenten und Regierungsform zu verändern, nach längerm oder kürzerm Kampf; bald gelangen ſie, entweder durch die größre Kraft, die ſich zur Abänderung der bisherigen Verfaſſung vereinigte oder durch die Talente und Geſchicklichkeit der Anführer, oder durch die Fehler der Gegenpartey, oder durch die Begünſtigung der Zeitumſtände. Oft gewannen Völker durch gewaltſame Veränderung der Regierung und Landesverfaſſung; oft

verloren ſie dabey. Selten war es ein durchdachter Plan, der zur Ausführung gebracht wurde; öfter waren Revolutionen und die dadurch bewirkten Veränderungen ein Werk des Zufalls, wie es in Frankreich der Fall zu ſeyn ſcheint. Man wird ſich leicht an Exempel aus der Geſchichte erinnern können, welche zur Erläuterung vorſtehender Sätze dienen können. Auffallend iſt die Bemerkung, die ſich bey Ueberſicht der Revolutionen, ſo viele derſelben in der Geſchichte aufbehalten ſind, von ſelbſt aufdringt, daß ſie bey kultivirten Völkern weniger, als bey unkultivirten vorgefallen ſind; und daß inſonderheit die proteſtantiſchen Länder ſolche Erſchütterungen weit weniger erfahren haben, als die nicht proteſtantiſchen. Was daraus für die vor uns habende Frage zu folgern ſeyn möchte, will ich eines jeden eigner Beurtheilung und Entſcheidung überlaſſen.

Welches ſind aber die eigentlichen Urſachen, die nach Maaßgabe der Geſchichte Revolutionen, oder eine ſolche Unzufriedenheit mit der Regierung und Staatsverfaſſung hervorgebracht haben, wodurch ein gewaltſames Beſtreben, die Regierung und Verfaſſung des Landes umzuändern bewirkt wurde? Es waren immer, wenn dieſe Unzufriedenheit wirklich Grund hatte, entweder der ſchlechte Charakter derer, die am Ruder ſaßen, oder die üble Verwaltung der Regierungsgeſchäfte, oder eine durchaus fehlerhafte Staatsverfaſſung, oder eine unerträgliche Bedrückung des Volks. Leidenſchaft, Immoralität, Schwärmerey, Dummheit und Verführung waren als Kinder der Finſterniß bey allen Revolutionen immer ſehr geſchäftig. So wurde Tarquinius durch ſeinen ſchlechten Charakter den Römern verhaßt, und mit ſeiner Vertreibung hörte das königliche Regiment auf. Die üble Verwaltung der Staatsgeſchäfte auf Seiten der Reichsſtände brachte die Dänen

dahin, daß sie selbst ihren Königen die Souveränität antrugen. Die fehlerhafte Regierungsverfassung Schwedens seit Karl dem Zwölften brachte alle nach seiner Zeit erfolgten Revolutionen hervor. Die schrecklichen Bedrückungen unter dem Herzog von Alba entrissen Spanien die Niederlande; eine ähnliche Bedrückung brachte den Hussiten-Krieg hervor. Die Leidenschaft des Ehrgeizes führte Friedrich von der Pfalz auf den schlüpfrigen Pfad, der ihn ins Verderben stürzte. Immoralität richtete die römische Republik zu Grunde. Schwärmerey erregte den Bauernkrieg und den Unfug der Wiedertäufer. Verführung der Klerisey empörte in neuesten Zeiten die östreichischen Niederlande. Oft haben sich mehrere dieser Ursachen zugleich vereinigt, wodurch die Explosionen der Unzufriedenheit und des Mißvergnügens um so stärker geworden sind. Der Verführung stand die Dummheit immer zu Gebot, und die Schwärmerey war immer ein Zunder, den nur ein Fünkchen treffen durfte, um ihn in eine für die Völker und ihre Verfassung verderbliche Flamme zu verwandeln. Immoralität glich immer einer Fäulniß, welche die Staatskörper in allgemeine Gährung brachte und zuletzt auflöste. Es würde sich der Mühe verlohnen, die Geschichte aller bekannten Revolutionen durchzugehen, ihre Ursachen unter gewisse Gattungen zusammenzustellen, und daraus gewisse Resultate zu ziehen, die Beziehung auf Regierung und Staatsverfassung hätten. Das würde ein großer und wichtiger Dienst für die Politik seyn. Hier ist der Ort nicht, einen auch noch so kleinen Versuch dieser Art zu machen. Ich begnüge mich, an die Geschichte der Revolutionen nur erinnert zu haben; welches schon hinreichend ist, die Aufklärung von dem Vorwurf zu befreyen, daß sie Revolutionen beförderе, denn das Gegentheil liegt überall vor

Augen. Die in den höhern und niedern Ständen verbreitete Aufklärung hebt alle Urſachen auf, welche von jeher Aufſtand und Aufruhr bewirkt haben, in ihr liegt der Keim, der ſich nur gehörig entwickeln darf, um einen ſchönen Baum zu bilden, in deſſen Schatten die Völker ſicher ruhen können.

Zu der Behauptung, daß die Aufklärung Revolutionen befördere, hat in unſern Zeiten das unglückliche Frankreich wol den mehrſten Anlaß gegeben. Man weiß, in welchem Ruf der Aufklärung und Kultur dieſes Land bisher geweſen iſt. Natürlicher Weiſe ſetzte man daher in ſeinen Gedanken Dinge, die bey einander waren, ſogleich als Urſach und Wirkung zuſammen; ohne näher zu unterſuchen, ob auch dieß Zuſammentreffen der Aufklärung und der Revolution ein wirklicher Zuſammenhang zwiſchen Urſach und Wirkung ſey. Noch weniger prüfte man den eigentlichen Gehalt der franzöſiſchen ſo ſehr geprieſnen Aufklärung und Kultur. Es dürften hier wol die beyden Fragen zu unterſuchen ſeyn: erſtlich, ob man die franzöſiſche Nation ſchlechthin für eine aufgeklärte zu halten habe? und alsdann, ob ſich die franzöſiſche Revolution von der Aufklärung herſchreibe? — Die eine Frage beantwortet ſich durch die andre. — Was erſtlich die gerühmte Aufklärung der Franzoſen betrift: ſo findet ſich in dieſer Abſicht viel zu berichtigen. Man iſt viel zu freygebig mit dem Lobe der Aufklärung, wenn man daſſelbe an Leute verſchwendet, die bloß Talente haben, oder ſich durch Witz und Schnelligkeit im Auffaſſen gewiſſer Ideen auszeichnen, oder die viel Worte machen können, oder viel Empfänglichkeit für gewiſſe Eindrücke haben, oder die ihren Verſtand zum Behuf ihrer Sinnlichkeit anſtrengen und üben, die es darin andern zuvorthun, oder die es in einer gewiſſen Art des Denkens und Em-

pfindens andern zuvorthun, in wirklicher Moralität aber weit zurück sind. Ein flüchtiges Blut oder flüchtiger Nervensaft hat an einer solchen Lebhaftigkeit wol den größten Antheil. Das alles ist ja noch keine Aufklärung; so wenig ein häufiges Wetterleuchten in der Nacht für Tageslicht gelten kann. Man verschwendet das Lob der Kultur, wenn man es Leuten ertheilt, die weiter nichts als eine gewisse Gewandheit, Geschicklichkeit, Leichtigkeit und Annehmlichkeit in den Bewegungen des Körpers haben, die sich durch solche Manieren, Geberden und Worte auszeichnen, welche einen conventionellen Werth haben und beliebt machen, die, wie man zu sagen pflegt, zu leben wissen. Kultur besteht nicht in Verfeinerung und Vervielfältigung derjenigen Dinge, die den sinnlichen Lebensgenuß ausmachen. Wenn Menschen weiter nichts haben, als das, so sind sie wie die übertünchten Gräber, die inwendig voller Todtengebein sind, wie von Wurmstich verdorbne Meublen, die man mit einem schönen Firniß überstrichen hat. Man kann einem Volk nicht eher den Charakter eines aufgeklärten beylegen, als bis das wohlthätige Licht der Wahrheit und die damit verbundne Veredlung sich verhältnißmäßig in allen Menschenklassen verbreitet hat. Offenbar kommt man also mit dem Lobe der Aufklärung zu früh, wenn sich die erste Morgenröthe des Tages zeigt. Die Hauptsache des Aufklärens besteht, wie ich eben gezeigt habe, in Berichtigung derjenigen Begriffe, die Beziehung auf die Wohlfahrt der Menschen haben. Aber Beraubung aller Begriffe von äußerlichen Verhältnissen, oder Vernichtung dieser Begriffe durch Aufhebung dieser Verhältnisse, ist keine Berichtigung derselben, so wenig, als Zerstörung alles moralischen Gefühls Veredlung der Menschen genannt werden kann. Es giebt eine Afteraufklärung, welche mit ihrer

Fackel, anſtatt zu erleuchten, das Geiſtesauge blendet, die, anſtatt das Herz zu veredeln, daſſelbe zu Grunde richtet, nach Art der Irrwiſche, die zuletzt in Moräſte führen. Man überlege nun einmal, nach Maaßgabe dieſer vorangeſchickten Grundſätze und Bemerkungen, ob man das franzöſiſche Volk ein aufgeklärtes nennen kann? Trotz des unausbleiblichen Widerſpruchs, behaupt' ich, daß es dieſes Ehrennamens nicht werth iſt. Der mir entſcheidende Grund, worauf ſich dieſe Behauptung ſtützt, iſt das von dem ganzen übrigen Europa verabſcheuete Benehmen dieſes Volks während ſeiner Revolution. Könnte ein wirklich aufgeklärtes Volk ſich ſolche Greuelthaten zu Schulden kommen laſſen, als diejenigen ſind, welche die jetzigen Frankreicher brandmarken? Könnte ein Volk, bey dem die Weisheit einheimiſch geworden wäre, und das irgend einen beträchtlichen Grad der Veredlung erreicht hätte, mit einemmal ſo tief herabſinken, als dasjenige Volk, das wilden Kannibalen ähnlich geworden iſt, und ihnen vielleicht nächſtens gleich werden wird, wenn es einem Wahnſinnigen oder entmenſchten Böſewicht in dem Tollhauſe, welches zu Paris Konvent und Jakobinerklubb heißt, einfallen wird, den Vorſchlag zu thun, die geſchlachteten Menſchenopfer zu verzehren? Wär's möglich, daß ein Volk, welches nur einigermaaßen richtige Begriffe von geſellſchaftlichen Verbindungen gefaßt hätte, ſich auf eine ſo ſchreckliche Art könnte täuſchen laſſen, daß es die Idole einer Freyheit, die nichts anders als die ärgſte Sklaverey, und einer Gleichheit, die wahre Chimäre iſt, anbeten ſollte? Wär's wohl möglich, daß eine wirklich geſittete Nation alle wahren Menſchenrechte, wohin beſonders die Rechte des Gewiſſens gehören, ſo ſchrecklich verletzen könnte, wie in Frankreich geſchieht, wo man die Gottheit läſtert und ihre Verehrer verſpot-

tet, wo man nichts von allem dem ſchont, was Millionen heilig und ehrwürdig iſt, wo kein Eigenthum unverletzlich bleibt, wo Menſch und Menſchenleben keinen Werth mehr hat, wo Moral und Tugend zum leeren Geſchwätz geworden iſt, und ſich in dem Munde eines Jakobiners eben ſo ausnimmt, als wenn ein Teufel von Rechtſchaffenheit ſprechen wollte? Könnte eine Nation, die im Ganzen genommen durch Weisheit und Moralität an wahrer Geiſteskraft gewonnen hätte, ihren Hals ſo unter das eiſerne Joch des furchtbarſten Deſpotismus beugen, oder dieſen Deſpotismus ſo übermächtig werden laſſen, als die Franzoſen in Abſicht ihrer gegenwärtigen Tyrannen gethan haben, die ſich nur mit aſiatiſchen Deſpoten vergleichen laſſen, welche mit einem Kopfnicken über Leben und Tod entſcheiden? Könnte eine Nation von Einſicht und Nachdenken ſo blind ſeyn, nicht zu ſehen, daß ſie Dieben und Mördern, den ſchwärzeſten Böſewichtern in die Hände gefallen iſt? Könnte ein wirklich edles Volk die ſchmählichſte Mißhandlung und die ſchimpflichſte Herabwürdigung ſo lange ertragen, könnte es die Grauſamkeiten aller Art, die ſich die Rotte der Jakobiner erlaubt, ſo lange dulden, da es weiter nichts aufs Spiel ſetzen darf, als was ſchon auf dem Spiel ſteht, nämlich Eigenthum und Leben, deſſen Beſitz in Frankreich gegenwärtig die ungewiſſeſte Sache von der Welt iſt? Wer es vermag, der löſe alle dieſe Räthſel. Man erinnere ſich an die nordamerikaniſche Revolution, die noch in unſer aller Andenken ſchwebt. Mit welcher Würde, mit welchem Edelmuth nahm ſich dieß Volk? Man würde dieſes Volk, wovon ein ſo großer Theil aus Abkömmlingen der Britten und Deutſchen beſteht, entehren, wenn man ſeine Revolution mit der franzöſiſchen vergleichen wollte! Das hieße, Vernunft mit Raſerey, Weisheit mit

Unſinn, Moralität mit Thierheit, Vaterlandsliebe mit wildem Fanatismus, Heldenmuth mit Tollkühnheit, Würde mit Verworfenheit, Gemeingeiſt mit Beutelſchneiderey, und großmüthige Aufopferung mit Mordluſt zuſammenſtellen. Davon bin ich weit entfernt. Ich erinnere hier nur an dieſe Revolution, um den Unterſchied bemerklich zu machen, der ſich zwiſchen der Revolution eines erleuchteten und edlen Volks, und zwiſchen der Revolution eines ſolchen Volks, wie das franzöſiſche iſt, findet; Licht und Finſterniß, Tag und Nacht können nicht mehr verſchieden ſeyn, als dieſe beyden Revolutionen. — Man mache nun daraus den Schluß auf die ehmals geprieſne Aufklärung und Kultur der Franzoſen. Zwar wollten die gegenwärtigen Demagogen nach den neueſten Nachrichten das franzöſiſche Volk in ſeiner jetzigen Verfaſſung unter einem Sinnbilde darſtellen, unter einer Bildſäule, an deren Stirn das Wort Vernunft und auf deren Bruſt das Wort Wahrheit ſtehen ſoll. Aber ſeine Vernunft iſt eine Komödiantin, wie die lebendige Göttin in dem Tempel der Vernunft, und ſeine Wahrheit eine Lüge, wie die Lehre ſeiner Verführer. Das Benehmen des franzöſiſchen Volks während der Revolution, und beſonders in dem gegenwärtigen Jahr, das ihm ewige Schande machen wird, iſt erklärbar, ohne daß man nöthig hat, zu einer ſo unſchuldigen, ja unmöglichen Urſach, als die Aufklärung iſt, ſeine Zuflucht zu nehmen. Leichtſinn und herrſchende Sinnlichkeit mit ihrem ganzen Gefolge ſind hervorſtechende Züge im Nationalcharakter der Franzoſen. Ein ſolcher Charakter diſponirt ſehr zu phantaſtiſchen Hofnungen, zu romanhaften Planen, und zu Bemühungen die Feenmärchen des Gehirns zu realiſiren; wobey ihm Geſetz und Ordnung durchaus zuwider ſeyn muß, wie es der Damm einem reiſſenden

Strom ist, den er eben um deswillen wegzuspülen und zu durchlöchern sucht. Von der Wollust bis zur blutvergiessenden Grausamkeit ist nur ein Schritt; indem Wollust selbst schon eine Art von Grausamkeit ist, die nur auf eine andre Art mordet. Dabey war in Frankreich eine Religion die herrschende, die mit ihren überladnen Ceremonien und bey dem wenigen Licht, das sie dem großen Haufen mittheilt, auch wenig Kraft zur Selbstbeherrschung mittheilt, und um so weniger Moralität bewirken kann, je leichter sie mit der Hofnung täuscht, das Böse auf eine bequeme Art wieder gut machen zu können. In den Künsten und Wissenschaften geschahen beständige Fortschritte, aber die Theologie blieb ein Gewebe scholastischer Terminologie. Die Geistlichkeit nährte sich von der Theologie und schwelgte mit den Kirchengütern, ohne für Religiosität und Moralität des Volks thätig zu seyn. Witzige Köpfe hatten sich auf Kosten des Katholizismus lustig gemacht; man hatte die herrschende Religion verspottet, ohne etwas Bessers an ihre Stelle zu setzen. Dabey herrschte ein gewisser Glaubenszwang, wodurch das Uebel um so ärger werden mußte; denn alle Erfahrung beweist, daß Gewalt, statt der Gründe gebraucht, jede wirkliche und vermeinte Ketzerey nur desto mehr verbreitet; daß gewisse freye Meinungen alsdann am gefährlichsten werden, wenn sie insgeheim gehegt und nicht laut gesagt werden sollen. Viele Schriftsteller Frankreichs boten alle ihre Geisteskräfte auf, die Künste und Werke der Sinnlichkeit zu verbreiten, und arbeiteten, indem sie ihre Leser zu vergnügen suchten, am Verderben einer Nation, die ohnehin schon einen so großen Hang zu sinnlichen Genüssen aller Art hatte. Hiezu kam das fürchterliche böse Beyspiel so vieler Großen, die als wahre Sardanapale und

Syba-

Sybariten lebten, und einen groſsen Schwarm müſsiger Wollüſtlinge um ſich her hatten, welche denn in einen groſsen Kreiſe die Peſt der Sittenloſigkeit ausbreiteten, die nothwendig immer weiter um ſich greifen mußte. Die Koſtbarkeit der Wollüſte mußte einen groſsen Theil des Volks in Armuth ſtürzen und an den Rand der Verzweiflung bringen. Es vereinigte ſich mit der Verderbtheit der Nation die entſetzlichſte Bedrükkung, die einen groſsen Theil derſelben in einen ſolchen Zuſtand ſetzte, wo es nur eines Funkens und einer Oeffnung bedurfte, um die ſchrecklichſten Exploſionen hervorzubringen. Frankreich hatte eine Hauptſtadt, die bey ihrer übermäßigen Gröſse und bey der Verdorbenheit der Nation einem groſsen Peſthauſe ähnlich war, aus welchem viele Tauſend verdorbne Menſchen in die Provinzen zurückkamen und das eingeſogne Gift überall verbreiteten. Dieſe Hauptſtadt ſpielt bekanntermaaſſen bey der gegenwärtigen Revolution die Hauptrolle. Sie iſt es eben, die durch ihre Menſchenmenge der ganzen Verfaſſung des Landes ſo gefährlich und verderblich, und ein warnendes Beyſpiel für die Völker und ihre Regenten geworden iſt, nirgends eine übermäßige Menſchenzahl zuſammenzuhäufen, weil es in phyſiſcher, moraliſcher und politiſcher Rückſicht äuſserſt gefährlich iſt. Wenn man ſich nun noch hinzudenkt, was von ſehr glaubwürdigen Schriftſtellern verſichert wird, daß jetzt eine nicht ſehr zahlreiche Bande der verſchlagenſten und ränkevolleſten Menſchen hinter dem Vorhang ſteht, und den ſchwarzen Plan der Verwüſtung entwirft und ausführt, um ſich auf dieſen Trümmern Throne zu errichten: ſo wird es vollends begreiflich, wie es mit dieſer Nation ſo weit hat kommen können, daß ſie das einzige Exempel in ihrer Art geworden iſt. So viel liegt am Tage, daß der Konvent nun

völlige Maſchine in einer unſichtbaren Hand iſt, daß ein gewiſſer Plan befolgt wird, der ein geheimes Intereſſe vorausſetzt, und daß der Charakter und die Stimmung des franzöſiſchen Volks dabey ſehr genau berechnet iſt, welches letztere beſonders daraus hervorgeht, daß nun alle Religion mit einemmal über den Haufen geworfen iſt, welches gewiß in keinem andern Lande, als nur in Frankreich, gewagt werden konnte. — So viel zur Beantwortung der Frage: Ob man das franzöſiſche Volk ein aufgeklärtes mit Recht nennen könne, und ob ſich ſeine Revolution von der Aufklärung herſchreibe?

Aufgeklärtheit iſt eine Sache die äuſſerſt gemißdeutet und mißverſtanden wird. Mancher hält ſich für aufgeklärt, weil er ſich leichtſinnig über alles wegſetzen kann, was andern heilig und ehrwürdig iſt; weil er ſich Religion und Moral aus ſeinem Kopf und Herzen wegſpekulirt hat. Das denken ſich denn auch viele dabey, die ſo ſehr wider Aufklärung ſchreyen. Daher iſt es denn auch nicht zu verwundern, wenn ſie alles, ſelbſt die ſchrecklichſten Staatsveränderungen, davon fürchten, und in dieſer Meinung durch die Geſchichte des Tages beſtärkt werden. Allein man mißbraucht in ſolchem Fall ein Wort, welches eine ſehr edle und würdige Sache bezeichnet, auf eine wirklich kindiſche Weiſe; eben ſo, als wenn Kinder ihre gelben Zahlpfennige, Goldſtücke nennen. Männer ſollten ſo nicht handeln; ſollten die Sprache, und mit ihr die Ideen, nicht verwirren. Am wenigſten ſollte man eine Sache, die mißfällt oder verhaßt iſt, mit einem Wort benennen, das eine ſehr edle Bedeutung hat; woraus ja offenbar der Schade entſteht, daß auch eine gute Sache verächtlich und verhaßt werden kann. Es verräth viel Schwach-

ſinn und wenig Geiſt der Unterſcheidung, wenn man ſo zu Werke gehen kann. Die Leute, welche die Aufklärung läſtern und derſelben ſpotten, handeln nicht beſſer, als diejenigen, welche wegen der Verſtandesverirrung dieſes oder jenes Menſchen die Vernunft geläſtert haben; nicht beſſer, als diejenigen, welche, wegen des Mißverſtandes und Mißbrauchs, der Religion überhaupt geſpottet haben. — So wie Aufgeklärtheit eine ſehr gemißdeutete und mißverſtandne Sache iſt, ſo iſt es das Aufklären nicht weniger. Diejenigen, deren innerlicher und äußerlicher Beruf es fordert, die Wahrheit unter den Menſchen auszubreiten, haben nicht alle die Lehrweisheit gezeigt, die zu einem ſo wichtigen Geſchäft erfordert wird. Es gab unter ihnen Brauſeköpfe, die zu leidenſchaftlich zu Werke gingen, und mehr ſchadeten als nützten; Stürmer, die niederiſſen, ehe der neue Bau vorbereitet war; Egoiſten, die keine noch ſo edle Pflanze dulden wollten, wenn ſie nicht auf ihren eignen Boden gewachſen war; Halbdenker, die ihre unverdauten Sätze überall mittheilten; Unbeſonnene, die, anſtatt den Staar zu ſtechen, die Augen ſelbſt ausſtachen; unmoraliſche Leute, die ſich an die Aufklärer anſchloſſen, und unter dieſer Firma zu ſchlechten Streichen privilegirt zu ſeyn glaubten; es gab unter ihnen ſogenannte Genie's, die allerley Sprünge machten, Wohlſtand und äußerliche Verhältniſſe verletzten, welches denn der guten Sache bey ſchwachen Leuten eben nicht ſehr zur Empfehlung gereichen konnte. Von jeher fand ſich das Unkraut unter dem Weizen. Zur Zeit der Reformation gab es Cariſtadts und Münzers neben den Luthers und Melanchtons. Es iſt nun in dieſer ſublunariſchen Welt einmal nicht anders; es giebt

in allen Dingen Mißdeutung, Mißverstand und Mißbrauch. Das läßt sich nicht ändern. Wir würden doch denjenigen entweder für einen sehr beschränkten Kopf, oder für einen schwachen Parteygänger erklären, der das Böse, das Carlstadt, Münzer, Johann von Leiden und Knipperdolling angerichtet haben, auf die Rechnung der Reformation setzen wollte. Nicht besser würde man sich zeigen, wenn man einsichtsvolle und menschenfreundliche Bemühungen, die Erkenntniß der Wahrheit zur Verdlung der Menschen zu befördern, darum verschreyen wollte, weil auch hier Mißverstand und Mißbrauch mit untergelaufen ist. Wenn manche Schriftsteller Grundsätze geäußert haben, die der öffentlichen Ruhe gefährlich scheinen, oder es wirklich sind: so ist ja das noch nicht allgemeine Meinung, noch nicht Grundsatz eines jeden, der zur Erfüllung des menschenfreundlichen Wunsches, die Menschen weiser und besser zu machen, mitwirkt. Man bestreite solche gefährliche und schädliche Grundsätze mit den Waffen, womit man Meinungen und Behauptungen bekämpfen muß, d. i. mit Gründen; aber man enthalte sich selbst der Schmähungen des Gegners, womit man nur sich selbst verdächtig macht. Am wenigsten erlaube man sich, Alles, Gutes und Böses, unter einander zu mischen, und so das Gute mit dem Bösen wegzuwerfen, und zugleich diejenigen zu verlästern, welche nur das Gute wollen und die Abwege zu vermeiden wissen. Die Meinungen über die französische Revolution waren im Anfange mehr als jetzt getheilt. Die erste Konstitution fand unter deutschen Schriftstellern viele Vertheidiger, besonders unter denen, welche bis dahin vorzüglichen Antheil an der Aufklärung in Deutschland genommen hatten. Es fand hier nur der Un-

terſchied Statt, daß ſie ſchriftlich und öffentlich ſagten, was andere mündlich und bloß in dem Zirkel ihrer Freunde erklärten. Das konnte in beyden Fällen ſehr unſchuldig ſeyn, denn das war noch kein Beweis, daß man eine ähnliche Veränderung in Deutſchland wünſche oder Plane dazu entwerfe. Mancher urtheilt über den Bau eines neuen Hauſes in ſeiner Nachbarſchaft mit vielem Enthuſiasmus, ohne daß es ihm einfällt, in ſeinem eigenen Hauſe nur eine Thür oder ein Fenſter zu verändern. Aber ſchriftliche und mündliche Aeußerungen dieſer Art, die man freylich von Seiten der Vorſichtigkeit eben nicht rühmen kann, ſind hin und wieder ſehr übel aufgenommen worden, haben mancherley Argwohn veranlaßt, und hier und da Beſorgniſſe erregt. Das hat denn die Folge gehabt, daß man die Aufklärung verdächtig gemacht hat, als wenn ſie Revolutionen beförderte oder begünſtige. Das iſt offenbare Konſequenzmacherey. Es iſt ſchon große Uebereilung, einen einzelnen Mann wegen ſeines Urtheils über die franzöſiſche Revolution in Verdacht zu ziehen; aber wie ſoll man vollends den Fehlſchluß nennen, daß Aufklärung darum eine Urſach des Revolutionsfiebers ſey, weil dieſer und jener, der ſich ſelbſt für aufgeklärt hält oder von andern dafür gehalten wird, ein günſtiges Urtheil über die franzöſiſche Revolution gefällt hat? Das iſt doch aufs mindeſte erbärmlicher Schwachſinn. Die Franzoſen haben nunmehr ſelbſt ſo ziemlich einen jeden kurirt, der ſich von täuſchenden Idealen hinreißen ließ, ihrer Revolution das Wort zu reden. Außerdem konnte man ſichs leicht zum voraus vorſtellen, daß mit dem Reiz der Neuheit auch das Wohlgefallen an den ſüßen Träumen der Phantaſie verſchwinden würde; daß der Verſtand zu rech-

ter Zeit ins Mittel treten und die Täuschung enthüllen würde. Es ist schon so weit gekommen, daß mancher seine ersten vortheilhaften Aeußerungen über diese Revolution gern zurücknähme, und da das nicht gut angeht, sie aufs möglichste nach Zeit und Umständen zu modifiziren sucht, so daß sie nunmehr ziemlich gleichlautend mit dem Urtheil werden, welches alle besonnene Leute gleich Anfangs über die französische Revolution fällten. Man hätte also nur eine kurze Zeit Geduld haben, und sich mit seiner Meinung über dergleichen Urtheile und Aeußerungen, über die Ursachen und Wirkungen derselben, nicht übereilen sollen. Argwohn gegen eine unschuldige Sache und gegen unschuldige Personen ist schädlicher, als es jene Urtheile jemals werden können; denn der Argwohn ist allemal und in allen Fällen unausbleiblich wirksam zum Schaden der Menschen, weil er unmittelbar neben der Quelle wohnt, aus welcher unsre Handlungen herfließen und derselben sein Gift so leicht mittheilt; wenn dagegen jene Urtheile im Gebiet der Spekulationen wohnen und erst einen längern Weg zu machen haben, ehe sie zum Herzen und von da ins Leben kommen können. Es hat seine Richtigkeit, daß manche Schriftsteller die Revolution in Frankreich anfänglich viel zu enthusiastisch gelobt haben. Allein war dieser Enthusiasmus eine Wirkung der Ueberlegung oder der Unbesonnenheit? Waren sie zu Sprechern in den Angelegenheiten der Wahrheit und Menschheit bestellt, oder gaben sie nur ihre einzelne Stimme? Warum soll denn hier der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden und mit ihm das Odium theilen? Warum soll denn sogar die Aufklärung, die wohlverstanden eine so unschuldige und wohlthätige Sache ist, mit in diesen Prozeß verwickelt werden? Man muß auch die Mainzi-

schen Gelehrten, die einen so entsetzlichen Mißgriff gethan haben, als sie die rothe Mütze annahmen, nicht zum Beweise anführen, daß der Aufklärung nicht zu trauen sey. Daß der subjektiven Aufklärung dieser Männer nicht zu trauen sey, hat ihr Verhalten bewiesen; vorausgesetzt, daß sie moralisch frey haben handeln können. Denn die Weisheit gab es ihnen wol nicht ein, sich an eine Bande anzuschließen, die aus Frankreich kam, ihren Unsinn auf deutschen Grund und Boden zu verpflanzen, wo er nimmermehr, wo er eben so wenig gedeihen kann, als der dürre Stamm, den sie als das Panier ihrer Raserey in Mainz aufrichteten, und dem sie einige Galgen zur Gesellschaft gaben. Das Exempel dieser Männer beweist weiter nichts, als daß sie Menschen waren, die durch ein Ideal oder Traumbild getäuscht wurden, und in einer unglücklichen Stunde einen Schritt thaten, der die übrigen unvermeidlich machte, so wie ein Fehltritt am Abhang eines Berges den unvorsichtigen Wanderer trotz seines Sträubens in den Abgrund stürzt, wo er dann, wenn er noch einige Stunden zu leben hat, bedenken kann, was er gethan hat und wie er's besser hätte machen können.

Nie kann, nie wird ein weiser Menschenfreund und ein rechtschaffner Mann, so lange er als ein solcher denkt und handelt, eine Revolution wünschen, oder sie durch Wort und That begünstigen, veranlassen und befördern; denn sie ist in der moralischen Welt eben das, was ein Erdbeben in der physischen ist. Vielmehr wird er in seinem Wirkungskreise, er sey nun so groß oder so klein, als er wolle, zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung mitwirken. Es wird ihm der angelegentlichste Wunsch seyn, daß die Menschen immer weiser und besser werden mögen, daß die Weisheit in Palläste und niedrige Hütten einkehren, und die Menschen in allen Klassen und Ständen immer mehr ver-

edlen möge. Unter tausend andern großen Vortheilen ist ja davon auch der wichtige Gewinn zu erwarten, daß ein jeder um so zufriedner mit dem Verhältniß seyn wird, darin er mit denen steht, welchen er untergeordnet ist, und daß er auch um so mehr Ursach haben kann, zufrieden zu seyn. Es ist so fern, daß wohlverstandne Aufklärung Revolutionen befördere, daß sie vielmehr das wirksamste Mittel ist, ein solches Unglück zu verhüten. Es verlohnte sich also der Mühe, auf den Ungrund einer Behauptung aufmerksam zu machen, wogegen man unmöglich gleichgültig bleiben kann, wenn man es wohl mit seinen Mitmenschen und seinem Vaterlande meint.

* * —.

II.

Ueber
Verhütung und Milderung der Todesfurcht durch Erziehung.

Eine Rede. *)

Ihrer ermunternden Aufmerksamkeit, Ihrer vielleicht zu günstigen Erwartung von meinem Vortrage bringe ich wenigstens den herzlichen Wunsch, derselben nicht ganz unwürdig zu seyn, in dem Vorsatz entgegen, die Beantwortung einer Frage zu versuchen, welche auf die Beförderung eines unschuldigen, freudigen, schreckenlosen Lebensgenusses sehr nahe Beziehung hat, die Beantwortung der Frage: Wie verhütet, wie mildert man durch Erziehung die To-

*) Ich bitte meine Leser, hier keine ihren Gegenstand erschöpfende Abhandlung, sondern eine Rede zu erwarten, deren Umfang sich nach der Zeit, in welcher sie gehalten ward, bestimmen mußte. Anm. des Verf.

Vielleicht in Zeiten, wo der Tod so fürchterlich wütet, ein Wort zu seiner Zeit. Anm. des Herausg.

desfurcht? — Tod und Todesfurcht? Davon vor einer so heitern Versammlung reden? — Ich gestehe es Ihnen, meine Verehrten, daß sich in mir einige Bedenklichkeit über das Schickliche meiner Wahl regte; aber grade diese Bedenklichkeit selbst mußte mir die Ueberzeugung verstärken, die mich eben auf jenen Gegenstand leitete, die Ueberzeugung von der Allgemeinheit der Todesfurcht, von ihrer überall wirkenden Kraft, die menschlichen Sinne durch trübe Vorstellungen zu umdüstern. O warlich! für trübe Vorstellungen ist Gottes lachende, geschmückte Welt zu schön; o warlich! trübe Vorstellungen sollten in dem, der gesund am Leibe und am Geiste ist, nicht herrschen. Und doch wie ist es wirklich? Ach! der sanfte, stille Genius, der den Vorhang über dem ersten Aufzug unsers Daseyns sinken läßt, weckt manchem nur Ekel und Abscheu, seine verglimmende Fackel nur Zittern und Angst, wie ein Schreckbild steht er in mancher verfinsterten Phantasie, wie ein Wütrich lähmt er manche gespannte emporringende Kraft, wie ein grausendes Gespenst tritt er scheuchend in den Kreis traulicher Freuden, und die letzte große Empfindung — und ich denke, wir sind nicht bloß für süße, sondern auch für große und starke Gefühle geschaffen, — die erhabene Empfindung des Scheidens von den Geliebten, verwandelt er in wilde Verzweiflung. O warlich für so peinigende Vorstellungen des Todes ist Gottes lachende geschmückte Welt zu schön.

Das fühlt man auch. Darum vermeiden es manche sorglich, an ihn zu denken, von ihm zu hören, seine Erscheinungen zu sehen, darum hat man es gleichsam stillschweigend zu einem Gesetz der feinen Lebensart gemacht, den letzten guten Freund hienieden nicht bey seinem Namen zu nennen, ohne zu überlegen, daß man dadurch die Furcht vor ihm nimmer

verbannt, daß man das Entsetzen nicht besiegen wird, wenn man vor ihm flieht, daß man vor den mannichfaltigen Gestalten, in welchen er sich zeigt, um so mehr erschrecken muß, wenn man sich absichtlich in die Verfassung gesetzt hat, vor ihm zu beben. Wer mag denn seinen Erscheinungen entgehn? Kann man doch kaum in irgend eine Stadt kommen, ohne den hügelvollen Platz zu erblicken, wo die schlafen, die sonst die Stadt bewohnten; man genießt des Lebens im Kreise sich mittheilender Freunde, und es hallet Sterbeglockenklang um einen Menschen, der sich einst auch mit andern freute; man eilt dem Genusse der freyen Natur entgegen, und da trägt man einen im Leichenzuge heraus, der sonst auch hier wandelte; man freut sich seiner Kraft zu fühlen, zu denken, zu wirken, und sieht einen Genossen des Fühlens, des Denkens, des Wirkens begraben. Verjagen also, verjagen läßt sich das Bild des Todes nicht, aber verschönern läßt es sich, mildern können es Erzieher durch die Art der in der frühesten Jugend so mächtig wirkenden ersten Eindrücke davon, verhüten und mäßigen können sie die Furcht vor demselben. Und ich denke, das sind Väter ihren Kindern, Mütter ihren Lieblingen, Lehrer ihren Zöglingen schuldig. Wenn wahres eigentliches Glück nur in unsrer innern Gemüthsfassung ruhen kann, was können dann Erzieher für die ihnen Anvertrauten Bessers thun, als daß sie ihren Sinn offen bewahren für die unzähligen Güter der Erde, daß sie ihre Seelen stimmen und empfänglich machen für das Gefühl der großen Uebereinstimmung in Gottes herrlicher Natur, für den Genuß der befriedigenden Harmonie zwischen Gottes physischer und moralischer Welt, damit sie in sich diese Harmonie rein und durstig auffassen, und wie der, welcher die Musik eines geistvollen Künstlers hört,

ſelbſt dann, wenn ein Mißklang ihn lange hinhält, ruhig lauſchet, und geduldig ſeiner ſchönen Auflöſung harret, bey welcher er ſelig hinſchmelzen wird in dem ſüßeſten Entzücken der allgemeinen, unausſprechlichen, allbeglückenden Harmonie. O daß es mir gelänge, darüber etwas Brauchbares zu ſagen, o daß alle Worte meiner Rede an den bang geahndeten Gebieten des Todes ſo leicht, ſo ſanft hingleiteten, wie die ſpiegelnden Wellen eines milden Fluſſes lieblich ſich ſchmiegen um eine geſcheuete Klippe, und ſich hinwinden in lichte Gefilde und blumichte Auen, wo reine Schönheit den Beobachter erquickt, wo ſelbſt die ſchroffe Klippe den Anblick des Ganzen erhebt und verſchönert.

Ich habe nicht nöthig, weitläuftig auseinanderzuſetzen, was jeder anerkennt, daß die früheſten Eindrücke in die Seele eines Kindes von der höchſten Wichtigkeit ſind, daß ungemein viel darauf ankommt, durch wen und wie ihm die erſten Begriffe von einem Gegenſtande gegeben werden, daß dieſe als die erſten unausreißlich veſthaften, daß, wenn man ſie auch hernach als unrichtig verwirft, doch noch oft ihr Schatten ängſtet und täuſcht, um auf die Bemerkung vorzubereiten, daß Eltern auf die erſte Bekanntſchaft, welche ihre Kinder mit dem Tode machen, nicht aufmerkſam genug ſeyn, nicht ſorgſam genug gleich anfangs falſche und erſchreckende Vorſtellungen von demſelben verhüten können. Erzieher, welche ihren Kleinen gern einen ruhigen, heitern Sinn für das Leben ſichern, und ihnen manchen unnöthigen und grundloſen Schauder erſparen wollen, müßten daher durch eignen Unterricht der Gefahr zuvorkommen, die darin liegt, wenn Kinder durch unerbetene und unwillkommene Lehrer über unſre letzte Veränderung hienieden unterwieſen werden. Solche unberu-

sene Unterweiser sprechen häufig mit einer geheimnißvollen Schüchternheit, hinter welcher das Kind etwas sehr Wichtiges erwartet, sprechen gewöhnlich mit aller der Lebhaftigkeit, welche den Erguß dunkler und verworrener Vorstellungen zu begleiten pflegt. Dadurch schneidet sich denn der Wahn, der dem Kinde mitgetheilt wird, eben so tief ein, als er nachtheilig wirkt, weil er Wahn ist. Wenigstens möchte es sehr gewagt seyn, auf etwas anders, als auf irrige Darstellungen zu rechnen. Denn so wie die Begriffe, welche Kindern durch dienende Hausgenossen oder andre eben so wenig dazu bestellte Aufklärer von der Gottheit beygebracht werden, meistens von den armseligen Holzschnitten in den Evangelienbüchern abgezogen sind, so ist das, was sie ihnen über den Tod sagen, gewöhnlich ein wüstes schwarzes Gebilde einer schwärmenden vom Verstande ungezügelten Einbildungskraft. Mitleidig hab' ich bisweilen gehört, wie manche, welche den Tod mit dem, was nach ihm der Leib erleidet, verwechselten, sich zermarterten, um Kindern das Sterben recht entsetzlich abzumahlen, wie sie ihrer Phantasie ein düstres Bild nach dem andern abpreßten, um ihnen recht lebhaft zu machen, wie gräßlich es sey, begraben zu werden. Geht denn das denkende Wesen, welches den Tod überstand, alles das, was nur die Lebendigen scheucht, und der Trauerpomp, womit nur diese sich schrecken, noch irgend etwas an? Ist denn das Begrabenwerden der Tod? Und was ist denn begraben? Man legt ein unbrauchbar gewordenes abgeworfenes Kleid hinweg; weiter ist es doch nichts. Die so ganz andern Begriffe, welche Kindern auf dem vorhin angegebenen Wege zugeführt werden, schaden auch zuweilen noch durch folgenden Umstand. Diejenigen, welche ihnen dieselben ertheilen, so wie sie mit den Vor-

ſtellungen vom Sterben oft den Aberglauben von Wiedererſcheinungen, vom Umherwandeln der Geſchiedenen verbinden, verkörpern nicht ſelten den Tod ſelbſt, malen ihn bisweilen ihren kleinen zitternden Zuhörern als ein außer ihnen befindliches wirkliches Weſen ab, das etwa in der Geſtalt eines Gerippes, oder eines ähnlichen Unholds unerbittlich, unwiderſtehlich an ihr Lager trete, ihnen drohend gebiete, zu kommen, mit ſtarkem Arme ſie erfaſſe, und mit grauſer Gewalt dahin raffe. Dieß Bild eines außer uns wirkenden Weſens, in deſſen tyranniſche Willkühr wir hingegeben ſeyen, das ohne Verſchonen uns mächtig überfalle und zerſtöre, hat ſelbſt für Erwachſene etwas natürlich Schauderhaftes: wie ſollte es ein Kind nicht quälen, wie ſollte es auch, wenn hernach ſeine Nichtigkeit erkannt iſt, nicht einen unmuthigen Widerwillen gegen den Gegenſtand zurücklaſſen, deſſen Vorſtellung ihm einſt ſo marternd war!

Das alles läßt ſich verhüten, wenn Eltern oder deren Stellvertreter ihren Zögling ſelbſt über den Tod unterrichten, und ihn damit als mit einer in uns ſelbſt vorgehenden nothwendigen Veränderung bekannt machen, wenn ſie ihm etwa ſagen: Sieh, Kind, wenn du deine Kräfte lange gebraucht haſt und müde geworden biſt, ſo ſchläfſt du ein; ein Menſch, der alle ſeine Kräfte verbraucht hat, und nun recht ſehr müde geworden iſt, ſchläft auch ein, ohne hier wieder zu erwachen und das nennt man Sterben. In dieſem Begriffe einer bloßen Veränderung, die uns trift, erſcheint das Sterben um vieles milder. Wer es im recht lebhaften Gefühl des Daſeyns, mit recht ſteifer Wirkſamkeit der Lebenskraft, und das iſt doch bey den meiſten Kindern der Fall, denkt, dem iſt es nun nur ein Wechſel, den man überſieht, allenfalls etwas größer, als man ihn

bisher erfuhr, ein Wechsel, der von unsrer Natur selbst gewissermaaßen bestimmt und abhängig ist, und nach welchen man doch sich selbst, sein inneres Wesen zu künftigem Genusse behält, ein Wechsel, den man wohl ertragen mag, den man um des mit ihm verbundenen Triumphs seiner Kraft willen wohl gar liebgewinnen mag.

Diese Darstellung unsrer künftigen Umbildung können die Erzieher bey dem Kinde, welches auch schon fühlt, daß Veränderung zu unsrem Wesen gehört, daß der Mensch immer in und unter neuen Auftritten und Umgestaltungen lebt und wirkt, in ihrer eigenthümlichen Schreckenlosigkeit erhalten, wenn sie bey der Erwähnung, wenn sie beym Anblicke der Scenen des menschlichen Vergehens wachsam über sich selbst nicht Aengstlichkeit und Furchtver rathen, wenn sie die verschiedenen Benennungen unsrer einstigen Verwandlung ohne Beklommenheit und Abscheu, ohne bedeutende Zurückhaltung, mit Ruhe und hingegebener Gefaßtheit aussprechen, wenn sie, so oft ein besondrer Fall ihr Gefühl überrascht, das in ihren Gebärden meistens sehr richtig lesende Kind belehren, daß sie nicht über den Zustand des Weggegangenen, sondern über den Kummer erschrecken, den diese Trennung seinen Lieben machen werde. Erzieher können aber noch mehr thun, Erzieher, welche von der mächtigen oft durch das ganze Leben dauernden Wirksamkeit der Verknüpfung gewisser Vorstellungen überzeugt sind, können durch die Zeit, durch den Ort, durch die Umstände, welche sie für ihren Unterricht über den Tod wählen, durch die begleitenden Begriffe, mit welchen sie dem Kinde denselben vorführen, dem an sich bloß leidlichen Gedanken desselben so gar freundliche Lieblichkeit, ergötzende Heiterkeit geben. Die vorhin schon berührte Erklärung des Todes durch den Zustand des Schlafs schmiegt gar beruhigend

ſich an — an die Erinnerung des oft ſchon genoſſenen willkommnen leiſen Gefühls des ſanft beſchleichenden umſchattenden und auflöſenden mit Erquickung und Stärkung den Müden durchflieſſenden Schlummers. Ein entſeelter Vogel, ein angenehmes vielfarbigtes Thierchen dieſer Art zur Aufbehaltung ausgeſtopft, eine Sammlung prächtig ſchimmernder Schmetterlinge wird die Vorſtellung des Todes eben ſowohl verſinnlichen als mildern. An manche ſolche Mittheilungen auch außer der Geſchichte des wiedergebornen Inſekts laſſen ſich die erhabnen herzerfüllenden Begriffe von Enthüllung, von Ausbildung, von Erhebung zu einem edlern Daſeyn recht unmittelbar anreihen. Ein Vater kann im würzigen Dufte der ſchwelgeriſch blühenden Bäume, im belebenden Athem der friſchen Gartenluft, in der Frühlings-Sonne beſeelendem Lichte, das durch die wogenden Schatten der neu belaubten Zweige tanzt, ſeinen Kindern eine welkende Blume, eine ſinkende Blüte mit den Worten zeigen: Seht, Lieben, hier ſtirbt eine Baumblüte, ſeht da wälzt ein Lüftchen ſie hin und begräbt ſie im Staube; aber kommt her, da erblickt ihr an ihrer Stelle zwiſchen den Blättern ſchon ein zartes Früchtchen, die Frucht wächſt und ſchwillt von ſüſſem Saft, und kann einſt, von einem menſchlichen Munde genoſſen, in Blut verwandelt in dem Herzen eines Edlen ſchlagen, oder das Gehirn eines großen Denkers beleben. So unterwieſen wird ein Kind ſich früh gewöhnen, im Sterben nur Entwicklung, Erhöhung, Reifen zu ſchöner Vollendung zu ahnden. Ein ſo vorbereitetes Kind wird man denn auch die Erſcheinungen menſchliches Verwelkens, die abgeſtreiften Hüllen reifender menſchlicher Natur ohne Bedenken ſehn laſſen können. Ich kann mich unmöglich überzeugen, daß die Aengſtlichkeit, womit dieß manche verhüten,

für

für die künftige Ruhe des Kindes vortheilhaft seyn sollte, da seltnere und verscheuchte Vorstellungen am stärksten erschüttern, öfter wiederholte hingegen ruhiger und gleichgültiger werden. Eltern, die ihre Kinder dabey selbst leiten wollen, haben es in ihrer Gewalt, eben sowohl die Annäherung derselben an auffallende Entstellung und an die Opfer bedenklicher Krankheiten zu verhindern, als durch Vorbereitung die üble Wirkung eines unvermutheten Anblicks zu vermeiden, und schiefe Vorstellungen, die etwa durch umstehende Zuschauer erregt seyn möchten, zu berichtigen. Vorzüglich wär' es wol nicht zu billigen, ein Kind von dem Schlummerbette seines gestorbnen Gespielen zurückzuhalten. Das Kind wird noch an manchem Sarge stehen müssen, es mag hier lernen, auch das zu dulden und gerade am Sarge eines verblüheten Kleinen schließt sich das Bild des Todes gar friedlich an das Bild des lieben ermüdeten Freundes, der sonst hüpfenden nun ruhenden Freude, des holden noch in seinem tiefen Schlafe schier lächelnden Genossen der süßen kindlichen Lust. Ein verwelktes Kind ist ein so milder Anblick, daß es Erwachsenen, die ihre Zaghaftigkeit überwinden wollen, zu rathen ist, bey einem solchen die Scene des menschlichen Hinneilens anschauen zu lernen. Ein todtes Kind schreckt nicht. Es kam und sah sich um; es hatte gesehn und ging. Es hatte sich noch nicht so fest an das Leben gehängt, darum sträubte es sich nicht dem winkenden Genius des Todes zu folgen, es tändelte freundlich hin in seine umfangende Arme, darum ist in allen seinen Gebärden etwas gar Williges, Hingegebenes und Zuversichtliches; kein wütender Schmerz hat seine kindliche Schönheit entstellt, keine wilde Leidenschaft in seinen Zügen gewühlt, darum wallet auf seinem bleichen Gesichte der Schleyer des Todes so leise, so locker, so

ſpielend, möchte ich ſagen, daß man denken ſollte, es ſey nicht todt, es träume luſtige Träume. Es ſey mir hier geſtattet, eine an ſich nicht wichtige, aber doch beſtätigende pſychologiſche Erfahrung anzuführen. Ein Knabe, der, ich weiß nicht durch welche Eindrücke verſtimmt, ſchüchtern vor jeder Scene der menſchlichen Verwandlung floh, war einſt faſt gegen ſeinen Willen an ein Haus gezogen, in welchem ein kleines verblichnes Mädchen ausgeſtellt war, es befremdete ihn, alles anders zu ſehn, als er gewähnt hatte, der Schimmer von Friedlichkeit und Wohlbehagen in dem Antlitz des Kindes, die Menge von Blumen der Jahrszeit, womit es dicht überſtreut war, wunderte und vergnügte ihn, und begann ſeine finſtern Vorſtellungen zu erhellen. Bald nachher ſtarb ein Knabe, mit welchem er zu ſpielen pflegte, er weigerte ſich, ihn zu ſehn, und trat endlich zur Flucht gefaßt und halb zurückgezogen in die Thür. Die Schönheit des ruhenden Knaben, der Freude zu fühlen ſchien, zog ihn ſchon ein wenig näher hin, als aber gar der Vater des Kleinen mit in einander geſchlungnen Armen, mit einem trunknen Blick im innigen Geſichte, aus welchem Trauer und liebevolle Zärtlichkeit vermiſcht und ſelbſt für ein Kind verſtändlich ſprach, zum Sarge trat, lange über ihm hing, und dann ſich niederneigte und die blaſſe Wange des holden Lieblings küßte, da verließ den ſchauenden Knaben zu ſeinem Erſtaunen plötzlich Grauen und Entſetzen; daß auch ein Todter noch liebenswürdig und geliebt ſeyn könne, war ihm eben ſo neu als erfreulich, und ſeitdem trat das Bild des Todes immer im Geleite heitrer und faſt vergnügender Gedanken vor ſeine Seele.

So wie nach dem bisher Geſagten durch die Art der erſten Begriffe, ſinnlichen Eindrücke und Ideenverknüpfungen

ſich der Todesfurcht entgegenarbeiten läßt: ſo wird der denkende Erzieher, überzeugt von der gewaltigen Wirkſamkeit der Phantaſie, überzeugt, daß es ein eben ſo vergebliches als ſchädliches Unternehmen ſeyn würde, dieſe Kraft erſticken zu wollen, anſtatt ſie zu reinigen und zu leiten, frühzeitig die Einbildungskraft ſeines Zöglings mit ſolchen Bildern des irdiſchen Verblühens auszuſtatten ſuchen, in welchen der Verſtand brauchbaren Stoff für heitre und beglückende Gedanken zu verarbeiten vorfindet. Es wär' in dieſer Rückſicht wohl zu wünſchen, daß unſre Gebräuche bey der Beſchickung und Beſtattung der Verſtorbnen, daß unſre Todtenäcker ein etwas freundlicheres Anſehn hätten, und ich denke, der Philoſoph, der die Grundſätze der Brüdergemeinen im Ganzen nicht für die ſeinigen erkennen möchte, wird dennoch die beruhigende Sanftheit, in welcher bey ihnen nicht ohne Erfolg für die Gemeinglieder der Tod erſcheint, da er ein Heimgang, ein Schritt ins Vaterland heißt, wird die zu froher Wehmuth ſchmelzenden Melodien neben den Zimmern der Sterbenden, wird die lachende Verzierung ihrer Todtenäcker, die Blumen, die bunt und duftend aus den zerfallenden Menſchenhüllen ſprießen, die lieblichen Gärten über den Betten der Schlafenden billigen und ihnen mehr Allgemeinheit wünſchen müſſen. Hier nun zu ändern, was wohl einer Aenderung bedürfte, hängt freylich nicht von Eltern und Freunden der Jugend ab, aber von ihnen hängts ab, die Phantaſie derſelben vor der Aufnahme gräßlicher Gebilde zu verwahren, dieſe durch würdigere und mehr zu der menſchlichen Vortreflichkeit ſtimmende Darſtellungen zu verdrängen. Selbſt ein Kind, das nur die gemeinſten allegoriſchen Gemälde, der Jahreszeiten zum Beyſpiel, verſteht, wird auch den Sinn der ſchönen gedankenreichen grie-

chischen Bildung des Todes begreifen. Neben einer mit Kränzen umwundenen Urne steht der schreckenlose Genius jugendlich, milde und hold, ohne Grauen wendet er die Fackel, und die Fackel verlischt, indeß zu seinen Füßen aus der zerberstenden Hülse ein glänzender luftiger Schmetterling schlüpft, und die leichten Flügel zu schwingen beginnt. Mit dem Ernste und der Heiterkeit großer Gedanken schaut der Genius vor sich hin und auf die mit neuen Kräften sich regende Sylphide, versunken in Erinnerung an den verträumten Traum dieses Lebens, verloren im Genusse des anhebenden Morgens der freyern, edlern, erhabnern Thätigkeit. Künstler sollten dergleichen Darstellungen zu verbreiten suchen, damit sie bald überall an die Stelle der demüthigenden Abbildung des nackten Gerippes träten. Indeß lassen sich auch aus dieser, da sie nun einmal nicht ganz zu vertilgen seyn möchte, erhebende und geisterfüllende Gedanken herauswickeln. Das Gerippe eines Blattes, das feine florartige Gewebe seiner zarten Fasern vergnügt sogar, das Gerüst eines Hauses schreckt wenigstens nicht, und das Gerüst eines menschlichen Leibes wird das auch nicht thun, wenn dem Kinde ein Lehrer die wunderbar geschickte Zusammenfügung der Theile eines Skelets, den von der höchsten Weisheit gewölbten Schädel, unter welchem einst die Werkstatt so vieler Gedanken war, die künstliche Bildung der Brusthöle, unter welcher einst ein Herz in so mannichfaltigen Gefühlen klopfte, zu erklären versteht. Das Große und Umfassende der Gedanken, die dadurch geweckt werden, wird über niederschlagende und bekümmernde Vorstellungen siegen.

Das ganze bis jetzt empfohlne Verhalten der Erzieher zweckt am Ende auf nichts anders, als darauf ab, die Jugend

auf die Begriffe von künftiger Fortdauer und Fortbildung vorzubereiten, und die wirkliche Mittheilung dieser Begriffe, die Auseinandersetzung der für sie so laut und mächtig sprechenden unzähligen Bestätigungen, deren Erläuterung eine kurze Rede nicht zu fassen vermag, ist denn das letzte entscheidendste Mittel zur Verbannung der Scheu vor dem Tode durch Erziehung. Und jene Begriffe und ihre Versicherungen pflegen die frohen jugendlichen Seelen sehr gern, sehr begierig zu empfangen. Träumen nicht Kinder, träumt nicht die heranreifende Jugend gewöhnlich sehr lachende Phantasien von den bezaubernden Gärten, von den paradiesischen Fluren hinter dem Grabe? Hat nicht mancher in seinem Frühlinge Zeiten gehabt, in welchem es ihm süß und wünschenswerth schien, als Jüngling, als blühende Jungfrau zu sterben? Wurden nicht die innigsten Lieder voll strömendes Ergusses der Wehmuth über Tod und Grab, voll heißer Sehnsucht nach ihnen, meistens von Jünglingen gedichtet? Ich gebe bereitwillig zu, daß diese Richtung der Seelen, so widersprechend das manchem scheinen mag, bloß aus Lebensdurst, aus Freudendurst, aus jugendlichem Schmachten nach neuen und starken, sehr beschäftigenden und herzerfüllenden Empfindungen, aus dem dunklen, geheimen Wunsche recht glühend geliebt zu werden, am besten zu erklären ist; daß für manchen sein Tod Reize gewinnen kann durch die Meinung, dadurch in andern recht lebhafte Gefühle für sich zu erzeugen. Eben das beweist aber, daß sich mit dem Gedanken an den letzten Auftritt hienieden die Voraussetzung eines künftigen Genusses des Daseyns und fortdaurender Wirksamkeit sehr leicht vereinigen lassen muß, daß die Jugend, wenigstens die reifere, fähig ist, die wichtigsten und am meisten aus der menschlichen Natur hergenommenen Be-

weise für die Unsterblichkeit der Seele zu fassen. Und wenn sie es faßt, daß wir unsterblich sind: wo bleibt dann das Entsetzen? Wir sind unsterblich: was ist nun das Sterben? Wir sind unsterblich, diesen natürlichen, so denkbaren, ersehnten Gedanken, nach dessen Bestätigung die Seele ringt und dürstet, diese Lehre, die allein die unerschütterlichste Beruhigung giebt, die jeden Zweifel gegen die vollkommenste Naturregierung beantwortet, die alles, was verwickelt und verworren scheint, in die entzückendste Harmonie auflöst, die uns die völligste Uebereinstimmung in allen unsern Anlagen, besonders in unsrer moralischen Natur und ihrem letzten Zwecke der möglichsten Vollkommenheit sehn läßt, welche die peinigendsten Widersprüche zwischen den Gesetzen unsers Denkens und unsrer Sittlichkeit — und der Welteinrichtung hebt, welche für unsre Moralität und für ihre höchsten Gesetze, die schon Locke für eben so unbestreitbar als die Beweise der Mathematik erklärte, so unentbehrlich ist, den Gedanken: wir sind unsterblich! hat noch nichts widerlegt, wird nichts widerlegen, kann nichts widerlegen. Wir sind unsterblich! Was von uns dereinst in der Erde zerstäubt, womit einst die Winde spielen, was der Huf des Rosses zerstampft und die Thiere des Feldes zertreten, das sind nicht wir, das sind nur Trümmer unsrer verlassenen Wohnung! Wer in einem stralenden Pallaste haust, der wird eben so wohl mit Entzücken als mit Wehmuth sehen, wie in dem Schutte der Hülle, die ihn einst barg, Halme des Grases wanken, und Moos wuchert, und wilde Vögel nisten. Wir sind unsterblich! Was ist nun die Stunde des Scheidens? Eine ernste, eine feyerliche, aber nicht schreckliche Stunde; ernst und feyerlich wie die Stunde eines majestätischen befruchtenden Gewitters, nach welchem alles lacht und grünt und gedeiht.

Gottlob, wir sind unsterblich! Was ist nun Todesfurcht? Die Sorge des Beschränkten, der Irrthum des Schwachen, gleich dem leeren Wahne von Gespenstern! Wir sind unsterblich! Was ist der Tod? Die Befriedigung des Lebensdurstigen, die Sättigung des Thätigen, die Hofnung des nach Vollendung Ringenden, der Triumph dessen, dem er naht.

O daß er jedem dieß wäre, o daß allenthalben die Erziehung, was sie nur vermag, thäte, damit alle, die über die Bühne der irdischen Vorbildung wandeln, in reiner hoher Sittlichkeit ihr Leben genießen, wie einen Tag der unschuldigen Lust, und geruhig und frölich dem Abend entgegen blicken, der ihnen noch höhere, noch süßere Freuden mitbringt.

G. W. C. Starke.

III.

Ueber
ein verdienstliches Unternehmen,
zur
Ehre der deutschen Litteratur.

Unter allen Ueberzeugungen, die dem Beobachter theuer und dem Menschen erfreulich sind, mag wol keine so über allen Widerspruch erhaben seyn, als die des geheimen Bandes, welches alle Fähigkeiten und Kenntnisse mit einander verschlingt. Wem es gegeben wäre, von der leisesten Andeutung einer einzigen auszugehn, und seine Kraft so wenig wie seine Empfänglichkeit ermüden zu lassen, der würde nach Durchlaufung eines unermeßlichen Kreises, nothwendig auf das unmerkliche Glied der alles umfassenden Kette zurück kommen, von welchem er anhub. D'Alembert hat, in der Einleitung zur Encyclopedie, eine solche Uebersicht der Verbindung aller Wissenschafte und Kenntnisse aufgestellt, welche durch Herrn Consistorialrath Zölliners treffliche Uebersetzung für Deutschland gemeinnüziger ward. Die Vernunft ist unfähig etwas tröstlicheres anzugeben Der bloße Gedanke macht die Welt zu einem Ganzen. Nichts ist unnütz im Reiche der Wirklichkeit, nichts

ſteht allein: und den deſſen Augen für Zukunft und Ferne, für Wahrſcheinlichkeit und Hofnung, nicht ſcharf genug ſind, muß ſich doch in unläugbarer Gegenwart, Nähe, Gewißheit, und Beſitz beruhigen. Jeder Aufwand irgend eines in ihm liegenden Vermögens, zu einem begränzten Zweck, den er vor ſich ſieht, befördert durch Mittheilung ſeiner Wirkung auf die angränzenden Kenntniſſe, unzuberechnende Früchte des unabſehbaren Ganzen. Glaubt er den innern Beweisgründen dieſer Wahrheit nicht, ſo würde er auch nicht glauben, ob jemand von den Todten auferſtände.

Sprache und Gedanken ſtehn ſo nah zuſammen, wirken ſo weſentlich auf einander, daß es ſchwer hält, eins ohne das andre zu denken. Wenigſtens der Menſch des heutigen Tages erlangt ſeine Begriffe durch Worte, und kleidet ſeine Gefühle in Worte, um ſich jener bewußt zu werden. Wer ſich über einen Gegenſtand nicht ausdrücken kann, hat dieſen Gegenſtand auch nicht klar erkannt. Zahlen ſind eine Art der Wortbezeichnung. Wie aber der denkende Rechner, ohne Annahme von Zahlen, keine Rechnung zu führen im Stande iſt, ſo kann jeder andre Denker, ohne Annahme von Worten, ſich und andern nichts aufſtellen, entwickeln, oder folgern. Sprache unterſcheidet den Menſchen von den übrigen Thieren, und macht ihn zum Herrn der ſichtbaren Welt. Wie er zu jener Eigenthümlichkeit gekommen ſey, war die Unterſuchung aller Jahrhunderte. Daß ſie ihm nicht angebohren werde, bewieſen Verſuche. Beſſere Köpfe, als die Fahne des Spottes anzuwerben, oder die Unwiſſenheit des Uebermuths zu bilden vermag, hielten ſie für das unmittelbare Geſchenk einer ſchaffenden Gottheit.

Begnügte ſich aber vielleicht die Natur, dem jungen Menſchen Sprachwerkzeuge verliehen zu haben; überließ ſie tauſend Veranlaſſungen ihn zum Verſuch zu reizen, tauſend Verſuchen zu einer mangelhaften Erfahrung überzugehn, aus dieſer Uebung, aus der Uebung Gewohnheit für ſeine Nachkommenſchaft zu werden: ſo mußte der Fortgang eben ſo langſam, als der Anfang ſchwierig ſeyn; und die, durch keine Sprache fortgeholfene, Vernunft des wortarmen Menſchen, gegen die ſchärferen Sinne der Thiere länger zurückbleiben, als eine, Trotz aller Zeitentfernung, mit Recht bewegte Theilnahme ſeines ſpäten Abkömmlings, nachzuzählen wagt.

Mit Recht ſchließt man daher, von der Ausbildung einer Sprache, auf die Ausbildung des Volks, welches ſich ihrer bedient, und die vorzüglichſten Schriftſteller einer Nation, gelten für ihre vorzüglichſten Wohlthäter. Der Geiſt ihrer Schriften geht in den Leſer über. Wahrheiten, die ſie in glückliche Worte kleiden, werden Denkſprüche, und ihre Art ſich auszudrücken dient, in tauſendfachen Wiederholungen, zum Muſter des geſelligen Geſprächs.

Wem unter uns drängen ſich nicht, mehr oder weniger, Luthers Redensarten auf? Wie oft begegnen wir, im täglichen Umgange mit gewöhnlichen Leuten, Ausdrücken und Wendungen, deren gar wohl erinnerliche Einführung, ein dienſthabender kritiſcher Thorſchreiber, Leſſingen, Wielanden oder Göthen in Rechnung brachte, und vielleicht nicht durchgehen laſſen wollte? Finden ſich doch ſogar, unter den von Hand zu Hand laufenden Münzen des Worttauſches, einige von ſo unauslöſchlichem Gepräge, von ſo gediegnem Gehalt, daß man keiner weiteren Nachforſchung bedarf, um zu erkennen, der reichſte und kärgſte aller Sprachinhaber, Klopſtock, habe ſie in Umlauf gebracht!

Aber freilich iſt der Sprachgebrauch der Menge nicht eben ſo ſcharfſichtig, als ſchnell auffaſſend, nicht eben ſo prüfend und behaltend, als annehmend und erlangend. Schlechte Zeuge werden ſo leicht Mode wie gute, und die guten nicht ſpäter abgelegt. Luthers Bibelüberſetzung läßt Luthers Ausdrücke nicht ganz veralten; ſonſt lebt jeder trefliche Schriftſteller, der kein Zwangsrecht beſitzt ſich leſen zu laſſen, viel kürzer in Deutſchland, als bey jeder andern Nation.

Eine Zeitlang konnten wir uns, einiger Maaßen, deswegen entſchuldigen. Unſre Litteratur machte ſo merkliche Fortſchritte, daß, von einem Jahrzehend zum andern, die Ausbildung und Bereicherung der Sprache auffallend war, und die thätigen Beſteller des Litteraturfeldes, im Ganzen genommen, allerdings denen vorgezogen zu werden verdienten, welche, willkührlich oder nothgedrungen, ihre Hand dem Pfluge entzogen hatten. Wenn es gleich immer räthlich geweſen wäre, dieſer Vorbild nicht aus den Augen zu laſſen, ſo konnten doch auch jene der Nacheiferung genügen.

Aber alles hat ſeine Gränzen. Auch der Geiſt und die Werke des Geiſtes. Der Höhen, die er erklimmen mag, ſind viel. Es iſt zu wünſchen, daß es der deutſchen Nation nie an Schriftſtellern fehle, nachdrücklich, ſcharfſinnig, wohllautend, und lebendig, wie Klopſtock, Leſſing, Wieland, und Göthe; daß ihre Nachkommenſchaft ihnen nachſtrebe, eine eben ſo weite ruhmvolle Bahn durchlaufe, als jene neben den Claſſikern der Vorwelt und des Auslands betraten, und Eigenthümlichkeit durch Eigenthümlichkeit aufwiege. Verdunkelt, zurückgeſetzt können ſie eben ſo wenig werden, als jene Meiſter, denen ſie gleich gekommen ſind; und Muſter müſſen ſie bleiben, wie jene ihnen waren, wenn anders die Cultur der Nation nicht zurück ſinken ſoll.

Ein wirksames Mittel gegen solchen Rückfall, dessen die alte Welt entbehren mußte, ist die Druckerey. Wie sich alles die Hand bietet, so die Wissenschaften den Künsten. Die des Druckes hatte, seit ihrer Erfindung, geringere Fortschritte gemacht, als jede andere. Das Ausland ist uns mit treflichen Beispielen vorgegangen, und nur seit wenigen Jahren wetteifern wir mit ihm. Die Herren Alberti und Unger haben Bodoni's und Didots Verdienste auf deutschen Boden verpflanzt.

Noch war es fremdes Verdienst, von welchem wir Vortheil zogen, zur Ehre unsrer Bescheidenheit und Selbsterkenntniß. Herr Unger hat kürzlich einen glücklichen Versuch gemacht, eigenthümliches deutsches für Deutschland aufzubieten: und Herr Göschen kündigt itzt eine Unternehmung an, zu welcher sich deutsche Meister vereinigen, um den prachtvollen Ausgaben fremder Schriftsteller, eine würdige deutsche eines deutschen Classikers an die Seite zu setzen. Es ist eine Angelegenheit der Nation, wovon diese Ehre und Gewinn zu erwarten hat.

Ehre fällt so offenbar in die Augen, daß es den Verstand des Lesers beleidigen hieße, wenn man viel Worte darüber machen wollte. Proben des Drucks und Papiers, dem Besten, was jemals aus einer Presse gekommen, kühnlich an die Seite zu setzen, stehn jeder Ansicht offen. Der bekannte Preis ist an sich ungemein billig, und wird durch seine in sechs Jahre zerfallende Abtragung fast unmerklich.

Der Einwurf, daß Deutschland zu arm sey, einen ähnlichen Aufwand, wie benachbarte Länder, zu bestreiten, findet folglich um so weniger Statt, da er an sich selbst von keiner Erheblichkeit ist. Schreiber dieses hat Gelegenheit gehabt, wie die kostbarsten fremden Stoffe, so die prächtigsten Ausga-

den der Ausländer, in Deutſchland nicht ſeltner, als in fremden Reichen anzutreffen; und es gilt auch hier die gewöhnliche Haushaltungsregel, daß man leicht etwas Gutes und Vorzügliches beſitzen kann, wenn man weislich Verzicht thut, viel Ueberflüſſiges und Unbrauchbares zuſammen zu raffen.

Der Gewinn aber, worauf es eigentlich ankommt, der jedem Freunde deutſcher Art und Kunſt nicht genug ans Herz gelegt werden kann, mag ſeiner Wichtigkeit wegen eine kleine Verweilung entſchuldigen.

Wieland iſt der Schriftſteller, den wir durch dieſe Ausgabe in aller Vollkommenheit beſitzen ſollen, die nur er ſich zu geben im Stande iſt. Wer es bedürfen könnte, über ein augenſcheinliches Verdienſt fremdes Urtheil zu vernehmen, findet auf den Probeblättern der angekündigten Ausgabe, eine meiſterhafte gedrängte Schilderung deſſelben. Hier ſey es erlaubt, einer Eigenthümlichkeit zu erwähnen, durch welche ſich Wieland von jeher ausgezeichnet hat. Beſſer als ſeine Zeitgenoſſen, wie er nothwendig ſeyn mußte, um dieſen vorzuleuchten, ſchwebte er dennoch immer über ſeinen Zeitgenoſſen, und ließ keine größere Kluft zwiſchen ſich und ihnen, als erforderlich war, um eine gewiſſe anſtändige Höhe zu behaupten, und doch ſtets im Auge zu bleiben. Die nemlichen Fittige, welche einen weiten Flug gleich erhielten, hätten viel leichter einen erhabneren wagen, und ſchnellere Bewunderung erwerben können. Aber der Meiſter zog das ſchwerere daurende Verdienſt, dem kürzer erlangten früher entführten vor. Als er auftrat Platons und Lucrezens Schüler, bald neckend und ſcherzend in Erzählungen wie Lafontaine und Hamilton, bald gläubig wollüſtig und weich wie Arioſt, bald Glauben und Gläubige weglachend wie Fortiguerra, bald Zauber ſprechend wie die Erzähler des Mor-

genlandes, bald Zauberinnen in Hofdamen umwandelnd wie ihre Pariſer Stiefbrüder, Lucian und Horaz für ſeine Mitbürger, manchen Preiſes Erringer, und ein ſo glücklicher Bewerber um viele andre, daß ihm nur Zeit und anhaltende Luſt gefehlt zu haben ſcheinen, um ſich auch dieſer zu bemächtigen. Ueberall Proteus, nirgends Peregrinus, mag eines bewährten Kenners Urtheil, über Wielands Ueberſetzung des Shakeſpeare von allen ſeinen minder beliebten Arbeiten gelten: Was er gut gemacht hat, wird ſchwerlich jemand beſſer machen. Seine Philoſophie, anfangs ernſt und ſchwärmeriſch, dann heiter und nachgebend, huldigte vielleicht bis zum Verdacht den Thorheiten der Zeit, da ſie aber Freunde und Zuhörer in Menge erworben hat, eilt ſie ſichtlich höhern Zwekken, milder aber unerläßlicher Wahrheit zu. Wieland war zum Schriftſteller berufen, und hat, in Beziehung auf Deutſchland, ſo viel thätiges Verdienſt er ſonſt um ein einzelnes Fürſtenthum und als Hausvater ſich erworben, vorzüglich als Schriftſteller ſeinen Beruf erfüllt. Er verhielt ſich gegen ſeine Sprache, wie gegen ſeine Leſer. Auch jene mußte er nehmen, wie er ſie fand.

In ſeinen erſten Verſuchen lieber ausdrucksvoll und körnigt, als glatt und in einander fließend, mit Gefahr zu verwiſchen. Als Ueberſetzer Shakſepeare's, neu gewagt und blendend, wie ſein Urbild: eben dadurch aber ſo ſprachbereichernd, als vielleicht ſeit Luthern keiner ſeiner Landsleute. Endlich Meiſter des entzückendſten Wohllauts, und einer nie gehofften Fülle, ohne der Spitze eines einzigen Pfeils, aus welchen die glänzende gedrängte Rundung beſteht, irgend etwas zu vergeben. Die Critik kann ihre Regeln nur auf Beiſpiele des Genies begründen, wie Ariſtoteles die ſeinigen, auf die

Werke Homers und der griechiſchen Tragiker. Nur dem Genie iſt es gegeben, neue Beiſpiele zum Muſter aufzuſtellen. Nur Wieland kann ſich ſelbſt übertreffen. Und Wieland verſpricht nicht nur es zu thun, ſondern bezeugt uns, er habe es ſchon gethan. So enthält ſein Pult, zum Beiſpiel, einen neuen Amadis in zehnzeiligen Stanzen, deſſen Vorarbeit wir in fortlaufenden Verſen beſitzen. Welche Erwartung, welche Gewißheit, welcher neue Triumph, für unſre ſiegge-wohnte, noch nicht ſiegermüdete Sprache!

Und wir ſollten anſtehn, uns dieſer neuen Schätze, dieſer, durch Jahrhunderte nicht verſiegenden, Quelle von Geiſtesnahrung und Genuß zu verſichern? Wir ſollten durch gemeinſchaftliche Unterſtützung nicht dazu beitragen, ſolchen Meiſterwerken ein anſtändiges Gewand zu erwerben, und dem Auge angenehm zu machen, was für Seele Herz und Ohren ſo erfreulich iſt? Das ſey ferne.

Welch ein Vermittler nun die ſchöne Braut uns zuführt, kann uns im Ganzen gleichgültig ſeyn, und ſo geht, allem Anſehn nach, der Streit, welchen zwey beliebte Verlagshandlungen darüber erhoben, das Publikum eigentlich nichts an. Doch ſagt ein natürliches Gefühl der Dankbarkeit, daß wir gern den Vortheil des Verfaſſers mit dem unſrigen verbinden: und Wieland hat für Herrn Göſchen entſchieden, und Wieland darf erwarten einen, wenn gleich unverhältnißmäßigen, doch wohlverdienten Erſatz für lebenswierige Bemühungen zu erhalten, dafern Herr Göſchen Unterſtützung findet. Welcher Bewegungsgrund ſoll entſcheiden, wenn es dieſer nicht thut?

Allerdings giebt es würdige Kenner, trefliche Schätzer ſchriftſtelleriſchen Werthes, denen Mangel an Reichthum ver-

kent, sich mit geldschwerer Hand dem Tempel der Musen zu nahen. Erfüllen aber ihre, besser vom Glück bedachten, Mitbrüder die ihnen obliegende Ehrenpflicht, so ist auch für jene durch den geringen Preis einer Ausgabe gesorgt, billiger und wohlfeiler als irgend eine eines gleich großen Werkes. Die heruntergesetzten Preise, der vorigen minder vollendeten Ausgaben, dürfen also niemanden verleiten, ihren Ankauf dem Ankauf der vollendeten vorzuziehn. Niemanden! Wem es um Geistesarbeit zu thun ist, kann den Werth der älteren mit der neuen in keine Vergleichung setzen, da die Hinzufügung der beträchtlichsten Varianten zu dieser, ihm, sogar in Rücksicht seines Studiums, nichts von jenen zu wünschen übrig läßt. Wer aber Bücher nur als eine Tapete betrachtet, wird doch, seiner Eitelkeit wegen, keine altmodischen Tapeten erhandeln, wenn er weiß, daß ein neuer allgemein eingeführter Wandschmuck, den ihm angebotenen überall verdrängt.

Nichts ist gewöhnlicher, als Gründe, die man nicht widerlegen mag, durch den Verdacht der Parteylichkeit entkräften zu wollen, und laut zu reden, damit die Hörer glauben, viele Redner brächten vieles vor. Sonach mag ein Gegner des Herrn Göschen, — Wielands Gegner kann niemand zu seyn versuchen, der seine eigne Ehre liebt, — den Schreiber obiger Zeilen für einen gedungenen Wortführer erklären. Diesen Argwohn zu entkräften, dürfte er sich nur nennen. Dann aber würde er die viel gegründetere Vermuthung gegen sich erregen, als wünsche er, einmal in seinem Leben, seinen Nahmen auf einem Blatt gedruckt zu sehn, welches der Nahme Wieland ziert. Eine Ehre, deren er niemals würdig seyn zu können sich bewußt ist. Als Herr Dr. Eck den volksbefreundeten Gellert empfehlen zu können glaubte, hat er sich selbst

nicht

nicht ſonderlich empfohlen: und neuere Dichterlinge, die ſich großen Dichtern hinten anbanden, ſind auch nicht weit gekommen.

Die wenigen hier aufgeſtellten Betrachtungen gelten aber, wenn ſie etwas gelten, nur für einfältige Wahrheit. Als ſolche bitten ſie um Beherzigung, ohne Rückſicht auf das Unverdienſt deſſen, der ſie vorbrachte. Dieſer hatte Gelegenheit im Geſpräch zu bemerken, daß der Geſichtspunkt, worin ſie den Leſer zu ſtellen wünſchen, nicht ſo häufig genommen werde, wie er ſollte. Dahin verſucht er nun zu deuten. Und ſollte auch dieſer Verſuch zu voreilig und überflüſſig ſcheinen, ſo hofft er zu ſeiner Beruhigung, man werde der guten Sache einen ſchlechten Vertreter nicht anrechnen.

IV.

Ueber

den hiſtoriſchen Roman.

Ein Brief

an Herrn D. Feßler zu Karolath.

Ich danke Ihnen, mein theuerſter Freund, für Ihren Matthias Corvinus; ich werde ihn leſen, ſobald ich die Stunden werde finden können, in denen man Ihre Schriften leſen muß. Eben auch hab' ich im Intelligenzblat der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek geſunden, daß ſie auch den verkannten Hunnen nach der Art des römiſchen Helden, der Männer Griechenlands und Ihres großen Landsmanns, dem Aug' und Herzen Ihrer Leſer darſtellen wollen; eben erinnert' ich mich auch, daß Sie zu mehreren Werken der Manier aufgefodert ſind; — und ich glaube, Sie werden dieſe Aufforderungen nicht von ſich weiſen! — Und ſo ſchien es mir, als müßt' ich einmal im Allgemeinen über die Manier, in der Sie arbeiten, mit Ihnen ſprechen, und Ihnen von Ihren Werken einmal etwas

ſchreiben, da ich ſonſt — ein ſeltner Fall bey einem Schriftſteller! — dieſe gar zu leicht über Ihnen ſelbſt vergeſſe.

Sagen Sie, Theuerſter Freund! wird Ihnen nicht etwas bange vor dem Gedanken: daß Ihre Werke, der philoſophiſche Mark-Aurel, der kühne und ſtarke Themiſtokles, ſie mögen im Einzelnen noch ſo vortreflich, die Kunſt in Anlegung der Charaktere, der Herbeyführung intereſſanter Situationen, die Wahrheit, Neuheit, Stärke, Erhabenheit der Bilder, und Sentiments mag noch ſo groß ſeyn, doch im Ganzen, in Rückſicht der Dichtart unnatürlich, zwecklos, ja ſo gar ſchädlich ſeyn, und daß Sie Ihre koſtbare Zeit, und Ihre noch koſtbareren Kräfte, an eine undankbare Arbeit verwenden, die Sie beyde bey Verfertigungen von Epigrammen und Triolets nützlicher, oder wenigſtens doch unſchädlicher, gebrauchen könnten? Das klingt freylich hart —, aber meine Freundſchaft iſt wirklich ſo weit gebracht, daß ich Sie endlich einmal ſo fragen mußte. Die Urtheile der Männer vom Tribunal haben Sie ſchüchtern gemacht; und ich hab' es ganz vergeſſen, was Sie mir ſelbſt einſt ſagten, mit Leſſing ſey Deutſchlands äſthetiſche Kritik geboren und begraben worden, und die geſtrengen Gattungsverfolger, die ſie wieder erweckt zu haben behaupteten, ſpielten häufig nur mit ihren Manen, nach der Art wie man nach Funk und Halle mit Friedrichs Manen ſpielen könne. — — —

Seit einiger Zeit beginnen nemlich alle Recenſionen (ich weiß nicht ob Sie dergleichen leſen) der hiſtoriſchen Romane mit einer gar bitter ſauern Miene und bedeut ndem Achſelzucken. Da heißt's z. B.: „Wieder ein Buch aus der Klaſſe der hiſtoriſchen Romane, an denen das Publikum jetzt leider ſo vielen Gefallen findet," oder: „die Einwendungen, die man

gegen dieſe Art Bücher gemacht hat, ſind nicht unerheblich!“ oder ganz kurz: „Wir können die hiſtoriſchen Romane einmal nicht leiden!“ (wie in der, aufs gelindeſte geſprochen, ſehr ſonderbaren Anzeige des Themiſtokles und Ariſtides in der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek.) Es iſt eine wahre Gütigkeit von Recenſenten, wenn einige Gründe hinzukommen, warum eigentlich alle hiſtoriſche Romane von Meißners Alcibiades an bis auf Hrn. Buttenſchöns großen Alexander, (la Fontainens herrliche Scenen miteingeſchloſſen,) von Rechtswegen dem Häpheſtos anheimfallen ſollten?

Es iſt wirklich einmal Zeit, daß die Sache zur Sprache kommt; denn warlich mit dergleichen Neckereyen in Recenſionen wird nichts gewonnen! Man muß entweder aufhören, die Achſeln zu zucken, oder die Dichter und Pſychologen müſſen ſtatt hiſtoriſcher Romane anfangen Oden und Kompendien zu ſchreiben! — Hätten Sie ſich nur wenigſtens in einer Vorrede erklärt, Sie hätten ſich gewiß einen freundlichern Willkommen, oder einen ernſthaften Angriff verſchaft; aber in allen Ihren Werken keine Vorrede! — Wie kann da ein Jeder Ihren Zweck und Ihre Rechtfertigung errathen?

Sie wiſſen, wie wenig ich mit Ihrer Explicationsſcheu zufrieden bin: laſſen Sie mich alſo nur immer ein Bischen über die Sache ſchwatzen? Man erzählt von einem großen Tonkünſtler, daß man ihn nicht anders zum Spielen bringen konnte, als bis ein Anderer das Inſtrument nach ſeiner Art gehandhabt hatte, daß er aber dann aus innerm Zwange, ohne wie Hermogenes Tigellins auf neues Bitten zu warten, zur Sache geſchritten ſey. Vielleicht kann mein Brief ſich ein ähnliches Verdienſt erwerben! Ausgemacht aber muß der

Streit werden, sonst wissen wirklich eine Menge Leser nicht, was sie von dem historischen Roman eigentlich halten sollen?

Nach meiner Meinung hat man bey der künftig zu fällenden Sentenz den historischen Roman in zweyerley Rücksichten zu betrachten; einmal als Gedicht, nach ästhetischen Regeln, und dann als pragmatische Darstellung erwiesener oder wahrscheinlicher Thatsachen, nach den Regeln der Logik und Psychologie. Der Name selbst führt uns auf diese doppelte Rücksicht. Roman ist der Hauptbegriff und, nach Hrn. von Blankenburg in seinem Versuch über den Roman, ein sehr würdiger Begriff; sein Prädikat ist historisch, d. h. die Denkungsart und der Charakter des Helden, der durch die Begebenheiten an sich selbst entwickelt und bestimmt, für den Leser aber als analytisch entwickeltes Resultat dargestellt worden ist, ist in der (so weit wie wir wissen) wahren Geschichte gegründet, und macht so ein poetisches Ganze, dessen einzelne Theile sich wie Ursach und Wirkung verhalten. — Es ist nicht Historie, sondern historischer Roman; es ist nicht trocknes Resultat der Geschichtsforschung, sondern philosophisch richtiges Resultat der Menschenforschung; nicht geistlose Angabe der nackten Thatsachen, es ist belehrende und ergötzende Anzeige der Ursachen und Wirkungen moralischer Phänomene. In der Form ist also die ästhetische die Hauptrücksicht, in der Materie die psychologische. In diesen Rücksichten muß er nur beurtheilt werden, in dieser hat man ihn größtentheils — sey es um sich ein ernsteres und gründlicheres Ansehn zu geben, oder um den Punkt zu verrücken — nicht beurtheilt! Man hat die Rolle des Solon gegen den Thespis gespielt; man hat ihn als romanhafte und verfälschte Geschichte, nicht als historischen

Roman angeſehn, und unter dieſem Titel wie billig verdammt! Ueber die Ungerechtigkeit der Beurtheilung in Abſicht der Materie will ich jetzt, ſo ſchreyend ſie auch iſt, nichts ſagen.

In äſthetiſcher Rückſicht ſcheint ihn jüngſt der Verfaſſer der Abhandlung über den hiſtoriſchen Roman in der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften beurtheilt haben zu wollen: aber ich geſtehe es Ihnen, daß ich dieſen Aufſatz nicht habe aufmerkſam wiederleſen und prüfen mögen. Der Verfaſſer hat entweder keinen hiſtoriſchen Roman geleſen, denn er ſpricht immer allein von dramatiſcher Darſtellung; oder er hat mit Vorſatz die Verdienſte derſelben verkannt; oder er merkte nicht, daß, indem er die ganze Form beſtritt, er nur die Fehler der einzelnen Dichter im Sinne hatte. Ueberhaupt aber hielt mich eine individuelle, charakteriſtiſche Erſcheinung ab, ihn für einen kompetenten Richter des hiſtoriſchen Romans zu halten, denn ich ahndete, daß dem Bewunderer einer weichen Kamilla, und dem, der durch ſein Wohlgefallen ſich zu dem Wunſche verleiten läßt: die ganze äſthetiſche Welt möchte nur Kamillen ſchreiben, unmöglich die männliche, ſtarke, kräftige Speiſe der hiſtoriſchen Romane behagen könne, und daß er nur zu ſehr in der Gefahr ſey, ſeinen individuellen Geſchmack zum Geſetz für die Kunſt erheben zu wollen. Aber freylich erlaubt die alte Geſchichte und ihre Helden, und nur ſie allein, große kräftige Darſtellung!

Was man übrigens in einzelnen Fällen gegen gewiſſe hiſtoriſche Romane z. B. den großen Alexander, oder Herrn Sch. Haupt- und Staatsaktionen einzuwenden haben könne, das ſehe ich wohl ein: wie man die Gattung in abſtrakto Kraft der Theorie verdammen könne, begreife ich weniger. Die

Theorie war anfänglich gegen die ſogenannte Comédie larmoïante gar ſpröde, und die Kunſtrichter prieſen unter dieſen lächerlichen Namen ihr Lob eben nicht: und welche Gattung von Dramen ſagt dem menſchlichen Herzen, wie der Kaſſe der Schauſpieldirektoren, dennoch mehr zu als dieſe? welche wird von unſern Dichtern mehr kultivirt? Die Theoriſten haben ſie endlich, wie das bürgerliche Trauerſpiel, in Reih und Glied aufgenommen. Sollte nicht auch dieſe Zwittergattung (ſo nennt man auch den hiſtoriſchen Roman) über kurz oder lang ein gleiches Schickſal haben?

Ueberdieß könnte man fragen: Iſt es denn eine beſondre Gattung? iſt denn die ganze Sache überhaupt etwas Neues? Hat man denn ganz den Sophokles, Euripides, Seneka, Corneille, Voltaire und das übrige Heer der franzöſiſchen, engliſchen, und deutſchen hiſtoriſchen Schauſpieldichter, hat man den Homer, Apollonius von Rhodus, Virgil, Lucan, Silius Italikus, Arioſto, Taſſo u. ſ. w. vergeſſen? Ich will den Thucydides, Xenophon, Livius und alle Hiſtoriker der Art, (bey den Deutſchen von dem Annaliſten Witichind an, der den Salluſt nachahmte,) nicht einmal nennen. — Oder ſind die hiſtoriſchen Tragödien und Epopöen, die Form, die Einheiten u. ſ. w. abgerechnet, im weſentlichen etwas anders, als der hiſtoriſche Roman? Sind ſie nicht alleſamt pragmatiſche Gedichte, (wie Engel ſie nennt,) die im Allgemeinen einerley Zweck und Regel haben, und nur in der außerweſentlichen Form, der Kürze oder Länge, und den daraus folgenden Beſtimmungen unterſchieden ſind? — Man muß den hiſtoriſchen Roman dulden, oder auch das hiſtoriſche Schauſpiel exiliren! Ja ſogar iſt jener dieſem vorzuziehn. Jener ſtellt nemlich die Handlung und die ganze Entwicklung des Charak-

ters auf; nach Ariſtoteles aber iſt beym hiſtoriſchen Schauſpiel die Handlung die Hauptſache, die Sitten (τα ἠθη) die Nebenſache, da es augenſcheinlich beym hiſtoriſchen Roman der umgekehrte Fall iſt. Der Charakter aber bezieht ſich näher auf den Zweck des Drama's, als die Handlung; und ſo würde der konſequente Theoriſt den hiſtoriſchen Roman ſogar als Vervollkommnung der Kunſt anſehn können.

Alle Kunſtrichter aller Zeiten haben die hiſtoriſchpragmatiſchen Gedichte nur als ſolche betrachtet und beurtheilt, und über dem Anſchaun der reizenden Muſen des Geſangs die ernſtere Göttin der Geſchichte vergeſſen; ſchon ſeit den früheſten Zeiten haben pragmatiſche Dichter, durch die Natur der Sache geleitet, ſich über die hiſtoriſche Wahrheit hinweggeſetzt, und die poetiſche allein für die ihre anerkannt.

Comme la vérité eſt l'ame de l'hiſtoire, la vraiſemblance eſt l'ame de la poëſie, ſagt ein franzöſiſcher Kritiker, und es iſt allgemein bekannt! — Schon Theſpis, erzählt Diogenes von Laerte (I. §. 59.) ließ ſich um die hiſtoriſche Wahrheit ganz unbekümmert, und ſo — ſetzt bey dieſer Gelegenheit Leſſing *) hinzu — bediente ſich da ſchon die Kunſt aller Vorrechte, als ſie ſich von Seiten des Nutzens ihrer noch nicht würdig erzeigen konnte. Zwar tadelt Ariſtoteles (Poetik K. 25.) die Dichter, die allzuſehr gegen die hiſtoriſche Wahrheit ſündigen, und namentlich den Sophokles, der in der Elektra ſagen läßt; Oreſtes habe ſich bey den pythiſchen Spielen getödtet, da dieſe Spiele doch erſt mehrere Jahrhunderte nach ihm eingeführt wurden; allein das war auch zu arg! **)

*) Hamb. Dramat. 1 Th. S. 250. Hamb. Ausg.

**) So iſts auch zu arg, wenn Schakeſpeare eine Flotte an der böhmiſchen Küſte ſcheitern, und einen Griechen von Kanonen ſprechen läßt.

Doch aber referirt Leſſing (S. 146. a. O.) aus Ariſtoteles: er habe entſchieden, daß der pragmatiſche Dichter, ſich um die hiſtoriſche Wahrheit nur in ſo weit zu bekümmern habe, als ſie einer wohleingerichteten Fabel ähnlich iſt, mit der er ſeine Abſichten verbinden kann. Finde dieſer, (ſetzt er ſelbſt hinzu,) die Schicklichkeit zu ſeinem Zweck von ohngefähr an einem wahren Falle, ſo ſey ihm der wahre Fall willkommen: aber die Geſchichtbücher erſt lange darum nachzuſchlagen, lohne der Mühe nicht. — Ich glaube, m. th. Fr., Sie haben den Fall am Mark-Aurel, an Themiſtokles und Ariſtides, vielleicht auch an Matthias Corvinus ohne alles Suchen gefunden; und Sie haben ſich — worüber ich Sie aber eben nicht beneide! — die Mühe erſpart, einen Helden zu dichten.

Vielleicht wundern Sie ſich, daß ich Ihnen hier, auf Ariſtoteles und Leſſings Wort, bey Ihren Darſtellungen die hiſtoriſche Wahrheit ſo ganz erlaſſen will, wenn Sie ſich erinnern, was mich bey der Leſung des Mark-Aurel ſo anzog, nemlich das durch nichts geſtörte Wahrnehmen hiſtoriſcher Wahrheit. Die Sprache abgerechnet, ſo fühlte ich, daß Ihre Perſonen in jedem Falle gerade ſo denken, als ſie lebend hätten denken können und müſſen, daß die Situationen, in die ſie den kaiſerlichen Philoſophen verſetzten, wenn in den Schriftſtellern keine Winke darüber waren, ſehr wahrſcheinlich; wenn abgeriſſene Notizen in den Geſchichtſchreibern der Zeit aufgefunden waren, ſehr natürlich herbeygeführt, ſehr nöthig zur Entwickelung oder Kompoſition und Darſtellung des ganzen Charakters waren; daß ſie im Einzelnen und im Ganzen nur den Grad von wiſſenſchaftlicher und allgemeiner Aufklärung, der von jener Zeit und jenen Menſchen mit Sicherheit bekannt war oder angenommen werden konnte, aufgeſtellt hatten; ich

bewunderte die warlich nicht unſichere und oberflächliche Kenntniß der politiſchen und philoſophiſchen Geſchichte der Antoniniſchen Epoche, mit einem Worte die hiſtoriſche Wahrheit, die mit der äſthetiſchen ſo ſchön verſchmolzen war. Aber ich bekenne auch, daß Sie mehr gethan haben, als man nach der bloßen Theorie der Dichtung von Ihnen hätte fordern dürfen, und glaube, daß Sie dieſe zwiefache Arbeit unternommen haben, um auch den Mann von vollendeter gelehrter Bildung (μεσιχωτατος und πεπαιδευμενος) vor allem Herausfallen aus der Täuſchung zu bewahren. — Worin aber liegt denn eigentlich die hiſtoriſche Wahrheit, die von dem Romaniſten der Art, mit Recht, gefordert werden kann?

Eigentlich kann man an nichts Anforderung machen, als an die Wahrheit der Charaktere, — Sie konnten keinen wetterwendiſchen, übellaunigten, grauſamen, ungeſitteten und unwiſſenden Menſchen aufſtellen, und ihn Mark-Aurel nennen; nicht ein verbuhltes, untreues Weib, unter dem Namen der Fauſtina, nicht einen weiſen, redlichen, ſelbſtſtändigen, edelmüthigen Mann, unter dem Namen Hadrian; nicht einen Kato unter dem Namen Ariſtides; oder einen Lyſander und Alcibiades mit der Benennung Themiſtokles. — Sie konnten faciler ſeyn in den Begebenheiten ſelbſt, und den Umſtänden der Zeit, des Orts, der Nebenperſonen; nur die Charaktere mußten ſie unangetaſtet laſſen! — Daß ſie aber nicht nur dieß alles nicht gethan, ſondern mehr geleiſtet, ſelbſt hiſtoriſche Entdeckungen hineinverwebt haben, daß ſie z. B. ihren Mark Aurel aufs deutlichſte von dem Vorwurf des Aberglaubens gerettet haben, den ihm beynah alle Ge-

ſchichtſchreiber *) nachbetend machten, ohne daß irgend ein heidniſcher Schriftſteller ſie dazu berechtigte **); daß ſie die Widerſprüche in Fauſtinens Charakter, die mit ihnen faſt zu gleicher Zeit Wieland entdeckte, und die Rechtfertigung der guten Frau übernahm, die ſie vollendeten, ſo wahrſcheinlich löſten; daß ſie den reinen Platoniſmus faſt zuerſt unter uns in der Liebesgeſchichte der Hypatia ſo anſchaulich darſtellten, die Verfaſſung des Chriſtianiſmus der damaligen Zeit, den Geiſt des Juſtinus Martyr, ſo wahr und treffend zeichneten u. ſ. w., das alles ahnden nur wenige, verdanken Ihnen noch wenigere. Sie hätten es bey den Charakteren bewenden laſſen können.

„In allem, ſagt Leſſing, (S. 184.) und ich ſage, was ich nur bey ihm finde, am liebſten mit ſeinen Worten, was die Charaktere nicht betrift, kann der Dichter von der hiſtoriſchen Wahrheit abgehen. Nur dieſe ſind ihm heilig; dieſe zu verſtärken, dieſe in ihrem beſten Lichte zu zeigen, iſt alles, was er von dem Seinigen dabey hinzuthun darf; die geringſte weſentliche Veränderung würde die Urſach aufheben, warum ſie dieſe und nicht andre Namen führen. — Hat der Dichter das gethan, fährt er S. 185. fort, ſo hat er alles gethan, was ihm zu thun obliegt. Sein Werk mit der Chronologie in der Hand unterſuchen; ihn vor den Rich-

*) z. B. Tillemont Memoires pour ſervir à l'hiſtoire de la vie des Empereurs; Moſheim de rebus Chriſtianorum usque ad Conſt. M. etc.

**) Denn daß ſie Thatſachen erzählen z. B. Mark-Aurel habe zu allen Göttern geſchickt und opfern laſſen, würde für ſeinen Aberglauben grade ſo viel beweiſen, als das Kompliment, was Friedrich der Große der Maria zu Wartau machte, für ſeine Heiligenverehrung, oder die Meſſen, die die franzöſiſchen Prinzen leſen laſſen, für ihre Religioſität beweiſen könnten.

terstuhl der Geschichte führen, um ihn da jedes Datum, jede beyläufige Erwähnung, auch wol solcher Personen, über welche die Geschichte selbst in Zweifel ist, mit Zeugnissen belegen zu lassen: heißt ihn und seinen Beruf verkennen, heißt von dem, dem man diese Verkennung nicht zutrauen kann, mit einem Worte schikaniren."

Meinen Sie nicht selbst, daß man diese sehr deutliche Stelle durchaus bey den Angriffen auf den historischen Roman von historischer Seite her übersehen haben müsse? Oder man müßte Lessingen nicht glauben wollen — und das würde häufig so viel bedeuten, als der Kritik und dem Scharfsinne selbst den Glauben versagen.

Noch möchte ich Ihnen Manches aus dem 34. Stück der Dramaturgie hersetzen, besonders was er dort selbst noch von der Veränderung oder, wenn Sie wollen, Verfälschung der historischen Charaktere, nachsichtig genug, spricht, und wie er seine ganze Anforderung an historische und nicht historische Charaktere auf die innere Uebereinstimmung, Haltung und Absicht zurückführt (S. 267. ꝛc.) allein Sie möchten glauben, daß ich Sie damit trösten, oder etwanige Fehler in Ihren Werken damit entschuldigen wollte — und da würde ich ungerecht gegen Sie seyn. —

Dieß scheint nun die Hauptrücksicht zu seyn, aus der man die historischen Romane anzusehen hätte. Und wenn der Dichter diese unnachläßlichen Bedingungen nicht erfüllt, wenn seine Menschen mit ihren Gesinnungen und Handlungen den Menschen der Geschichte so unähnlich sind, wie ein Abiponer einem Neufranken, wenn er, wie M—r, trojanische Scenen in Wort und Thaten als berlinische schildert, wenn er eine

wichtige Perſon, für die er intereſſiren will, aufführt, um große, herrliche Wahrheiten ſagen zu laſſen, ihr Gewicht giebt, durch den Anſtrich der Sonderbarkeit, und mit der Perſon ſelbſt dann nicht weiß wohin? wenn er eine Dame bald wie eine Nonne, bald wie ein Hofſräulein, bald wie eine Lucretia und wieder als eine gemeine Dirne ſprechen läßt, wenn er überhaupt in ſeinen Charakteren Zweckloſigkeit, Unbeſtimmtheit, Widerſprüche vereinigt: ſo treffe ihn ohne Schonung die kritiſche Geißel, ſo ſtreiche man ſein Machwerk aus den Annalen der Litteratur, und gebe es den heißhungrigen Bücherfreſſern zu einem ſchmälichen Raube! — —

Doch, l. F., vielleicht erleben wir es noch, daß man den hiſtoriſchen oder heroiſchen Roman in Reih und Glied der praktiſchen Aeſthetik aufnehmen wird. Einige Inſtanzen dafür hab' ich Ihnen oben ſchon angeführt; ich will Ihnen hier noch eine anführen, durch die meine Hofnung zu einer ſehr zuverſichtlichen Erwartung wird. Sie erinnern ſich, welch einen Einſchnitt in die Theorie des Drama Göthe durch ſeinen Götz von Berlichingen machte, wie die Kritiker darüber ſchrien, wie aber die Stimme gegen die neue Art durch die Vortreflichkeit des Drama's ſelbſt überſtimmt wurde und nach und nach Mancher ſich vielleicht nur durch dieſe beſtechen ließ, der Manier das Leben zu gönnen. Unſtreitig der beſte Kritiker über den Götz war der Verf. der Abhandlung, die ich Sie im Septemberſtück des Deutſchen Merkurs von 1773. nachzuleſen bitte; dieſer hat bey der Gelegenheit eine ſo vortrefliche, auf unſern Roman ſo ſchön anzuwendende Stelle geſchrieben, daß ich ſie Ihnen zum Schluß dieſes Punktes ausheben will. Die Anwendung überlaſſe ich Ihnen ſelbſt. — „Wir würden Feinde unſers eignen Vergnügens ſeyn, ſagt er, wenn wir ein kühnes

Genie, das die Schranken der Dichtkunſt ſo ſehr erweitern und ſo viele unbebaute Gefilde urbar zu machen, die Abſicht hat, gleich im Anfange abſchrecken wollten. So ungebunden aber auch ein Dichter in dieſer neuen Art von Drama zu ſeyn ſcheint, und ſo wenig er von ſo vielen und denſelben Geſetzen eingeſchränkt wird, die ſeinem Bruder, dem theatraliſchen Dichter, vorgeſchrieben ſind: ſo wenig iſt er doch berechtigt, alle (beſſer: irgend einen der) Grundſätze der Kritik und Pſychologie zu brechen ꝛc.“ — Meinen Sie nicht, daß man einſt vom hiſtoriſchen Roman ohne Rückſicht auf einzelne Arbeiten dieſer Art, auch ſo ſprechen werde?

Man würde es vielleicht ſchon gethan haben, wenn man nicht fürchtete, etwas Schädliches durch ſtillſchweigende oder ausdrückliche Empfehlung rechtmäßig zu machen. Laſſen Sie mich unterſuchen, wie weit man ſich vor dem Schaden, den die hiſtoriſchen Romane ſtiften können, und von dem man hin und wieder ſo manches geſprochen hat, zu fürchten habe?

Zwar hat der Dichter ſich, wie der moraliſch-handelnde Menſch, um die Folgen, wenig oder gar nicht um die Nützlichkeit oder Schädlichkeit ſeiner Werke, deſto mehr aber um ihre poetiſche Wahrheit und allgemeine Sittlichkeit zu bekümmern, und man kann z. B. die Kotzebuiſchen Dramen unmöglich deswegen für vollendete Meiſterwerke halten, weil in den meiſten hie und da eine rührende und nützliche Moral vorkommt: — allein man hat beym hiſtoriſchen Roman einmal die zwey Wahrheiten verwechſelt, und den Verfaſſer derſelben aus dem Gebiet der Einbildungskraft in das des Gedächtniſſes verwieſen, und ihn als Hiſtoriker, wenn auch aus einer gewiſſen Rückſicht nicht als Geſchichtsforſcher, betrachtet; und iſt nun gegen die Fehler der Nichtübereinſtimmung und Ab-

weichungen von richtigen und falschen, wichtigen und unwichtigen historischen Datis aufgebracht, und gegen diese offenbare Geschichtsverderberey und deren große Schädlichkeit in heftige Bewegung gesetzt worden. Man hat es für seine Pflicht gehalten, zu sorgen: ne quid res publica detrimenti capiat! Lassen Sie uns also sehen, ob diese Gefahr wirklich so groß sey? — — Ich glaube, man muß zuerst Rücksicht auf das nehmen, was verderbt wird, und dann, zu wessen Schaden es verderbt wird, oder auf die Geschichte selbst, und auf die Leser des historischen Romans.

Was verderbt werden soll, muß augenscheinlich vorher gut und recht seyn; die historischen Fakta nicht nur, sondern auch die Motive dazu, die Charaktere der Personen, die Nebenumstände ꝛc. müssen in der Geschichte alle im vollsten Lichte stehen, wenn die Wolken des historischen Romans ihren Glanz verdunkeln sollen. Aber das Gebäude historischer Wahrheit scheint auf Flußsand zu stehen; der herrschende Genius der Geschichte scheint nicht die Wahrheit, sondern die Schwester derselben, die Wahrscheinlichkeit, zu seyn. Denken Sie nur an die frappanten Beweise, die Herr Prorektor Nachtigall in der bekannten Abhandlung der Deutschen Monatsschrift von diesem Paradoxon geführt hat; wobey es manchem Leser gegangen seyn möchte, wie den spanischen Elegants, die Kolumbus ein Ey stehend zu machen lehrte! — Aber doch will ich das, was ohnehin kein historischer Orthodox zugestehen wird, hier keinesweges geltend machen, will mich weder auf Livius, noch andre pragmatische Historiker, die wir als Quellen zu gebrauchen pflegen, berufen: sondern gläubig annehmen, daß alles, was in unsern historischen Kompendien steht, wahr und gewiß sey, oder, daß die historische Wahrheit wirkliche Wahr-

heit, nicht bloße Wahrſcheinlichkeit ſey. — Ich weiß es auch zu gut, mit welchem Kummer oft ein kleiner hiſtoriſcher Umſtand eruirt werden muß, mit welchem Aufwande von grammatiſcher, kritiſcher und hermeneutiſcher Gelehrſamkeit ausgemacht werden muß, was zuverläßig und ungewiß ſey; mit welcher Vorſicht die Unterſuchung wahrer Quellen angeſtellt, wie ſehr man bey dem Gebrauch der Schriftſteller auf ihre Zeit, Umſtände, Charakter, Meinungen, Sitten, politiſche Lage ihres Staats, ſelbſt auf die Partey, die ſie genommen haben, Rückſicht nehmen, wie genau man den ehrlichen Referenten von dem raiſonnirenden Schönſchreiber, und dieſen wieder von dem betrogenen oder unwiſſenden unterſcheiden müſſe: als daß ich das, was erfahrne Männer zu Tage gefördert haben, nicht für reine Ausbeute, was ſie verwerfen, nicht für wirkliche Schlacken halten ſollte. Der Verfaſſer obengenannter Abhandlung in der Deutſchen Monatsſchrift hat wahrſcheinlich nur auf die große Gefahr leicht zu irren aufmerkſam machen, und die größte Behutſamkeit bey Auffindung und Veſtſtellung der Wahrheit anempfehlen wollen. Ich will alſo hier ſeine Ideen zum Beſten des hiſtoriſchen Romans nicht geltend machen, und nicht fragen: was iſt Wahrheit?

Was aber die Leſer betrift, die in ihrer Hiſtorie durch die hiſtoriſchen Romane gefährdet werden ſollen, denen man ihre Wahrheit dadurch unvermerkt entziehen ſolle: ſo kann man ſich zwo Klaſſen von ihnen denken; ſolche, die wirklich Geſchichte wiſſen, und ſolche, die ſie nicht wiſſen; und von dieſen zwo Unterabtheilungen, die ſie noch lernen ſollen, und die ſie gar nicht lernen ſollen!

Dem, der wirklich Geſchichte weiß, dem Hiſtoriker von Profeſſion, oder auch dem Gelehrten überhaupt, kann unmög-

lich

lich eine hiſtoriſche Leſerey irgend einer Art ſchädlich ſeyn; er iſt ſonſt das nicht, wofür man ihn hält. Er wird ſich wohl hüten, einen hiſtoriſchen Roman als Quelle der Geſchichte zu brauchen, aber er wird ihn vielleicht als Hülfsmittel benutzen. Sollt' er nicht manche Berichtigung der gewöhnlichen Geſchichte, die der Verf. des hiſtoriſchen Romans entweder ſtillſchweigend oder ausdrücklich anbringt, z. B. wo Sie ſelbſt im erſten Theil des Themiſtokles und Ariſtides S. 169. ſo ſchlagend beweiſen, daß Themiſtokles vor den Trophäen des Miltiades, des Siegers bey Marathon, gar wohl, vor denen des frühern Miltiades Kypſelus nicht habe ſchlafen können, entweder für prüfungswerth oder für baaren Gewinn halten? Sollt' er nicht entweder als Docent der Geſchichte, oder als Schriftſteller, oder zu ſeinem Privatgebrauch, dieß oder jenes von dem Romaniſten aufgeſtellte Motiv, wenn auch als bloße Hypotheſe nutzen, wenn entweder noch gar keine gemacht worden, oder die neuere die wahrſcheinlichere iſt? Ueberhaupt kann man über Motive nichts als Hypotheſen haben; um aber etwas zu motiviren, muß man nicht allein die hiſtoriſchen Umſtände wiſſen, ſondern auch den Charakter der Perſon aus allen kleinen Zügen und den Wirkungen abſtrahiren können, und die Natur und den Gang der menſchlichen Seele erforſcht haben: dieß aber verſteht gewöhnlich der philoſophiſche Dichter beſſer, als der hiſtoriſche Sammler oder auch der kritiſche Geſchichtsforſcher! Dieſe tragen die disjecta ſaxa herbey, der Baumeiſter ſetzt ſie zu einem ſchönen Ganzen zuſammen! — — Aber vergeſſen Sie auch allen Nutzen, den der Gelehrte aus der Lectüre hiſtoriſcher Romane ziehen könnte? Sollte er ſie nicht in den Stunden völliger Muße, für die ihm ſonſt die Meſſe ſo wenig Brauchbares liefert, zu

ſeinem gewiß unſchädlichen Vergnügen leſen? „Man lieſ't die Dichter, ſagt du Bos (Reflexions etc. 1. Th. 34. Abſchn.) ſo bald man die Schule verlaſſen hat, bloß um ſich angenehm zu beſchäftigen, nicht wie man Philoſophen und Geſchichtſchreiber lieſ't, um daraus zu lernen. Man kann dieß wohl, aber es iſt nicht Zweck des Leſens, der Styl, (die Ordnung, Oeconomie, Haltung, Uebereinſtimmung des Ganzen ꝛc.) iſt es vorzüglich, von dem das Vergnügen des Leſers abhängt.“ — Und dieß Vergnügen muß bey dem gelehrten Leſer eines vollkommnen hiſtoriſchen Romans, in welchem weder die Gelehrſamkeit, noch der Geſchmack auf die Folter kommt, nicht gering ſeyn, wenn er die todten Marmorbilder der Geſchichte hier als lebende, moraliſch-handelnde Weſen vor ſeinen Augen ſieht, wenn er dieſe Darſtellungen mit den Datis der Geſchichte vergleichen, und entweder die Uebereinſtimmung beyder bemerken, oder das Abweichende, die wirklichen oder hypothetiſchen Unrichtigkeiten, bemerken und — tadeln kann. Und was iſt nicht Tadeln für ein großes Vergnügen?

Iſt es aber für den Hiſtoriker angenehm, hiſtoriſche Romane zu leſen: ſo iſt es für den Idioten in der Geſchichte, (er heiße Juriſt, Mediciner, oder Bürger und Bauer,) angenehm und nützlich zugleich! Wir nehmen an, daß es keine ſtrenge Geſchichte braucht, (denn ſonſt würde er ſie wol gelernt haben!) daß er in der Schule es nach dem Zopfius oder Hübnerus nicht viel über die vier Monarchien und dergleichen Künſte gebracht hat, aber doch weiß, daß vor der gewöhnlichen Aere ſchon einige Jahrtauſende, und nach ihr faſt zwey verfloſſen ſind, in denen ſich doch etwas mehr finden läßt, als ihm ſein hiſtoriſcher Namenzeiger angedeutet hat und der doch gern wiſſen möchte, warum man ſo viel

alte Namen, in und außerhalb Paris, mit ſo vieler Ehrfurcht nenne. Dieſer, glaube ich, kann zu ſeinem großen Nutzen hiſtoriſche Romane leſen, und ſollten ſie auch lauter hiſtoriſche Unwahrheiten enthalten; für dieſen wünſcht' ich, daß alle Hauptepochen und alle große Männer der Geſchichte nach Herrn Schlenkerts oder eines andern Manier bearbeitet würden. Nur müßten ſie, da er bey alledem ein Mann von Philoſophie und Geſchmack ſeyn kann, nichts gegen logiſche, pſychologiſche und äſthetiſche Wahrheit enthalten, mit einem Worte, es müßten gute hiſtoriſche Romane ſeyn, und wir ſprechen hier nur von den guten! *) Gewiß wird der große Haufen der Leſer lieber zu einem braven hiſtoriſchen Roman, als zu einem überſetzten Thucydides, oder Livius, oder, wenn es eine friedliebende Dame iſt, ſelbſt zur Geſchichte des dreyßigjährigen Krieges greifen. Hier drückt ihn die Kürze und eine Menge Fragen über das Wie? Wo? Woher? Wodurch? die ihm in dem pſychologiſchen Roman alle hinlänglich ſchon im Voraus beantwortet ſind. — Er wird endlich durch die anatomirte und folgerecht dargeſtellte Handlungsweiſe der Perſonen in ſeiner Menſchenkunde, durch die eingeſtreuten Sentiments und die philoſophiſchen Raiſonnements, die in dem Munde edler und weiſer Menſchen, Leben, Intereſſe und Eingang ins Herz bekommen, in ſeiner Lebensweisheit, und durch die aufgeſtellten Muſter des Handelns, durch die anſchaulich gemachte Abſcheulichkeit und die Beſtrafung des Laſterhaften in ſeiner Moralität nicht wenig gewonnen haben. Und dieß iſt ja gerade der moraliſche Nutzen der Ge-

*) Es iſt keine Dichtungsart zu verwerfen, ſagt Voltaire, als — die langweilige!

ſchichte ſelbſt, der in allen Einleitungen der Kompendien geprieſen, aber durch die Trockenheit der Geſchichte ſelbſt gewöhnlich vereitelt wird, ohne welchen aber die ganze Geſchichte wenig Intereſſe für das menſchliche Herz und vielleicht auch ſelbſt für den Verſtand haben möchte! Wenn wir die Wirkungen berechnen: ſo wird das Verhältniß zwiſchen moraliſchen Syſtemen zu dem hiſtoriſchen Roman, und den Predigten zum ſittlichen Schauſpiel ziemlich gleich ſeyn. — Bey ſolchen Leſern der hiſtoriſchen Romane aber, die weder dadurch an Geſchichts- noch moraliſcher Kenntniß gewinnen können, kann durch ſie kein Schade entſtehen, denn, wo nichts zu verbeſſern iſt, da iſt auch nichts zu verderben. — Was übrigens zu dem Beweiſe für die Unſchädlichkeit oder Nützlichkeit dieſer Lectüre für den hiſtoriſchen Idioten noch fehlt, will ich ohne Anmerkung einem Mann ſagen laſſen, der unter uns nicht genug ſprechen kann. „Wie viele wiſſen denn, ſagt Leſſing, was geſchehen iſt, wenn wir die Möglichkeit, daß etwas geſchehn iſt, nur daher abnehmen wollen, weil es geſchehen iſt: was hindert uns eine gänzlich erdichtete Fabel für eine wirkliche Hiſtorie zu halten, von der wir nun nie etwas gehört haben? Was iſt das Erſte, was uns eine Hiſtorie glaubwürdig macht? Iſt es nicht ihre innere Wahrſcheinlichkeit? Und iſt es nicht einerley, ob dieſe Wahrſcheinlichkeit von gar keinen Zeugniſſen und Ueberlieferungen beſtätigt wird, oder von ſolchen, die zu unſerer Wiſſenſchaft noch nie gelangt ſind? — — — Aus dem Drama (dem hiſtoriſchen Roman) ſollen wir nicht lernen, was dieſer oder jener einzelne Menſch gethan hat, ſondern was ein jeder Menſch von einem gewiſſen Charakter, unter gewiſſen gegebnen Umſtänden thun würde. Die Abſicht deſſelben iſt weit philoſophiſcher, als die der Geſchichte, und es heißt ihn von ſeiner wahren Würde herab-

ſetzen, wenn man ihn zu einem bloßen Panegyrikus berühmter Männer macht ꝛc.“ (Dr. I. Th. p. 146. 147.) Sie ſehen, wie vortreflich ich dieſe Stelle durch Einſchaltung am gehörigen Orte, Akkomodation und Kommentirung für meinen Satz hätte benutzen können; ich würde es gethan haben, wenn ich eine Abhandlung hätte ſchreiben wollen.

Nun aber die, die noch Idioten der Geſchichte ſind und es nicht bleiben ſollen, junge Studirende in höhern Klaſſen der gelehrten Schulen und auf Univerſitäten, bey denen der herbe Trank der Geſchichte auf den ſüßen Wein der hiſtoriſchen Romane nicht ſchmecken möchte, oder die den leichtern Pinſel des Romanciers für den eiſernen Griffel der Geſchichte halten, und bona fide glauben möchten, alles, was der hiſtoriſche Roman ſo lebhaft darſtelle, ſey wirklich in der Natur der Dinge alſo geſchehen? — Da, da liegts! — Ich möchte wohl gern etwas darüber ſagen, um dieſen Rieſen vielleicht in eine Windmühle zu verwandeln, aber — ich will den Lehrern dieſer jungen Leute nicht ins Handwerk fallen! Man muß den Kranken und den Apotheker nicht anklagen, wenn jener eine heilſame Arzney, die aber in größerer Quantität genommen ſchädlich werden kann, unwiſſend und ungewarnt einnimmt! Wenn man die Studirenden von der Romanen — und Journallectüre überhaupt wieder zum nährenden Syſtemſtudium zurückgeführt haben, und Gründlichkeit, anhaltender Eifer in Aufſuchung der Wahrheit, wenn Ordnung und Zweckmäßigkeit im Studiren ſtatt der extenſiven Vielwiſſerey und Superficiellität in die Studien zurückgekehrt ſeyn wird, in dieſer neuen, goldnen Zeit der Litteratur, (wo wahrſcheinlich noch hiſtoriſche Romane werden geſchrieben werden,) wird man auch darüber beſſer ſprechen können! Für jetzt kann ich Ihnen

nur zwey Rathſchläge an die Hand geben. Entweder ſetzen Sie für ſolche Leſer an den Stellen, wo Sie von der Geſchichte abgehen, oder ſie ſuppliren, eine gezeichnete Hand mit einem großen Cave! auf die Seite, oder, und vielleicht beſſer! ſchreiben Sie überall nichts, was gegen die Geſchichte geradezu iſt. Und das würde Ihnen nicht ſchwer werden. Der franzöſiſche Kunſtrichter meint auch: daß ein pragmatiſcher Dichter ſeiner Kunſt entgegenhandle, wenn er allzuoffenbar wider die Geſchichte, die Zeitrechnung, oder die Geographie verſtoße, und Dinge veſtſetze, die durch die Wiſſenſchaft ſelbſt umgeſtoßen werden. Alſo laſſen Sie keine Fabia den Mark-Aurel heyrathen, bringen Sie ihn nicht mit Sokrates oder Brutus zuſammen, laſſen Sie den Attila nicht bey der Königin Kleopatra ein Diner einnehmen, und den Ariſtides nicht nach Mexiko ins Exil gehen! Sie bringen ſich um allen Glauben, wenn ihre jungen Leſer alles und unter höherer Autorität ganz anders vortragen, und beweiſen hören, und Sie behalten nur die als Gläubige, die überhaupt zur Geſchichte verdorben ſind. Und das werden Sie nicht gern wollen!

Was ich ſonſt über die Art Ihrer Dichtung ſagen könnte, um Sie auf alle Weiſe vor dem Verdacht zu bewahren, als wollte ich den hiſtoriſchen Roman bloß Ihrentwegen nicht verdammen, werde ich Ihnen ein andermal ſagen. Eben ſo können Sie ſich immer auf eine Menge Fragen, die mir beſonders bey Vergleichung der neuen Auflage des Mark-Aurel aufgeſtoßen ſind, gefaßt machen, z. B. Warum Sie oft die Ordnung der Scenen umgekehrt haben, ohne daß es dringend nöthig ſchien, warum die Geſchichte der Hypatia im zweyten Theil ſo ſtark umgearbeitet, warum das brave Exordium zu

eben dieſem zweyten Theile, wie die ganze Scene p. 19, auch p. 153, weggeblieben iſt? Ich werde überhaupt fragen, warum Sie oft da einen Dialog haben, wo ich bloß Ihre künftige Erzählung erwartet hätte, und ſo umgekehrt; ich werde Ihnen meine Zweifel über die Motivirung der Verbindung des gealterten Weiſen mit der Panthea, über die ſchreckliche und ſchändliche Todesart der Fabia, über die größere oder geringere Wahrſcheinlichkeit der Hypotheſe, daß Kommodus den Kaiſer vergiftet ꝛc. nicht verhelen; und ich hoffe, Sie ſollen ſich überzeugen, daß ich nicht ohne Aufmerkſamkeit und Reflexion geleſen habe. — Von dem allen alſo für jetzt nichts, ſondern allein die Bitte, meinen langen Brief für das anzuſehen, was er iſt, für einen langen Brief. Fahren Sie fort zu ſchreiben, ὡς φιλος θυμος ἀναγει, und ſeyn Sie noch ferner um die gedruckten Beurtheilungen unbeſorgt. Man hat über Sie geſchwiegen, Sie kalt abgefertigt, Ihnen Fehler vorgeworfen, die Sie nicht haben, und Fehler, die vielleicht wirklich da ſind, überſehen: aber dafür hat man Ihnen auch noch nicht geſagt, daß die Götter vor Entzücken geſchwiegen hätten, als man Ihnen im Himmel Ihre Werke vorgeleſen. Dafür haben Sie auch die Freude, in mancher guten Seele die ſchlafende Kraft geweckt, ſie für moraliſche Größe reizbar, und für das Gute thätig gemacht, und — o wenn ich ſprechen dürfte! — guten Familien den Frieden wiedergegeben zu haben. Leben Sie wohl.

Hirſchberg, d. 1. September 1793.

Fiſcher.

V.

Friedrich.

(Am 19. August 1786. *)

Zur Erinnerung am 24. Jan. zu lesen.

Ihm nach, mein Geist, dem Sieger! der sich heute
Mit Adlersittig uns entschwang,
Und durch der Ehre Sternentempel, seine Beute,
Zur höhern Krone drang!

Und wenn, wie Sonnenstral auf junge Saaten,
Oft seiner Seele Majestät,
In ihrem Abglanz so viel wundervoller Thaten!
Auch deinen Schwung erhöht:

So sing' itzt, — wie von des Olympus Schwelle
Sich Cäsar ihm entgegenwarf,
Und Ihn, wer glich ihm mehr an Muth und Witz und Schnelle?
Zuerst erblicken darf! —

Doch bald erreicht sie Gustav Adolf, Retter
Germaniens, gleich Ihm; wie Er,
Einst Fürstenvorbild, hätte nicht das Chor der Götter
Ihm früh gerufen. — Wer

*) Zwey Tage nach Friedrichs Tode.

In jenem Dunkel? Du, o Philippide?
Von Schaam zum zweytenmal beſiegt?
Indeß, im offnen Blick ſein Herz, der Burbonide
An Friedrichs Buſen fliegt!

Er nur von ſeinem Stamme: Sie von allen
Aus Rudolfs nur, Thereſia!
Selbſt Nordens Schöpfer nicht, den ich noch einſam wallen
Und Blutſchuld büßen ſah. —

Ha! welche Reih' von Feldherrn, Patrioten,
Mit jeder Tugend Lohn gekrönt,
Die nun im hohen Jubel Ihm Triumph entboten,
Dem Stralenden! — So tönt

Durch den azurnen Himmel, ſo durchs Ganze
Der Eintracht Hall: — Ihn aber trug
Zu immer höherm Zweck, in immer reinerm Glanze
Sein unbeſchränkter Flug.

Denn Er ſoll noch für mehr als Eine Sphäre
Das Wunder ihrer Seklen ſeyn,
Der Einzige! Preis, unentweiht noch, dich gewähre
Die Nachwelt Ihm allein!

Wen traf Aurora ſchon erwacht für Sorgen
Der Monarchie? Wem blitzte je
So weit ſein Diadem? Vom Lenze ſeiner Morgen
Bis zu der Scheitel Schnee?

Wer that das Gute, weil es gut iſt? wandte
Auf alles, Undank nie, den Blick?
Und wog den Ueberfluß, den ihm Irene ſandte,
Nach ſeiner Völker Glück?

Wer unter euch, ihr Könige, flog ſchneller
Durch neugeſchaffner Mittel Heer
Ans Ziel? entwaffnete den Zufall? und ſah heller
Im Wetterſturm, als Er?

Zog, stets umgürtet für des Zepters Ehre,
Doch langsam nur sein Schwerdt? und bot
Schon im Getümmel nur zum Sieg erhobner Speere
Noch Leben oder Tod?

Wie Mokka's Balsam floß von seiner Lippe
Des Edlen Lob, gleich Aetna's Brand
Sein Zorn auf Vaterlandsverräther; — und die Klippe
Der Schmeicheley verschwand.

Du, Himmelsblume, Duldung! mehr als Feuer,
Das einst Prometheus uns erstrebt,
Wie athmet deine Duft die Menschheit! die nun freyer
Der Denkkraft Schwingen hebt,

Und wo ihn Neid, wo Kurzsicht tadeln könnte,
Noch gern in ihm den Menschen sieht,
Ihm Weihrauch zollen wird, so lang am Firmamente
Sein hohes Sinnbild glüht:

Für Weise Licht; nur dem Tyrannen Schrecken,
Der noch Vernunft zu höhnen wagt:
Bald wird die Freyheit mit Medusenschild sie decken,
Im Sturmwind hergejagt!

So scholl des Einzigen Apotheose
Durch alle Zonen; und die Zeit
Trug flammend Friedrichs Namen in das gränzenlose
Revier der Ewigkeit!

W—l.

L—r.

VI.

Fragen an manche Erzähler von Mordscenen.

Im 76sten Stück des neuen Hannöverschen Magazins, vom Jahr 1793, wird unter der Aufschrift: „Beyspiel von Heldengröße am Flusse Oronoko," die Geschichte eines abgelebten amerikanischen Kriegers, der, weil er zum Kriege unfähig ist, von seinem Sohn mit der Keule erschlagen wird, dramatisch erzählt. Und schon oft hat das Publikum ähnliche Geschichten so bearbeitet gelesen. Dergleichen traurige Begebenheiten mögen sich nicht allein in Amerika, sondern auch bey manchen Völkern in andern Welttheilen, die auf den untersten Stufen der Kultur stehn, zuweilen zutragen; es mag mancher abgelebter Greis, manches sich zu ernähren unfähige Weib, von den Verwandten ermordet, oder dem Hungertode überlassen werden, um sich einer Last zu entledigen. Es kann auch seyn, daß zuweilen ein Vater seinen Sohn selbst dazu auffordert, durch die Volkssitte und die Betrachtung eines kummervollen verachteten Lebens dazu bestimmt. Aber, warum wollen wir dieser grausamen Sitte, in welcher der Mensch unter viele Thiere herabgewürdigt erscheint, edle Motive unterschieben?

Warum lassen wir einen solchen Unglücklichen sprechen, als ob er durch Romanenlectüre gebildet wäre? Warum stellt man uns dergleichen tragische Scenen, durch dramatische Behandlung belebt, und zwar auf eine Art vor, daß wir nicht vor Abscheu die Augen davon abwenden, oder es dankbar empfinden, daß wir auf einer höhern Stufe der Kultur stehn (dieß sollten doch billig die einzigen beabsichtigten Empfindungen bey solcher Erzählung seyn), sondern als ob wir zur Bewunderung solcher Seelengröße aufgefordert werden sollten?

Und warum werden wir überhaupt, zumal in periodischen Blättern, mit Mordscenen, mit Schilderungen von Selbstmorden, die oft gar nichts zur Belehrung enthalten, so häufig heimgesucht? Soll etwa unser Gefühl dadurch abgestumpft werden, um ruhiger solche Greuelscenen ansehn und anhören zu lernen, wie uns Paris und Frankreich seit einigen Jahren darbietet?

St.

Deutsche Monatsschrift.

1794. Februar.

I.

Warum sind die Dichter bey allen Nationen älter als die Prosaisten? *)

Die Allgemeinheit schon lehrt, daß der Erfahrungssatz: daß alle Nationen eher Dichter als Prosaisten gehabt haben, in der Natur der Sache selbst seinen Grund haben muß.

Folgende Bemerkungen dienen vielleicht zur Erklärung dieses Phänomens.

1) Der unkultivirte Mensch, oder das Kind, (beyde Worte können wir hier als Synonymen betrachten) empfindet lebhafter. — Daher scheint uns schon der gewöhnliche Ausdruck der Empfindungen, der in der frühern Periode gar nicht auffällt, sich durch nichts auszeichnet, desto dichterischer, je entfernter wir von der Stufe der Kultur sind, auf welcher der Redende steht.

2) Noch nicht durch Abstraktion von der Sinnenwelt abgezogen, beobachtet der Unkultivirte alles, was um ihn her vorgeht, sehr genau. Seine Sinne selbst sind schärfer, da er sie mehr übt. Er hört, er sieht vieles, was der Mensch

*) S. Deutsche Monatsschrift vom Jahr 1792. Monat May. S. 24.

in den spätern Perioden theils wegen seiner Abgezogenheit nicht bemerkt, theils gar nicht bemerken kann.

3) Unter allen Seelenkräften ist bey dem Menschen im Stande der Kindheit die Einbildungskraft die stärkste. Sie wird am frühsten ausgebildet, und verliert nur durch die Bildung der andern Seelenkräfte, allmählig ihre vorzügliche Lebhaftigkeit. Daher ist einem Kinde, oder dem Menschen in der Periode der Geisteskindheit, das das Angenehmste, was seine Einbildungskraft am meisten beschäftigt. Daher das Vergnügen, das Kinder und rohe Völker an abentheuerlichen Feenmährchen, Hexengeschichten, Erzählungen von Bezauberungen und Erscheinungen, an übertriebenen Beschreibungen ausserordentlicher Begebenheiten aus der Vorzeit und aus entfernten Ländern, an lebhaften Schilderungen wunderseltsamer Dinge u. s. w. finden. Ist es Wunder, daß dieses bey sich selbst empfundene, bey andern bemerkte Vergnügen an dergleichen Schilderungen, zur Nachahmung spornt? Schon das drey- bis sechsjährige Kind setzt aus den wenigen Erfahrungen, die es selbst machte, und aus den Erzählungen, die es hörte, neue Erzählungen zusammen, die man mit Recht Dichtungen nennen kann, in denen die einzelnen Theile zwar Wahrheit haben, aber nicht die Zusammenstellung des Ganzen, wenn sie ihm gleich Wahrheit scheint. — Daher ferner, daß der unkultivirte Mensch, das Kind, alles in der Natur belebt. Der Mann spricht mit seinem Schwerdt, seinem Speer, der Sonne, dem Monde, das Kind mit seiner Puppe; welche auch, nach seinen Einfällen, bald diese, bald jene Person vorstellt; wozu ihm auch jedes Stückchen Holz, jeder Stein dient; so wie der afrikanische Wilde jede Muschel, jede Schlange, die ihm aufstößt, durch Kraft seiner

Phantaſie, zum Fetiſch erhebt. — Daher ſind bey unkultivirten Völkern folgende Redensarten, die wir nur bey Dichtern ſuchen, gewöhnlich: die Sonne blickt mit Mitleid, oder, mit einem von Wuth glühendem Geſicht herab; dieſer Stein ſey Zeuge! er hat gehört alle Worte des Bundes u. ſ. w.

4) Der Menſch auf den untern Stufen der Kultur ſpekulirt auch, über phyſiſche ſo wohl als moraliſche Phänomene. Aber, da er ſtrenges und beſonders anhaltendes Nachdenken, und lange fortgeſetzte Unterſuchungen ſcheut; ſo erdenkt oder erſchafft er ſich lieber die Gründe, wenn nicht gleich die erſte Beobachtung ihm Stoff darbietet, die Urſachen zu ergründen. Er wählt dazu beſonders Dinge, die ſeine Sinne oder ſeine Phantaſie beſchäftigen; wobey es nicht fehlen kann, daß oft die zufälligſten Nebenumſtände als Haupturſachen erſcheinen, und Wirkungen von Urſachen abgeleitet werden, die in gar keiner Verbindung damit ſtehen. Die Lebhaftigkeit ſeiner Einbildungskraft zaubert ihm neue Welten vor, und verſetzt ihn ſo leicht in den Kreis überirdiſcher Weſen. Der Donner iſt ihm die Stimme eines mächtigen Geiſtes. Feuerſpeyende Berge ſind ihm Werkſtätte der Götter, Felſenmaſſen durch Rieſen aufgethürmt, u. ſ. w. Der Mangel an regelmäßig geordneten Erfahrungen und an Philoſophie nöthigt ihn, da der Menſch das ihm Unbekannte nur aus dem ihm Bekannten erklären kann, beſonders bey moraliſchen Phänomenen, z. B. einer ausgezeichnet ſchlechten oder edeln Handlung, aus ſeinem individuellen Gefühl die Urſach zu errathen oder zu erdichten, oder durch einen Deus ex machina den Knoten zerhauen zu laſſen.

5) Die Sprache iſt in den frühern Perioden der Kultur noch ungebildet. Lange Zeit fehlt es für eine Menge von Ideen

an paſſenden Ausdrücken, z. B. an allen Worten, die andre als ſinnliche Gegenſtände bezeichnen könnten; und ſelbſt von dieſen fehlen Anfangs die meiſten, die Gegenſtände bezeichnen, die nicht in das Gehör fallen. — Daher kommen in den frühern Perioden ſo viele uneigentliche Ausdrücke, ſo viele Metaphern vor; daher muß der Unkultivirte ſich ſo oft, um ſich verſtändlich zu machen, mit Vergleichungen behelfen. Daher dient ein und daſſelbe Wort zur Bezeichnung vieler oft äuſſerſt verſchiedener Begriffe. So bezeichnete der Ausdruck „ein großer, oder auch, edler Mann," in allen bekannten Sprachen, Anfangs nur körperliche Größe und Umfang, und wurde nachmals auf geiſtige und moraliſche Vollkommenheit übertragen. So nannten Hebräer, Griechen, Römer, eben ſo die Kalifornier, die Oefnung einer Höle, oder die Thür des Hauſes „den Mund" u. ſ. w. *).

6) Die Leidenſchaften ſind in den frühern Perioden viel heftiger. Ihr gewaltſamer Ausbruch iſt noch nicht durch die Vernunft beſchränkt. Auch ſieht jeder in dieſer Periode dieſe Ausbrüche an andern viel ſtärker; und gerade dieß iſt das erſte, was das Kind ſieht, und was die lebhafteſten Eindrücke auf daſſelbe macht; es ſieht ſie in jeder Miene, in jeder Hal-

*) Alle Verben werden in der frühern Periode durch äuſſerſt wenige Worte, bei mancher Nation vielleicht durch ein einziges, bezeichnet. Daher ſelbſt in den ſpätern Perioden ſo viele Ueberreſte verſchiedener Bedeutungen. Z. B. εω (ειμι) hieß den Griechen 1) ich bin 2) ich eſſe 3) ich ſitze 4) ich ſetze 5) ich bekleide 6) ich gehe 7) ich ſchicke u. ſ. w. Auch der Beugungen ſind in der frühern Periode viel weniger. Der Infinitiv der Verben dient wahrſcheinlich lange ſtatt aller andern Beugungen, z. B. eſſen, ſtatt, ich eſſe, du aßeſt, er hat gegeſſen, u ſ. w. wenigſtens reden die Kinder und die meiſten unterrichteten Taubſtummen ſo. Dieſe Unvollkommenheit der Sprache erzeugt öfters Redensarten, die uns mehr als Proſa zu ſeyn ſcheinen, und — weniger ſind als Proſa.

tung des Körpers ausgedruckt, z. B. den Zorn, im Aufschwellen der Nase, des Mundes, der Brust, im Herabsinken der Augenbraunen u. s. w. In spätern Perioden muß also manche Beschreibung hyperbolisch scheinen, die dem Beschreiber nur ungekünsteiter natürlicher Ausdruck des gemachten Eindrucks ist.

7) Die Menschen auf den untern Stufen der Kultur sind gewöhnlich theils sehr umständliche Erzähler, theils sehr begierige Hörer solcher Erzählungen. Ihre, durch conventionelle Sitten nicht zurückgehaltene, Neigung treibt sie das, was sie selbst lebhaft empfinden, andern mitzutheilen, und die Theilnahme, womit die lebhafte Vorstellung angehört wird, macht, daß sie den Beyfall immer mehr zu erhalten suchen. Da wird jeder kleine Umstand mit lebhaften Farben geschildert, den der Kultivirtere theils nicht bemerkt, theils zu unwichtig für die Mittheilung hält. — Man denke nur an die Erzählungen der Kinderwärterinnen.

8) Da in den frühern Perioden der Kultur nichts oder wenig aufgeschrieben wird, so müssen die Aussprüche und Erzählungen, die sich durch mündliche Ueberlieferungen erhalten sollen, durch vorzügliche Lebhaftigkeit der Darstellung, durch stärkern Wortausdruck und durch Numerus sich auszeichnen. Daher, daß alles, was sich aus der Vorzeit bis in die spätern Perioden erhalten hatte, Lied (carmen) genannt wurde, selbst die alten Gesetze der Israeliten, und die Gebetsformeln in Rom. —

Von diesen Perioden gilt vorzüglich, was Tasso sagt:

„Erst, wann der Täuschung Reiz sich mit der Wahrheit paart,
Horcht jedes Herz, und wird des spröden Kaltsinns müde!“

Das Resultat aus allem diesem ist: Je sinnlicher der Mensch ist, desto sinnlicher und bildlicher ist seine Sprache, desto lebhafter seine Einbildungskraft, desto mehr Gleichnisse, desto mehr Metaphern, desto mehr detaillirte lebendige Darstellung hat seine Rede. Je unkultivirter eine Nation ist, desto dichterischer erscheint dem in Rücksicht der Kultur entfernten Beurtheiler der natürliche Ausdruck der Empfindung. Je kultivirter die Nation ist, desto prosaischer wird der gewöhnliche Ausdruck.

Ganz in der Natur lebhaft fühlender Menschen sind die Parabeln, Allegorien, Fabeln und die malenden Beschreibungen der Vorwelt. Ganz der Natur gemäß sind die Spottgesänge der Grönländer, wie jener des Elias (1. Kön. 18, 27.):

„Ruft, ruft laut, ihr Priester!
Ein Gott ist euer Baal,
Doch in Gedanken vertieft,
Oder verreist; schläft auch vielleicht.
Bald, bald wird er erwachen!“

Und ein anderer des israelitischen Königs Joas, auf eine Kriegserklärung eines Königs von Juda.

„Der Dornstrauch sandte zu Libanons Zeder,
Vermähle meinem Sohn deine Tochter!
Doch siehe! das Wild lief über den Dornstrauch,
Und trat ihn nieder zur Erde.“

Ganz in der Natur ist die bekannte Parabel Nathans von dem armen und reichen Mann, wo der Prosaist bloß gesagt hätte: „Du, David, entrissest dem Urias sein Weib!“ eben so wie jene Jothams (B. d. Richter 9.)

„Es versammelten die Bäume sich einst,
Sich einen König zu wählen.
Sie sprachen zum Oelbaum:
Sey du unser König!
Der Oelbaum sprach:
Hingeben sollt' ich mein Oel,
Das an mir preisen Götter und Menschen,
Um mich für die Bäume zu mühen!
Da sprachen die Bäume zum Feigenbaum:
Komm, sey du unser König!
Und der Feigenbaum sprach:
Hingeben sollt' ich meine Süße,
Meine köstlichen Früchte,
Um mich für die Bäume zu mühen“ u. s. w.

Der prosaische Ausdruck des Gedankens wäre gewesen: „Sichems Königswürde ist der Bewerbung nicht werth!“ Aber, so gesagt, würde er auf die Menschen Eindruck gemacht, würde er sich durch Tradition erhalten haben?

In der Natur der frühern Perioden der Kultur ist jene Antwort des Deys zu Algier, da ein Europäischer Konsul ein Schiff reklamirte, das durch Korsaren aufgebracht und schon geplündert war:

„Der pflückt sich ein Huhn, und speist es:
Wer sammelt die Federn vom Winde zerstreut?“

und jene Rede eines nordamerikanischen Wilden nach bewilligtem Frieden mit den Franzosen (1720.)

„Vormals glühte die Sonne. Mit Dornen und Stacheln waren die Wege überdeckt. Schwarz waren die Wolken, trüb' das Wasser, gefärbt mit unserm Blut. Die Weiber klagten unaufhörlich ihre Männer und Brüder. Verlassen waren die Hütten, ungebaut die Felder. Die Bäuche der Krieger waren leer, lang die Gesichter. Das Wild floh aus. Zürnende Schlangen zischten uns an. Todesgesänge sangen die Vögel. Heute aber glänzt die Sonne, die Wolken sind verschwunden, mit Blumen überdeckt die Wege. Die Schlangen fliehen. — Unser Herz lacht, daß wir mit euch gehn können auf gleichem Wege. Die nämliche Sonne wird uns beyde erleuchten.' u. s. w.

Dergleichen Beyspiele dichterischer Darstellung finden sich nicht bloß bey entfernten Völkern und in entfernten Jahrhunderten; wir finden sie auch ganz nahe bey uns, finden sie auch in unserer Zeit. Dieses Dichterische, im gewöhnlichen Ausdruck, und in der gewöhnlichen Art der Darstellung, hängt von der Stufe der Kultur ab; ob es gleich durch Klima, Regierungsart, Lebensweise u. s. w. unendlich modifizirt ist, und desto stärker auffällt, je stärker die Leidenschaften und Empfindungen des Redenden sind. — Oft hält man eine Darstellung für charakteristische Auszeichnung einer Nation, die doch bloß allgemeine Dichtersprache ist.

In eigentlicher Prosa reden die Menschen unter allen Nationen erst spät; nur dann erst, wenn ihre Empfindungen viel von ihrer Stärke verloren haben, die Phantasie nicht mehr das Uebergewicht über den Verstand hat, und sie schon auf einer höhern Stufe der Kultur stehn. Wer genau nach

der Wahrheit etwas beschreiben, oder ganz bestimmt reden will, der muß schon durch mannichfache Erfahrungen belehrt, dessen Sprache muß sehr gebildet, dessen Einbildungskraft schon abgestumpft seyn.

Wohl sagt man: Dichter werden geboren! Wir können den Satz auch umkehren: Alle vom Weibe geborne, wenn sie nicht von der Natur verwahrlos't sind, sind unter gewissen Umständen, und auf einer gewissen bestimmten Stufe der Kultur, Dichter; oder, wenn dieses Wort zu viel sagt, Dichtende; von dem Milchmädchen an, das schon im Geist die Heerde blöken hört, um die man es einst beneidet, bis zu dem Knaben, der vor Gespenstern zittert, die er sich selbst schuf; bis zu dem Jüngling, den, bey dem Gedanken an die Erfüllung eines Wunsches, seine Phantasie nach Elysium hinzaubert; bis zu dem Greis, der die ganze Welt um sich her, seit seinen Jugendjahren, so merklich verschlimmert findet. — Aber freylich müssen wir die Idee eines Dichters nicht von der Beobachtung eines in die Augen fallenden Sylbenmaaßes, oder von einer bestimmten äußerlichen Form abstrahiren, am wenigsten bloß an die höhern Grade der Begeisterung denken. — Nur der Mann, in den Stunden des Ernstes und der kalten besonnenen Vernunft, ist reiner Prosaist.

So lange die Worte der Menschen noch kunstloser Ausdruck ihrer Empfindungen, und so lange diese sehr lebhaft sind, so lange sind Metaphern, Vergleichungen u. s. w. unzertrennlich mit der Darstellung verknüpft. Es wird alles versinnlicht, alles vergrößert oder verkleinert, einzelne Fälle werden als allgemein gewöhnlich dargestellt, geringe Aehnlichkeiten zu vollkommnen, kleine Verschiedenheiten zu großen ge-

macht, der niedre Grad wird zum höhern erhoben, das Prädikat des einen Subjekts wird dem andern beygelegt u. ſ. w. *).

Es ſind gewiß auch unter uns viele Dichtende, ohne es zu glauben; freylich in unendlich verſchiednen Graden. Viele reden und ſchreiben Poeſie, ohne es zu ahnden, wie Mſr. Jourdain beym Moliere ſchon vierzig Jahr lang Proſa geſprochen hatte, ohne es zu wiſſen.

Um uns davon zu überzeugen, brauchen wir nur auf die Erzählungen lebhafter noch nicht verſchrobener Kinder, oder ſolcher Leute, deren Fibern noch nicht erſchlafft ſind, oder auf das, was man als Urſachen eigner oder fremder Handlungen anzugeben pflegt, oder auch auf einzelne Ausdrücke der gewöhnlichen Volksſprache genauer Achtung zu geben. Sehr bald werden wir Dichterſprache finden, wo wir nur Proſa erwarteten. — Und wer es nicht glauben will, daß auch er ſelbſt dichte, oder einſt gedichtet habe, der erinnere ſich nur an ſeine Kindheit, oder an ſolche Umſtände, wo ſeine Phantaſie nicht von der kalten Vernunft gezügelt wurde, z. B. wenn irgend eine heftige Leidenſchaft, ſey es Liebe oder Zorn, ihn beherrſchte; oder Krankheiten ſeinen gewöhnlichen Ideengang unterbrachen, oder auch an ſeine Träume. Wenn der Vater ein geliebtes Kind durch den Tod verlor, und er ſieht es im Traum, wie es, von einem Waldſtrom fortgeriſſen, ihm die kleinen Hände hinreicht — iſt das nicht dichteriſche Darſtellung der gefühlten Trennung? — Und warum finden wir uns ſo oft in unſern Erwartungen und Hofnungen

*) So ſagen die neuern Griechen, wenn ſie einer Perſon den Vorwurf machen wollen, daß ſie in einem gewiſſen beſtimmten Fall unüberlegt gehandelt habe: Dein Vater iſt dumm, deine Mutter iſt dumm, dein ganzes Geſchlecht iſt dumm. So ſagte Saul zum Jonathan, ſtatt ihn ſelbſt ungehorſam zu nennen; Du Sohn der Widerſprecherin!

getäuscht? Nicht wahr? weil unsre Phantasie sich so vieles schuf, was wir in der wirklichen Welt nicht fanden.

Reine Prosa zu denken, zu reden und zu schreiben, dazu gehört schon eine sehr angestrengte Aufmerksamkeit, und ein höherer Grad von Politur in Denkart und Sprache. Und daß selbst bey dieser höhern Politur doch so vieles Dichterische sich einmischt, lehren uns alle Tage tausend Beyspiele im gemeinen Leben, und die genaue Betrachtung prosaischer Schriftsteller. Wenn man das, was Leidenschaft bewirkte, edlern Ursachen, oder der Religion, oder der Nothwendigkeit zuschreibt, wenn die Marat und Danton behaupten, Menschenrechte zu vertheidigen, indem sie nur Privatrache kühlen, oder ihre herrschsüchtigen Plane verfolgen; wenn Eroberer *) dem unterjochten Volk, das unter den neuen Fesseln seufzt, sagen: sie hätten es in Freyheit gesetzt! wenn zwey kriegführende Parteyen beyde Gott danken, daß er ihre gerechte Sache führe! wenn der Wucherer von Freundschaft und Mitleid spricht, und an doppelte Procente denkt! wenn der Inquisitor die Beförderung der Ehre Gottes im Munde und den Teufel im Herzen trägt: wer fühlt dann nicht das Uneigentliche des Ausdrucks!

In sogenannten prosaischen Schriftstellern kommen tausend Redensarten vor, die dem Dichter gehören, und die nur deswegen weniger auffallen, weil sie so gewöhnlich sind. Z. B. „Die Furcht trieb die Feinde zur Flucht. — Der nach neuen Lorbeeren durstende Held. — Die Freude lacht auf jedem Gesicht. — Die Wuth steigt höher. — Das Gespräch schläft ein. — Die Begierden erwachen. — Der Sturm legt sich. —

*) Z. B. die Neufranken in Mainz.

Das Meer tobt u. s. w. Dahin gehören zahllose uneigentliche Worte und Redensarten, z. B. Augenblick, unterjochen, unterstützen, sich vermählen, hartnäckig, widerspenstig, in Streit verwickeln, ein Amt bekleiden, den Verstand schärfen, Unterwürfigkeit, handgreifliche Irrthümer, Hand und Auge Gottes, der Fuß des Berges, der Rücken des Gebirges, Herz statt Empfindung — und tausend andre, die, so uneigentlich und dichterisch sie sind, doch der strengste Philosoph und Prosaist nicht immer vermeiden kann, theils, weil Menschen von manchen Gegenständen nicht anders als vergleichungsweise reden können, theils weil die Sprache noch selbst jetzt nicht so weit ausgebildet ist, daß wir für alle Ideen eigenthümliche Wortbezeichnung haben.

Was kann man nun in der Kindheitsperiode der Kultur eines Volks erwarten; wenn noch selbst jetzt der sonst sehr prosaische Physiker von „empfindlichen Magnetnadeln, von freundschaftlichen und feindschaftlichen Polen der Magnete," und der Astronom „von der Milchstraße, dem großen Bär, dem Untergang und Aufgang der Sonne," u. s. w. spricht!

Und die Sprache des gemeinen Lebens bey jeder Nation, welche uns die meisten Ueberreste aus der frühern Kulturperiode darbietet, und besonders die Sprache der sogenannten unkultivirten Stände, wie viel Dichterisches enthält sie nicht! *) — Wenn z. B. bey einer unwahrscheinlichen Erzählung gesagt

*) Dieß fällt uns freylich bei Bruchstücken aus fremden Sprachen mehr auf, als bei unsrer Muttersprache, wo die allmählige Gewöhnung das Auffallende verwischt. Es fälle uns z. B. auf, wenn wir finden, daß manche so genannte wilde Nationen, statt zu sagen, der ist gestoben, sagen, der hat aufgehöret zu essen. Und doch haben wir wahrscheinlich denselben bildlichen Ausdruck in unsrer Sprache. Denn der Ausdruck „er ist!" kommt weder von „ich bin" noch von „ich wese" dem veral-

wird: „Wenn jedes Wort eine Brücke wäre!“ wie viele Zwiſchenſätze muß man ergänzen, um auf den einfachen Gedanken zu kommen: das iſt erdichtet! oder: „Jetzt ſteht der alte Wirth noch in allen Winkeln!“ ſtatt, die Wirthſchaft wird nur durch das Andenken an den vorigen Herrn in Ordnung gehalten. *) Wie viel Dichterſinn ſetzt der Volksname der bekannten Blume Viola tricolor, die man Stiefmütterchen zu nennen pflegt, voraus.

Man höre die Bewillkommungsformeln, welche nach dem Charakter, der Lage und der Stimmung der Nationen ſo verſchieden, als größtentheils uneigentlich ſind. Der Orientaler frägt: Wie iſt der Friede? oder, kommſt du in Frieden? (dieß deutet auf beſtändig in der Vorzeit erwartete Fehden); der Eſthe: Was macht die Fauſt? (dieſe iſt ihm das vorzüglichſte Erwerbmittel, aber auch Schutz); der Römer: quomodo vales? (Wie iſt deine Kraft?) der Franzoſe: comment vous portez-vous? (dieß deutet unſtreitig auf Haltung des Körpers); der Deutſche: Wie ſtehts? Wie gehts? Wie iſt das Befinden? (auf Lage u. ſ. w. hinweiſend); der Grieche ſagt: χαιρειν! (freue dich!) **)

teren Stammwort von „ich war, ich bin geweſen,“ ſondern vermuthlich von „ich eſſe. Und dieſe Form „er iſt“ iſt älter, als die „ich bin, du biſt“ u. ſ. w. Denn das Kind ſagt viel eher „Fritz ißt, Fritz ſchläft“ als: „ich eſſe, ich ſchlafe.“

*) Dahin gehören auch die Redensarten: Gehe nach Anticyra (ſtatt: du biſt ein Thor!) Conclamatum eſt! Vaſa colligenda ſunt! Res ad triarios redit!

**) Warum nahmen wir, deren Sprache ſo viel Aehnlichkeit mit der griechiſchen hat, beſonders in Abſicht der Bildſamkeit, nicht längſt ſchon, ſtatt ſo manches franzöſirenden Ausdrucks, dieſe ſchöne Redensart von den Griechen an?

Man höre die Geſpräche der untern Volksklaſſen, und man wird faſt immer die deutlichſten Spuren des den Menſchen angeſtammten Dichterſinnes finden; wenn nemlich der Geiſt nicht durch Dürftigkeit, oder Furcht, oder Krankheit niedergedrückt iſt. Beſonders deuten darauf die Sprüchwörter und ſprüchwörtlichen Redensarten, die ſo charakteriſtiſch ſind, und ſo häufig gebraucht werden. Ich brauche mich nicht auf entfernte Völker zu berufen, ſo bedeutungsvoll zum Theil ihre Sprüchwörter auch ſind, z. B. folgende Tamuliſche: „Wenn der Hund die Sonne anbellt, leidet die Sonne oder der Hund? — Ein voller Topf kann nicht wallen, aber ein halbvoller thut es. — Nach dem Baum, der Früchte trägt, werden Steine geworfen.“ — Auch bey uns hört man in Unterredungen der untern Volksklaſſen eine Menge ſolcher Sprüchwörter und ſprüchwörtlicher Redensarten, in welche der Redende durch den Zuſammenhang einen uneigentlichen Sinn hineinlegt. Z. B. Wer ſich zum Schaf macht, den freſſen die Wölfe. — Wie die Kuh das neue Thor anſtarren. — Eine Hand wäſcht die andere. — Mit einer Klappe zwey Fliegen ſchlagen. — Aufſchneiden, ſtatt prahlen. — Die Wurſt nach der Speckſeite werfen. — Es iſt kein Braten ſo klein, er trieft. — Auf den Buſch klopfen. — Schwansfedern tragen. — Der Brey wird nicht ſo heiß gegeſſen, als man ihn anträgt. — Unter dem Pantoffel ſtehn. — Den Mantel nach dem Winde hängen. — Die Saiten höher ſpannen. — Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht. — Wer unter den Wölfen iſt, muß mit den Wölfen heulen. — Da liegt der Hund begraben. — Umſonſt iſt todt. — Blauen Dunſt machen. — Viel Geſchrey, wenig Wolle. — Das Kind mit dem Bade ausſchütten. — Das Bad austragen. — Die Scharte auswetzen. u. ſ. w.

Von der Anwendung ſolcher Redensarten entlehne ich ein Beyſpiel aus einem vor mehrern Jahren gedruckten Buch *), damit man nicht etwa glaube, daß das Syſtem Einfluß auf die Darſtellung gehabt habe. Unterredung eines Predigers mit einem Bauer ſeines Orts.

Pred. Guten Morgen! woher ſo früh?

B. Noth bricht Eiſen.

Pr. Was hättet ihr denn für Noth?

B. Sie wiſſens ja wohl, daß Nachbar Tönnes ausgebuttert hat.

Pr. Und was ging euch das an?

B. Niemand weiß, wo der Schuh drückt, als wer ihn anhat.

Pr. Alſo verliert ihr auch wol an ihm? Warum borgtet ihr ihm?

B. Mit Schaden wird man klug! und die Rathsherrn ſind immer klüger, wenn ſie vom Rathhauſe kommen, als wenn ſie hinaufgehn.

Pr. Iſt es viel?

B. Wer wenig hat, kann wenig miſſen. Für mich iſt es viel.

Pr. Und ihr kriegtet nichts?

B. Wo nichts iſt, da hat der Kaiſer ſein Recht verloren.

Pr. Wie kam Tönnes ſo zurück?

B. Es heißt: Strecke dich nach deiner Decke. Er wollte fliegen, ohne Flügel zu haben.

Pr. Er verdarb ſich alſo wol mit ſeinen ſchönen Pferden?

*) Benekens Jahrbuch für die Menſchheit 1788. 1ſter B.

B. Wohl auch. Aber wenn das Haus an allen Ecken brennt, da iſt ſchwer löſchen.

Pr. Wie verſteht ihr das?

B. Herr Paſtor, es gehören zwey zum Kauf.

Pr. Taugte ſeine Frau alſo nicht?

B. Sie iſt ſo gut als ihres Gleichen.

Pr. Sie hat ihm doch einen guten Brautſchatz zugebracht.

B. Brautſchatz um den Heerd, iſt Gold werth.

Pr. Die beſte Haushälterin iſt ſie nun wol nicht.

B. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm; was ein guter Hake werden will, muß ſich früh krümmen.

Pr. Ihre Mutter war doch, wie ich nicht anders weiß, eine brave Frau.

B. Gut iſt gut, beſſer iſt beſſer? Sie arbeitete wie ein Pferd, und ließ die lieben Töchter müßig gehn. u. ſ. w.“

Zu dieſem dichteriſchen Ausdruck der Gedanken in den frühern Perioden der Kultur, gehören ferner manche ſymboliſche Handlungen. Wenn Alexander als Richter, bey Anhörung der einen Partey, ein Ohr zuhielt; ſo war dieß nur Verſinnlichung für die untre Volksklaſſe, die dieſe richtig ſo deutete, daß er auch die andre Partey hören wollte. Sphines, der Brachman, wollte dem Alexander die Lehre geben, daß es beſſer ſey, ſtets umher zu irren, ſich in der Mitte ſeines Reichs aufzuhalten, um Unordnungen zu verhüten. Er nahm ein zuſammengetrocknetes Fell, warf es auf die Erde, und trat mit dem Fuß auf das eine Ende deſſelben. Das Fell ſprang, ſo wie es hier niedergedrückt wurde, auf der andern Seite in die Höhe. Dieß verſuchte er an allen Stellen in der Runde herum; überall blieb es nur auf der Stelle liegen, wo er ſtand, und

die

die andern Seiten hoben sich. Endlich trat er in die Mitte; da lag das Ganze still *). Wenn man in Borneo die Neuvermählten mit Reiskörnern überstreut, so würde dieß, in Prosa aufgelößt, heißen: Ihr werdet Ueberfluß haben. — Das Zusammenessen, das Trinken aus einem Krug ist, bey den Arabern und solchen Nationen, die auf gleicher Stufe stehen, — Zeichen des Bundes, der Freundschaft und des übernommenen Schuzzes. — Das Zischen, Naserümpfen, Verzerren der Augen und des Mundes, das Zungenausstecken, u. s. w. in der Kinderperiode, was sind diese Zeichen alle, als bildliche Darstellung des prosaischen Gedankens: ich verachte dich! — Noch gehören hieher das Häckselstreuen, das Hünerkirren, das Scherbenhinwerfen, das Kranzabnehmen, u. s. w. was an manchen Orten, unter dem Volk, bey Hochzeiten gebräuchlich ist **).

Kurz, wir brauchen nur auf die Erzählungen und Unterredungen und die Gebärdensprache der Kinder und der untern Volksklassen Acht zu geben, um uns zu überzeugen: daß dichterische Darstellung der Gedanken in gewissen Perioden, Bestimmung der Natur ist.

Freylich folgt aus allen diesen Bemerkungen nicht: daß alle Erzählende und Redende, in den frühern Perioden der Kultur, Homere und Ossiane sind, oder waren. Sie sollen nur beweisen:

*) Plutarch. Leben Alexanders, Cap. 65. Man vergl. auch 2. Könige 13, 15. f. 2. Chronik 18, 10. Nehemias 5, 13.

**) Das Volk ist mit dergleichen symbolischen Handlungen so vertraut, daß man z. B. in einem gewissen thüringischen Ort, nicht, ohne Gefahr gemißhandelt zu werden, mit einem Teller oder Glase klappern darf, um nicht die Vermuthung zu erregen, als ob man an den Ekeinamen Klapperstörche erinnern wollte.

daß man in diesen Perioden keine eigentlichen Prosaisten erwarten darf.

Erhalten durch Tradition konnten sich nur die Schilderungen oder Dichtungen, deren Verfasser sich durch vorzügliche Geisteskraft, durch höhern Schwung der Phantasie, durch Begeisterung auszeichneten. Aber dann erhielten sie sich auch eben deswegen leicht, weil diese Art der Darstellung der allgemeinen Seelenstimmung homogen war; da reine prosaische Darstellung hingegen der Seele, auf diesen Stufen, viel weniger anspricht. *)

*) Daher der häufige Gebrauch weiser Volkslehrer aller Zeiten und unter allen Nationen, von Parabeln, Gleichnissen, u. s. w.

Nachtigal.

II.

Beytrag zu einer Geschichte des gesellschaftlichen Lebens im sechszehnten Jahrhundert.

Der Charakter des Menschen ist die innere Quelle seiner äußern freyen Handlungen; aus dem Einfluß desselben auf diese entsteht eine gewisse Uebereinstimmung, und dieß Uebereinstimmende in den Handlungen nennen wir die Sitten des Menschen. Sie sind also das einzige, woraus der Charakter erkannt wird. Wenn sie mit der Würde freyer Wesen übereinstimmen, d. h. ihre Vollkommenheit zum Zwecke haben, so sind sie anständig. Die Fertigkeit, diese Uebereinstimmung hervorzubringen, ist die Moralität, die eben so verschieden seyn kann, als die Begriffe des Anständigen, wovon jedes Alter, jeder Stand, jedes Jahrhundert seine eigenthümlichen hat. Der Umfang dieses Begriffs äußert sich in dem Vergnügen, das wir in den Handlungen finden, und welches die ungebildeten Menschen, nach Epikurs und Aristipps System, als den einzigen Erkenntnißgrund der Sittlichkeit ihrer Handlungen annehmen. Die Philosophen der folgenden Zeiten modifiziren den Begriff, je nachdem der Grad der Kultur den Grad und

die Art des Vergnügens bestimmt. Diese Modification zeigt allemal von der Moralität ihrer Zeitgenossen. — Da die Empfindung niemals allgemeine Grenzen abstecken kann: so bleibt dieß der Vernunft übrig. Da aber wiederum die Ausbildung dieser Kraft so sehr verschieden ist: so muß auch eine jede Klasse von Menschen ihre eignen Begriffe von Moralität haben, die daher zu verschiednen Zeiten steigen und fallen kann. Die Regierungsverfassung, und die daraus entstehenden Verhältnisse der Menschen unter einander, verbunden mit der Erziehungsmethode und den darauf beruhenden Religionsbegriffen, haben hierauf keinen geringen Einfluß. Der freye Mensch unterscheidet sich merklich von dem Nichtfreyen, der Aufgeklärte von dem Nichtaufgeklärten. Will man also einzelne Menschen, oder auch ganze Völker charakterisiren: so muß man hierauf, so wie auf ihre Sitten und das, was bey ihnen anständig oder unanständig ist, auf die damit verbundene Schamhaftigkeit oder Beyfall sehn, weil dieß den sichersten Bestimmungsgrund abgiebt. Dieß Geschäft ist äußerst schwer, aber gewiß nicht ohne Nutzen für den, der auf seine Zeitgenossen wirken will.

So fern die Etikette oder eine stillschweigend angenommene Konvenienz, gewisse Sitten und Gewohnheiten heiligt, gehört sie hierher, weil wir auch das anständig und sittlich nennen, was mit ihr übereinstimmt. Sie ist eine neue Art Pyrrhonismus, nach welchem das Anständige allein durch Gesetze und Gewohnheiten bestimmt wird. Ihre Stärke nimmt sie von der Erziehung her. Was unsern Vorfahren ganz anständig war, ist es jetzt nicht mehr, und so umgekehrt. Auf dem Begriffe dieses conventionellen Anständigen und auf der Bestimmung desselben beruht die Pflicht der Beobachtung; so

kann mir allein etwas anständig, ja nothwendig seyn, was es in Gegenwart andrer nicht ist. Auch fließt daraus die natürliche Schamhaftigkeit, die ganz dem Grunde, von welchem sie ausgeht, und der Vorstellung von der Größe des begangnen Fehlers entspricht. Sie ist bey gebildeten Menschen, ja bey beyden Geschlechtern verschieden; bey ungebildeten vermißt man sie beynahe ganz, oder man findet sie nicht über dieselben Dinge. Die Begriffe des conventionellen Anständigen haben nicht nur einen großen Einfluß auf die Moralität, sondern sie können auch einen Beweis davon geben, weil sie die Quellen gewisser Handlungen sind, und Handlungen der Menschen, sie mögen seyn welche sie wollen, sind immer Abdrücke ihrer Denkungsart, und also auch für den genauen Beobachter sichere Normen zu ihrer Beurtheilung. Da nun diese Begriffe sich mit dem steigenden Luxus erweitern, dieser aber neue Bedürfnisse erzeugt, und jedes neue Bedürfniß auch eine neue Quelle der Immoralität ist: so können sie einem höhern Glück entgegenstehn und größere Vollkommenheiten hindern, man muß sie daher zu berichtigen oder wegzuräumen suchen, das heißt aufklären. Dieß war von jeher das Geschäft der Philosophen und Moralisten, die aber oft verschiedene Wege wählten, je nachdem sie Widerstand fanden. Ob sie immer glücklich waren, möchte schwer zu behaupten seyn, denn wer kann die Menschen kultiviren und zugleich die Quellen der Immoralität verstopfen? Man wird immer am klügsten handeln, wenn man den Ausspruch des philosophischen Kaisers, Mark-Aurel, folgt: „Da man die Menschen nicht so gut machen kann, als man wol wünschen möchte, so muß man sie ertragen, wie sie sind, um sie so gut zu nutzen, als möglich ist.“ Diesem Grundsatz zu Folge bequemte er sich nach dem Geschmack seine rZeitgenossen,

und belehrte dadurch die Schwärmer von der Nichtigkeit ihrer Vervollkommnungssysteme.

Die Klage über den Verfall der guten Sitten ist eine alte Klage; denn schon vor Jahrhunderten wurde sie gehört. Auch unser liebes deutsches Vaterland führt sie. Zu keiner Zeit aber war wol die Sittenlosigkeit in demselben höher gestiegen, als im Ausgange des funfzehnten und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, wo ein Ungeheuer das Haupt der Christenheit vorstellte, wo Pabst Alexander der Sechste und seine treuen Söhne alle Laster durch ihre Beyspiele autorisirten. Die Bordelle standen unter päbstlichem Schutz, die doch jetzt nur die Fürsten unter ihre Aufsicht genommen haben. Liederliche Weibspersonen hatten sogar die St. Aphra und St. Magdalene zu ihren Schutzheiligen. Die leichte Abfindung der Sünde durch einen Ablaßzettel machte, daß man ohne Scheu that, was einem behagte *). — Ein elendes Volk kann nur allein durch Gesetze und gute Sitten gebessert werden, die von der Religion ihre stärksten Motive hernehmen. Erasmus wirkte durch das Lob der Narrheit bey weitem nicht so viel, als Luther, der die Sache beym rechten Ende angriff, und den Ablaß erschütterte. Die Mönchsmoral, auf falsche Dogmen gegründet, stürzte, ihrer Pfeiler beraubt, dahin. — Solche Verbesserungen können indeß doch nur langsam fortgehn, weil Nationallaster, die so alt sind als die Nation selbst, und ihre Verfassung, bis in die spätesten Zeiten sichtbar bleiben. Luther scherzte selbst darüber, indem er sagte: Jede Nation hat ih-

*) Johannes della Casa, Erzbischof zu Benevent, welcher am 7ten Mai 1549 das erste Register der verbotenen Bücher ausgab, soll der Verfasser eines schändlichen Buchs seyn, welches bei Ravys in Venedig gedruckt wurde und die schändlichsten Laster vertheidigt.

ren Teufel, die deutsche hat den schlimmsten, einen Saufteufel, ihr Vollsaufen wird bis an den jüngsten Tag dauern.

Zehn Jahr nach Luthers Tode erschien ein Buch unter dem Titel: Grobianus et Grobiana, worin man Belege zu Luthers Scherz findet. Der Verfasser, M. Dedekind, gesteht selbst, daß er sich nach dem Geschmack seiner Zeitgenossen mancher Laster schuldig gemacht habe, die er in diesem Buche tadele, dessen Absicht er so angiebt: „ich will versuchen, ob das helfen will, die Sitten unserer Deutschen zu verbessern, indem ich das tadele und verwerfe, was ich eigentlich empfehle, und das lobe, was ich verwerfe.“

Ich hoffe, daß es manchem Deutschen nicht unangenehm seyn wird, hier etwas zu lesen, das ihm Gelegenheit geben kann, seine Zeitgenossen mit ihren Vorfahren in eine Parallele zu stellen, und sich dadurch ein fröliches Stündchen zu machen. Ich setze deswegen die Hauptklagen des Grobianus hierher, und füge einige Belege für die Wahrheit derselben hinzu, die ich theils aus ihm selbst, theils aus dem Römischen Brod- und Bienenkorbe und andern Nachrichten genommen habe. Die Grobiana interessiren vorzüglich die Damen, die aber Jedermann mit dergleichen Dingen gern verschont.

„Das Alter, so klagt Grobianus, begeht schändliche Handlungen, und glaubt nicht, sein graues Haar dadurch zu entehren, wenn es der Jugend ein schädliches Beyspiel giebt. Die Jünglinge halten es für lobenswürdig schändlich zu leben; die Petulanz ist größer als jemals; Schamhaftigkeit wird für ein Zeichen eines kleinen Geistes gehalten; die schmutzigsten Dinge werden bey ihren Namen genannt. Mann und Weib kennen keine Anständigkeit, sie leben und handeln ohne Scham-

haftigkeit. Da die Tugend noch ihren Werth hatte, gereichten schamhafte Augen den Mädchen zum Lobe, sie sprachen wenig und in anständigen Ausdrücken, dieß zeugte von der Keuschheit ihrer Herzen. Jetzt ist es ein Grund der Liebenswürdigkeit, die Augen nachläßig und nach Belieben herumschwärmen zu lassen, und sich muthwilliger Reden zu bedienen. Die Großen, die über das rohe Volk herrschen, reden und thun alles ohne Sitten, was ihnen ihre Begierde eingiebt, und diejenigen, die die Zügel der Regierung in Händen haben, thun selbst, was sie andern verbieten sollen. In den Vorhöfen der Palläste findet man Leute, denen die menschliche Vernunft fehlt; der beste Zecher ist auch der beste Mann; nirgends ist die Malesuada so herrschend als hier." —

Nun folgen die Belege zu diesem Klaglibell.

Wenn Jemand ein Gastmal gab, so mußte er nach Stand und Würden dazu einladen lassen. Die Geladenen hielten es nicht für unschicklich, sich von dem Bedienten den Küchenzettel und die Liste der Gäste auszubitten, nach mancherley Kleinigkeiten zu fragen, z. B. ob getanzt werde, was für Damen zugegen wären, ob Ungarische oder Rheinweine gegeben würden. Hiernach bereiteten sie sich zu. Nach der ersten Schüssel pflegten sie den Gürtel zu lösen, und sich darüber herzlich lustig zu machen. Jede Schüssel erforderte ein neues Service, wonach die Gäste, so wie nach allen Meublen des Hauses, sorgfältig späheten. Unter die Leckerbissen rechnete man die Nieren vom Kälberbraten, den Schwanz vom Hechte, den Kopf von der Barbe, und die Haut von der gebratnen Gans. Sie aßen sehr stark *); wie man aus der Zahl ihrer Schüs-

*) Ein Beispiel davon gab Pfalzgraf Friedrich am Rhein, der 1526 durch die Stadt Cervera in Spanien reis'te, und mit einem Gefolge von

seln sieht. Das Schooshündchen aß mit seiner Gebieterin von einem Teller, und verrichtete an ihrem Munde und Händen die Dienste der Serviette. Zur Dankbarkeit durchsuchte sie ihm das zottige Haar, und ließ seine schwarzen Feinde unter ihrem Nagel sterben. Die Etikette war nicht streng. Wenn der Nachtisch, der aus Kuchen, Obst und Nüssen bestand, mit deren Schalen man sich neckte, weggenommen war, so wurde Wasser zum Händewaschen herumgereicht.

Diese Schmausereyen dauerten oft bis zwey Uhr in der Nacht, und der Wirth glaubte sich dadurch vorzüglich geehrt, wenn seine Gäste lange bey ihm verweilten. Die Unterhaltungen zum Lachen durch feine und grobe Scherze waren ihnen am liebsten. Die Fürsten hielten sich dazu ihre Hofnarren und Hofpoeten. Den Damen Küsse rauben, das Busentuch öfnen u. d. gl., ihnen auf den Fuß treten, oder einen vollen Becher zutrinken, waren Zeichen der Liebe. Von dem goldnen Ringe, von den Tressen auf dem Kleide mit ihr sprechen und ihr oft heimlich etwas ins Ohr flüstern, waren Zeichen der Vertraulichkeit. — Das letztere ist auch bey uns noch eine beliebte Sitte, und gewiß sehr zu empfehlen; denn wenn man auch gleich von einem Dritten nichts Böses sagt, so kann man sich doch an der Verlegenheit ergötzen, worein man ihn versetzt, zumal wenn man ihn dabey ansieht, und dann herzlich mit seinem Nachbar lacht. —

zwanzig Personen so viel aß, daß der Magistrat ihn bitten ließ, sich zu entfernen, damit die Deutschen nicht alle Lebensmittel aufzehrten. Ein italiänischer Mönch sagte einst: Die Deutschen fressen wie die Wölfe. Gegen Spanier und Italiäner sticht freilich der Deutsche noch immer sehr ab.

Bey dem Male gebrauchten sie nicht die kleinen Gläser wie wir, sondern große Becher, die sie mit beyden Händen hielten, indeß eingeschenkt wurde, und dann vor sich hinpflanzten. Hieraus thaten sie sich einander Bescheid *). Die lächerliche Sitte auf des Andern Gesundheit einen vollen Becher in seinen eignen Magen zu schütten, wie es auch bey uns hin und wieder noch üblich ist, kannten sie also in so fern, daß sie sich zutranken, mit der Hand die Stelle abwischten, wo sie angesetzt hatten, und sich einander die Hand gaben. War der Becher geleert: so ließ man ihn erst wieder füllen, und dann reichte man ihn dar. Die Ehre des Wirths erforderte eigentlich, daß der Becher nie leer wurde.

Bey großen Saufgelagen ging es bisweilen, wie es auf den Lappländischen Hochzeiten gehen soll; die Gäste brachten ihre Weine mit, die dann alle unter einander gegossen wurden. Der Wirth betrank sich zuerst, um den Gästen Muth zu machen. Auch sangen sie wol aus hohlen Kehlen lustige Lieder zu Ehren des Weins und ihrer Schutzpatrone **). Man

*) Die Trunkenheit der Deutschen war meistentheils eine Folge der Geselligkeit und des Mangels feinerer Unterhaltungen. Unter Kaiser Friedrich und seinem Nachfolger Maximilian dem Ersten fing man an das Unanständige des Zutrinkens zu fühlen, und Maximilian, der mit seinem Vater zum Erstaunen der Vasallen nüchtern blieb, machte es 1495 zu Worms den Fürsten zum Gesetz, daß sie es bei Reichsfiskalischer Strafe nicht mehr gestatten sollten. Die Fürsten hängten aber die Klausel an: in den neuen Trinkländern — Schwaben, Baiern, Franken und den Rheingegenden — soll es gestraft werden, in den alten aber soll man nur auf die Abstellung bedacht seyn. Von dieser Zeit an suchte man sich nun darüber lustig zu machen, und Hans von Schwarzenberg gab ein: Sendschreiben der Stände der Hölle an die Zutrinker der Oberwelt, heraus, worin er sich sehr über die alten und neuen Trinker ergötzt.

**) Der große Schutzheilige des ganzen Deutschen Reichs war der heilige Georg, dabei aber hatten auch einzelne Städte ihre besondern Heili-

erzählt von einem Grafen von Mansfeld, daß er sich bey einem solchen Gelage mit seinen Gästen in einen Kreis gestellt, einen Strick um sie herumgezogen, und sie alle zu Boden gesoffen habe. Die Trinker vom niedern Stande begnügten sich in Ermanglung des Weins mit Bier. Die beliebtesten Biere waren damals das Hamburger, welches wegen seines Geschmacks und Nahrhaftigkeit oben anstand, der Breyhan, das Eimbecker Bier und die Mumme. In Sachsen wurde das Zittauer Bier noch besonders geachtet. Diese Biere wurden, wenn es recht auf das Vollsaufen angesehen war, untereinander gegossen, weil es doch einerley sey, ob sie auf einmal oder nach gerade an den Ort ihrer Bestimmung kämen. Wenn dem Wirth die Zeit zu lange dauerte, ehe die Gäste betrunken wurden, so goß er wol noch Wein darunter. Zur Aus-

gen, z. B. Cölln verehrte die heiligen drei Könige, und am 5ten Januar, als am Abend vor der Ankunft derselben, wurde hier sowohl als an andern Orten ihnen zu Ehren gezecht, wobei man sich zurief: Der König trinkt. Auch jetzt noch wird hin und wieder von jungen Leuten dieß Spiel gespielt, aber mit mehr Anständigkeit. Man wählt einen König und eine Königin, und giebt ihnen einen ganzen Hofstaat, und endigt die Lustbarkeit mit einem Ball. Meistentheils spielen es junge Hofdamen und Cavaliere. — Ueberdem hatte jede Zunft ihren Heiligen, dem zu Ehren man solche Processionen hielt, wie es unsre Handwerksgesellen noch thun, wobei denn der Patron, auf einer Fahne gemalt und stattlich geschmückt, mit allerlei Possen herumgetragen wurde. Dergleichen Possenspiele giebt es noch jetzt! — St. Martin und St. Urban waren die Patronen der guten Zecher, Weinzapfer und Bierbrüder. Die Schuster verehrten den heiligen Crispin, die Aerzte den Er. Cosmus und Damianus, die sie für den St. Lux mit dem Harnglase eintauschten. St. Veit war der Patron der Tänzer und Springer. Aber nicht bloß die Menschen hatten ihre Heiligen, sondern auch das Vieh. So war z. B. der heilige Anton der Patron der Schweine, daher vielleicht noch jetzt die sächsischen Bauermädchen die Schweine Tönchen rufen. St. Loy war über die Pferde und Kühr. Hundprecht bewahrte die Hunde vor dem Tollwurm, St. Gall hütete die Gänse, und St. Wendling die Schafe, die h. Gertrud beschützte die Ratten und Mäuse.

leerung des Bechers waren gewiſſe Ruhepunkte beſtimmt; den letzten Tropfen goß der Trinker auf den Nagel. Bey ſolchen Gelagen hatte man den Hut auf dem Kopfe, den man nicht abzog, ſondern nur mit zwey Fingern die vorderſte Ecke berührte, wenn der Nachbar den Becher darreichte; bisweilen ließ man ihn aber auch rücklings vom Kopf fallen und trank ſtehend. Das Tabaksrauchen war noch unbekannt; ſelten wurde geſpielt, dagegen amüſirte man ſich mit den Fenſterſcheiben, damit man am andern Morgen aus den Ruinen auf die Luſtigkeit der Gäſte ſchließen möchte. Das beliebteſte Mittel die Folgen des Rauſches zu vertreiben, war ein Glas Brantewein.

Ueber das, was unter und nach dem Male vorging, macht ſich Grobianus auf dieſe Art luſtig. Wenn deine Gäſte gut getrunken haben, und ſich in vertraulichen Geſprächen über allerley ergötzen, dann kannſt du Wunder und nie gehörte Thaten mit allen möglichen Gründen bewieſen hören: Wie die Königin des Himmels dem h. Dominikus mit zwey ſchönen Jungfern erſchien, und ihm den Roſenkranz brachte, wie der Teufel ſelbſt ein Katholik geworden, und das ave Maria gebetet habe. Der eine erzählt die Geſchichte ſeines Steckenpferdes, der andre ergötzt ſich über die Lieblingsgeſchichten ſeiner Jünglingsjahre, über ſeine Allgewalt in der Liebe, über die Schmeicheleyen mancher betrogenen Schönen, und begleitet die Erzählung ſeiner Abentheuer mit tiefen Seufzern über die Vergänglichkeit der Zeit. Ein dritter erhebt die Schönheiten ſeines Mädchens, deſſen Haare dem Golde und dem Safran den Preis abgewinnen. In einem andern Winkel ſchwatzt der Soldat von ſchrecklichen Schlachten, der Schiffer vom Sturm, der Oekonom vom Dünger. Die Alten aber beluſtigen ſich mit der Erzählung ihrer Jugendſünden und ich habe Greiſe und

andre, die schon längst emeriti waren, Dinge erzählen hören, die ihrem Alter Ehre? machten.

Wenn nun endlich ein mächtiger Rausch über die Vernunft triumphirt; und seine Residenz in dem Heiligthum des Gehirns aufschlägt, dann erheben sich über wichtige Dinge noch wichtigere Streitigkeiten *). Der eine behauptet die Seele daure nach diesem Leben fort; sie könne nicht mit diesem Körper von Erde untergehn, sondern sie fahre in einen neuen Körper. Andre finden dieß pythagoreische Dogma abgeschmackt, und glauben, die Seele gehe mit dem Körper ganz verloren, wie die Wärme mit dem Feuer. Noch andre erzählen viel Wunderbares von einer andern Welt, die weit von der Axe unsers Pols entfernt liegt; hier sollen die Menschen Hundsköpfe haben und den Hunger mit Menschenfleisch vertreiben. Die Gegner dieser Meinung glauben, die Natur könne solche Ungeheuer nicht dulden. Jede Partey hat triftige Argumente für ihre Behauptung. In einem andern Zirkel wird über die Tage im Kalender gestritten, und behauptet, der eine sey glücklicher als der andre; der Gegner will, daß alle Tage einander gleich sind. Hier sitzen ein Paar politische Kannengießer, die Krieg und Frieden schließen, und Armeen aus der Tasche schüttein; der eine ist mit diesem Könige unzufrieden, der andre mit einem andern, der erste erhebt die Generale über die Sterne, der zweyte stürzt sie zum Styx herab, und giebt ihnen eine Ladung Schimpfwörter mit auf den Weg. Der Streit wird heftig, der Degen beweist endlich den Major und Minor, und

*) Schon Donizo sagt in dem Leben der Mathilde beim Muratori: Die Deutschen lieben den Trunk, dabei zanken sie sich, ziehen den Degen, und hauen sich die Glieder ab, wenn sich andre Völker nur scheiten. Tacitus erzählt dasselbe.

die Faust die Konklusion, richtiger als die Dialektik des Aristoteles. —

Jetzt, Freund, geb' ich dir den Rath, der einen Partey tapfer zu helfen, und durch deinen Beyfall den Streit zu unterstützen. Kühn tritt mitten unter sie, wirf dich zum Schiedsrichter auf, bring sie durch dein Geräusch zum Schweigen, und rufe dem einen dein: Du lügst! entgegen. Alle werden erstaunen, dich angaffen, ob dem Nachdruck deiner Worte, und deinen Verstand und die Stärke deines Geistes bewundern. Folge aber auch diesem Rath; nimm deine Ohren und Backen — in Acht, denn der Beleidigte könnte dir sehr unsanft den Lügner darauf schreiben. —

Sind die Menschen jetzt noch so, oder sind sie besser? Ich will keinem das Vergnügen rauben, sich die Antwort hinzu zu denken.

Haldem.

Hoche.

III.

Zusammenstellung der in Deutschland erschienenen dramaturgischen Schriften nach der Zeitfolge.

Als mit dem Jahr 1775 der Gothaer Theaterkalender seinen Anfang nahm, ward in demselben sogleich S. 129 ein Verzeichniß der deutschen Schauspiele und andrer Theaterschriften gegeben, und unter der dritten Rubrik dieses Verzeichnisses insbesondre von S. 159 an die kritischen Schriften über das Theater angezeigt. Allein der Verfasser setzte sich rückwärts das Jahr 1770 zum Ziel, und konnte also, seinem Plan zufolge, die frühern Schriften der Art nicht anzeigen. Dieser Artikel ward in der Folge stehend, und bis 1781 setzte ihn der Verfasser fort, so, daß er nicht allein die neuen Schriften angab, sondern auch jedesmal alle ältere von 1770 her wiederhohlte. Indeß war aber die Ordnung des Verzeichnisses alphabetisch, und man konnte daher die zunehmende Menge solcher Schriften nicht nach der Folge der Zeit übersehen. Mit dem Jahr 1782 machte der Verfasser, um mehr Raum für andre Artikel zu gewinnen, die Abändrung, daß er von nun an nur die neuen Schriften des verfloßnen Jahres anzeigte,

wodurch dann die allgemeine Uebersicht dieser Litteratur wegfiel. Noch mehr, da in der Folge der Theaterkalender, anstatt, daß er sonst nach Neujahr war ausgegeben worden, in der Michaelismesse erschien, so konnte man, weil die neuen Produkte von der Michaelismesse des vergangnen, und von der Ostermesse des laufenden Jahres zusammengestellt wurden, nicht mehr mit Gewißheit wissen, in welchem Jahre eigentlich eine Schrift erschienen war, ja, es ward darüber manche Schrift ganz übergangen. Endlich hat der Verfasser nun schon in zwey Jahrgängen nämlich seit dem Theaterkalender für 1792, für gut gefunden, jenen Artikel ganz auszulassen. Ich glaube also, daß es nicht unangenehm seyn wird, in einer chronologischen Zusammenstellung den ganzen Vorrath, den Deutschland von dramaturgischen Schriften hat, überblicken zu können.

Ich übergehe aber in diesem Verzeichnisse geflissentlich alle Theateralmanache, weil bey Gelegenheit der Uebersicht von der Familie der deutschen Musenalmanache im Journal v. u. f. D. 1791. St. 10. am Schluß von S. 919. an, auch die Theaterkalender summirt worden sind. Nur zwey Theaterkalender sind daselbst übergangen, nämlich, erstlich: Schauspieler- Schauspielerinnen-Almanach für 1782. Thaliens Freistatt am Mayn, 8. Zweytens: Taschenbuch für die Prager Schaubühne auf 1788. Ingleichen übergehe ich alle diejenigen Schriften, welche die Sittlichkeit des Theaters betreffen. Die ältern Schriften über diesen Gegenstand sind in folgendem Werke verzeichnet: Ueber die Sittlichkeit des Theaters, aus dem Franz. des Desprez de Boissy, nebst einem Anhange des Uebersetzers (C. H. Schmid) Halle 1780, von S. 336. an. Die neuern

sind

sind nachgehohlt in dem Etwas über die deutschen Schriften für und wider das Theater im Journal v. u. f. D. 1790. St. 7.

1734.

1) Riccoboni Abhandlung von der heutigen Tragödie, aus dem Franz. von Joh. Friedr. May im andern Theil von den Schriften der deutschen Gesellschaft in Leipzig.

2) St. Evremond Gedanken von der Oper, aus dem Franz. von W. B. A. von Steinwehr, daselbst *).

1736.

3) Abhandlung von denen auf der Schaubühne sterbenden Personen, in so fern man sie nämlich vor den Augen der Zuschauer selbst sterben, oder ihren Tod erzählen lassen soll, im 15ten Stück von Gottsched's kritischen Beiträgen zur Historie der deutschen Sprache und Poesie.

1737.

4) Hedelin d'Aubignac von Ausübung der theatralischen Dichtkunst, aus dem Franz. von W. B. A. von Steinwehr, Hamburg, 8.

1740.

5) Gottl. Benj. Straube Versuch eines Beweises, daß eine gereimte Komödie nicht gut seyn könne, im 23sten Stück von Gottsched's Beiträgen.

6) Joh. El. Schlegel über die Komödie in Versen im 74sten Stück von Gottsched's Beiträgen, steht nun im dritten Theil von Schlegel's Werken. Kopenhagen 1764, S. 65.

*) Gottsched's Abh. vom Pathos in den Opern steht bey Swift's Anti-Longin, übersetzt von J. J. Schwabe. Leipzig 1734. 8.

7) In Mauvillon's Lettres sur les François et les Allemans ward auch das deutsche Theater getadelt.

1741.

8) G. B. Straube Vertheidigung der nicht gereimten Komödie wider die Einwürfe des Herrn Schlegel im 26sten Stück von Gottsched's Beiträgen.

9) Adam Dan. Richter Regeln und Anmerkungen über die lustige Schaubühne. Annaberg, 4.

10) Zufällige Gedanken über Richter's Regeln im 28sten Stück von Gottsched's Beiträgen.

11) G. B. Straube von den Ursachen, warum ein Trauerspiel nothwendig in Versen geschrieben seyn müsse, im 28sten Stück von Gottsched's Beiträgen.

12) J. E. Schlegel Vergleichung Shakspears und Andr. Gryph's bey Gelegenheit einer Uebersetzung von des erstern Julius Cäsar, (die zu Berlin 1741 erschien, und einen Herrn von Borke zum Verfasser hatte) im 28sten Stück von Gottsched's Beiträgen.

13) J. E. Schlegel Demokrit, ein Todtengespräch, (über die Fehler gegen das Kostume in Reynard's Lustspiel Demokrit) im ersten Band der Belustigungen des Verstandes und Witzes, nun im dritten Band der Werke S. 179.

1742.

14) A. D. Richter zufällige Gedanken vom Verse und Reim des Trauerspiels. Annaberg, 4. steht auch im 29sten Stück von Gottsched's Beiträgen.

1743.

15) Christl. Mylius von der nöthigen Wahrscheinlichkeit bey der Vorstellung der Schauspiele (von der Beobachtung des Kostume) im 30sten Stück von Gottsched's Beiträgen.

16) Deſſelben kritiſche Unterſuchung, ob und in wiefern Gleichniſſe im Trauerſpiel Statt finden, im 31ſten Stück von Gottſched's Beiträgen.

17) Derſelbe von den Reimen und dem Sylbenmaaß im Schauſpiele im vierten Stück der Bemühungen zur Beförderung der Kritik. Halle, 8.

1747.

18) J. E. Schlegel von der Würde und Majeſtät des Ausdrucks im Trauerſpiel in der Vorrede zu ſeinen theatraliſchen Werken. Kopenhagen, 1747, nun im dritten Theil ſeiner Werke S. 213.

1750.

19) Gotth. Ephr. Leſſing's und Chriſtl. Mylius Beiträge zur Aufnahme und Hiſtorie des Theaters, vier Stücke, Stuttgard, 8.

1751.

20) C. F. Gellert de comoedia commovente, ein Programm, deutſch a) in Leſſing's theatraliſcher Bibliothek, b) Gellert's Abhandlungen von den Fabeln und deren Verfaſſern, und für das Rührende in der Komödie, aus dem Lat. Leipzig, 8.

1752.

21) Der kleine Prophet von Böhmiſchbroda, eine Satire der Frau Gottſchedin über die Operette: der Teufel iſt los.

22) Zwo Anmerkungen über die Oper: Der Teufel iſt los. Leipzig, 8.

23) (Steinauer) Schreiben an Herrn K. in Z. (ſowohl über den Verfaſſer, als über die Schauſpieler der Operette: Der Teufel iſt los) Leipzig, 8.

24) Beantwortung des Schreibens an Herrn K. in Z. Leipzig, 8.

25) Poeſie und Proſa, zur Rettung des Leipziger Schauplatzes ungefodert gemacht, und zum Druck befördert von einem, der manch-

mal zu den Logen, manchmal zum Parterrpöbel gehört, (gegen Steinauer gerichtet) Leipzig, 8.

26) Proſa allein wider die Poeſie eines Ungenannten, im Jahr, da der Teufel gebunden war, 8.

27) Jak. Friedr. Freiherr von Bielefeld Progres des Allemans dans les ſciences, les belles lettres, et les arts, particulierement dans la Poeſie et l'Eloquence, Berlin, 8. (Was das deutſche Theater darinnen betrift, von Eckhof überſetzt, im Theaterjournal für Deutſchland, St. 14. Gotha 1780.)

1753.

28) Schreiben an den Herrn Director der Leipziger Schaubühne (über die Operette: der Teufel iſt los.) Leipzig, 8.

29) Mich. Konr. Curtius drey Abhandlungen von der Abſicht des Trauerſpiels, von den Perſonen und Vorwürfen der Komödie, vom Theater der Alten bey Ariſtoteles Dichtkunſt ins Deutſche überſetzt mit Anmerkungen und beſondern Abhandlungen verſehn. Hannover, 8.

1754.

30) G. E. Leſſing theatraliſche Bibliothek, erſtes bis viertes Stück. Berlin, 1754, 1755, 8.

31) K. W. Ramler's Vertheidigung der Oper in F. W. Marpurg's hiſtoriſchkritiſchen Beiträgen zur Aufnahme der Muſik. Berlin, 8.

1755.

32) Joh. Fried. Löwen kurzgefaßte Grundſätze von der Beredſamkeit des Leibes. Hamburg, 8.

33) Ein Brief über den Zuſtand der deutſchen Bühne in Fried. Nicolai Briefen, die ſchönen Wiſſenſchaften betreffend. Frankfurt an der Oder, 8.

34) Schilderey en der Kochiſchen Bühne. Leipzig, 8.

35) Gegenſchilderung der Kochiſchen Bühne. Leipzig, 8.

36) Vernünftige Gedanken über den Zuſtand der Kochiſchen Bühne. Leipzig, 8.

37) Kritiſche Nachricht von der Schuchiſchen Schauſpielergeſellſchaft. Halle, 8.

1757.

38) J. C. Gottſched's nöthiger Vorrath zu der Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt, oder, Verzeichniß aller deutſchen Trauer- Luſt- und Singſpiele, die von 1450 bis zur Hälfte des jetzigen Jahrhunderts in Druck erſchienen ſind. Leipzig, 8. Des nöthigen Vorraths zweiter Theil, oder, Nachleſe erſchien 1765, und führte das Verzeichniß bis 1761 fort.

39) Repertoire des Theatres de la Ville de Vienne, 8.

40) Fried. Nicolai Abhandlung über das Trauerſpiel, im erſten Band der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte. Leipzig, 8.

1758.

41) In dem Anhang zum erſten und zweiten Bande der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, welcher zwey Trauerſpiele enthält, die um den Preis geſtritten, findet man nicht nur eine kritiſche Vorrede über dieſe Stücke, ſondern auch J. F. von Kronegk eigne Gedanken über ſein Trauerſpiel Kodrus, die nun im erſten Band ſeiner Schriften S. 269. ſtehn.

42) Briefe über die Schuchiſche Geſellſchaft. Danzig, 8.

43) Dav. Hume über das Trauerſpiel, überſetzt in J. J. Duſch vermiſchten Schriften. Altona, 8.

1759.

44) J. P. Schrader drey Abhandlungen über das Drama, über das Trauerſpiel, und über das Luſtſpiel, vor dem komiſchen Theater von S. Breslau, 8.

45) Diderot Discours sur la poesie dramatique übersetzt bey dessen Theater von G. E. Lessing. Berlin, 8.

46) Bemerkungen über den Ekel, über die Pantomime, über die vollkommenen Karaktere im Trauerspiel u. s. w. in den Briefen die neueste Litteratur betreffend. Berlin, 8.

47) Gottfr. Christ. Freisleben kleine Nachlese zu Gottsched's dramatischen Vorrath. Leipzig, 8.

48) Joh. Gottfr. Gellius Briefe über die Einführung des englischen Geschmacks in Schauspielen. Leipzig, 8.

49) von Engelschall zufällige Gedanken über die Wiener Schaubühne. Wien, 8.

1761.

50) Joh. Möser Harlekin, oder, Vertheidigung des Groteskekomischen. Osnabrück, 8. neue Ausgabe 1777.

1762.

51) Die Welt, eine Wochenschrift von Christ. Gottl Klemm, Franz Jos. Bob, und andern. Wien, 8. enthält viele theatralische Artikel.

1763.

52) Versuch über die Architectur, Mahlerey und musikalische Oper, aus dem Ital. des Grafen Algarotti von Rud. Erich Raspe. Kassel, 8.

1764.

53) Franz Jos. Bob Glückwunsch an den Verfasser der bürgerlichen Dame. (Satire auf Hafner's Possenspiele) Wien, 8.

54) Zwey Briefe über das Wiener Theater im neunten und zehnten Band der Bibliothek der schönen Wissenschaften.

55) Jos. von Sonnenfels Schreiben an die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften, kam nachher in des Herrn v. S. gesammelte Schriften, erster Band. Wien, 1765.

1765.

56) Joh. Fried. von Kronegk über die Spaniſche Bühne, und über die abgebrochnen Reden im Schauſpiel, zwey Aufſätze im erſten Band ſeiner Schriften. Anſpach, 8.

57) Kritiſche und biographiſche Abhandlungen über die vier größten Dichter des ältern engliſchen Theaters, bey der Ueberſetzung der Braut, einem Trauerſpiel aus dem Engl. von Beaumont und Fletcher, von Hans Wilh. von Gerſtenberg. Kopenhagen und Leipzig, 8.

58) Der öſterreichiſche Patriot, eine Wochenſchrift von Chriſt. Gottl. Klemm, und andern. Wien, 8. enthält mehrere dramaturgiſche Aufſätze.

1766.

59) Joh. Mauvillon freundſchaftliche Erinnerungen an die Kochiſche Schauſpielergeſellſchaft bey einer Vorſtellung des Hausvaters. Leipzig, 8.

60) Joh. Fried. Löwen Schreiben an einen Freund über die Ackermanniſche Geſellſchaft. Hamburg, 8.

61) Schreiben des Ackermanniſchen Lichterputzers an einen Marionettenſpieler, als eine Abfertigung des Schreibens an einen Freund. Hamburg, 8. (iſt auch von J. F. Löwen.)

62) Der Mann ohne Vorurtheil, eine Wochenſchrift von Joſ. von Sonnenfels. Wien, 8. enthält mehrere dramaturgiſche Aufſätze.

63) Briefe über die Merkwürdigkeiten der Litteratur. (herausgegeben von H. W. von Gerſtenberg) Schleswig, 1766, 1767, vier Sammlungen, enthalten viele Aufſätze über Shakſpear, Beaumont, Fletcher, und Johnſon.

64) Geſchichte des deutſchen Theaters in J. F. Löwen Schriften, vierter Theil. Hamburg, 8.

65) Deſſen Anrede an die Schauſpieler. Hamburg, 4.

66) G. E. Lessing Hamburgische Dramaturgie, zwey Theile, 8.

67) J. F. Löwen vorläufige Nachricht von der neuen Einrichtung des Hamburger Theaters. Hamburg, 4.

68) Nachrichten von ausländischen und einheimischen Theatern in Christ. Dan. Ebeling Unterhaltungen. Hamburg, 8.

69) Vergleichung der metrischen und prosaischen Schauspiele im zweiten Band der Hamburgischen Unterhaltungen S. 29.

1767.

70) C. G. Klemm Wienerische Dramaturgie, 8.

71) In dessen Wochenblatt: Wider die Langeweile kommen dramaturgische Aufsätze vor.

72) C. D. Ebeling über die Oper im Hannöverischen Magazin.

73) C. H. Schmid Leben von Cibber in den Hamburgischen Unterhaltungen, im fünften Band.

74) Derselbe über das bürgerliche Trauerspiel, eben daselbst.

75) Jos. von Sonnenfels Briefe über die Wiener Schaubühne, zwey Bände. Wien, 8.

76) In den Briefen über die österreichische Litteratur (von C. G. Klemm und Franz Heufeld) stehn dramaturgische Aufsätze.

77) Johann Gottfried Mißler an das Hamburgische Publikum zur Beförderung des französischen Schauspiels, 8.

78) Joh. Matth. Klefecker Beurtheilung der Starkischen Schauspielergesellschaft. Jena, 8.

79) Joh. Andr. von Jung kritisches Sendschreiben über die Döbbelinische Gesellschaft. Danzig, 8.

80) Joh. Fried. Lauson Schreiben über die Döbbelinische Gesellschaft. Königsberg, 8.

81) J. F. Löwen Nachrichten von den niedersächsischen Bühnen in den Hamburgischen Unterhaltungen.

82) Jak. Moore Verſuch über die Abſicht des Trauerſpiels nach dem Ariſtoteles, aus dem Engl. als ein Anhang bey (G. B. von Schirach) Ueber die Harmonie des Stils des Herrn Marmontel, mit Zuſätzen vermehrt. Bremen, 8.

1769.

83) Joh. Adam Tritt Schreiben über die Döbbeliniſche Schauſpielergeſellſchaft. Königsberg, 12.

84) Joh. Dan. Glummert Gedanken über den Brief des Herrn S. die Döbbeliniſche Schauſpielergeſellſchaft betreffend, ohne Anz. des Orts, 12.

85) Joſ. von Sonnenfels Vorſtellung an den Kaiſer, die deutſchen Schauſpiele, und beſonders die extemporirten Stücke betreffend, ſteht unter andern im neunten Band der Hamburgiſchen Unterhaltungen.

86) C. G. Klemm Dramaturgie, Litteratur, und Sitten, zwey Quartale. Wien, 8.

87) Vergleichung zwiſchen der Kochiſchen und Ackermanniſchen Geſellſchaft. Hamburg, 8.

88) Nachrichten von den theatraliſchen Vorſtellungen der Leipziger Bühne in Klotzens deutſcher Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften.

89) Schwarzenberger Briefe über die Schuchiſche Schaubühne. Glogau, 4.

90) Albr. Georg Walch von der Schauſpielerkunſt. Schleuſingen, 4.

91) Juſt Fried. Riedel Nachrichten von der Abbtiſchen Geſellſchaft im Erfurter Intelligenzblatte.

92) Schreiben an einen Freund über die Beſchaffenheit des Theaters der Deutſchen. Linda u, 8.

93) Vom Verfall des Komiſchen im Luſtſpiel, eine Abhandlung in den Hamburgiſchen Unterhaltungen.

1770.

94) Anaenehme Kleinigkeiten. Wezlar, . enthalten dramaturgische Nachrichten.

95) Ueber die Leipziger Bühne an Herrn J. F. Löwen zu Rostock, erstes und zweites Schreiben. Dresden, 8. (von C. H. Schmid und J. G. Dyck.)

96) Angenehmer Sommerzeitvertreib, eine Wochenschrift (von C. L. Willebrand) Leipzig, 8 enthält Nachrichten von der Wäserischen Schauspielergesellschaft.

97) (von Brandenstein) Moralische und kritische Erläuterungen und Zusätze zu der in dem neuen Wochenblatt, betitelt Sommerzeitvertreib, befindlichen Kritik über die Wäserische Schaubühne, von einem unpartheyischen Zuschauer. Frankfurt und Leipzig, 8.

98) Leon. Gomperz Gedanken über das Theater bey Anwesenheit der Döbbelinischen Gesellschaft. Königsberg, 8.

99) Georg Heinrich Koch Brief über die Ackermannische Gesellschaft in Klotzens deutscher Bibliothek der schönen Wissenschaften.

100) Alb. Wittenberg Schreiben an die Dem. Ackermann die ältere über die Hamburger Bühne, 8.

101) Shakspear's Leben in C. H. Schmid Biographie der Dichter, zweiter Theil. Leipzig, 8.

102) Jos. von Sonnenfels Nachrichten von der neuen Einrichtung des Wiener Theaters, 4.

103) Desselben freimüthige Erinnerungen über die Vorstellung des Brutus. Wien, 8.

104) In K. F. Wegener Berlinschem Zuschauer, und in dessen Berlinischen Zuschauerin 1770 und 1771 stehen theatralische Nachrichten.

1771.

105) Lady Grainville Verſuch über Shakſpear's Genie und Schriften, aus dem Engl. von J. J. Eſchenburg, Leipzig, 8.

106) Das Parterre, von C. H. Schmid. Erfurt, 8.

107) Joh. Mich. Hofman ſonderbare Nachrichten von einigen Schauſpielergeſellſchaften am Mayn, Ober- und Niederrhein. Frankfurt am Mayn, 8.

108) Marc. Herz freimüthige Kaffeegeſpräche über den Juden Pinkus in Stephanie's Luſtſpiel: Die abgedankten Offiziers, oder, Beurtheilung des Berliner theatraliſchen Geſchmacks. Berlin, 8.

109) Garrick, oder die engliſchen Schauſpieler, aus dem Franz. des Sticotti. Kopenhagen, 8.

1772.

110) Chriſt. Aug. von Bertram Schreiben über die Kochiſche Schauſpielergeſellſchaft aus Berlin an einen Freund. Berlin und Leipzig, 8.

111) Beantwortung des Schreibens über die Kochiſche Schauſpielergeſellſchaft von einem Freund aus Halle. Berlin, 8.

112) Ueber die Hamburgiſche Bühne an den Herrn Profeſſor S. in G. erſtes und zweites Schreiben. (von C. L. Willebrand) Hamburg, Berlin und Leipzig, 8.

113) Gotth. Contius Beiträge zu C. H. Schmid's Parterre. Leipzig, 8.

114) Joh. Joſt Ant. von Hagen: Die Logen. Berlin, 8.

115) Karl Konr. Streit theatraliſches Wochenblatt. Breslau, 8.

116) Leon Gomperz Parallele über die Döbbeliniſche und Schuchiſche Schauſpielergeſellſchaft. Königsberg, 8.

117) Chriſtian Löper theatraliſches Wochenblatt. Prag, 8.

118) C. H. Schmid Theaterchronik. Gießen, 8

119) Der Schauspieler, ein dogmatisches Werk für das Theater, aus dem Franz. des Remond de St. Albin von F. J. Bertuch, zwey Theile. Altenburg, 8.

120) Hurd über die verschiednen Gebiete der dramatischen Poesie in folgendem Werk: Horazens Epistel an die Pisonen und an den Augustus, mit Kommentar und Anmerkungen, nebst einigen kritischen Abhandlungen von Hurd, aus dem Englischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von J. J. Eschenburg, zwey Bände. Leipzig, 8.

1773.

121) J. G. Herder über Shakspear in: Von deutscher Art und Kun , einige fliegende Blätter. Hamburg, 8.

122) C. G. Klemm Nachrichten von der Wiener Bühne in der Wiener Realzeitung.

123) Nachrichten von den Leipziger theatralischen Vorstellungen in der Erfurter gelehrten Zeitung.

124) J. J. Eschenburg Shakspeare wider neuere Voltairische Schmähungen vertheidigt im deutschen Museum.

125) C. M. Wieland Briefe über seine Oper Alceste im deutschen Merkur.

126) Jos. Zimmermann von der dramatischen Dichtkunst. Lucern, 8.

127) J. J. von Hagen Magazin zur Geschichte des deutschen Theaters. Halle, 8.

128) C. A. von Bertram: An den Herrn Schmid zu Gießen, als Verfasser und Herausgeber der Theaterchronik. Frankfurt und Leipzig, 8.

129) C. H. Schmid über einige Schönheiten der Emilia Galotti. Leipzig, 8.

1774.

130) C. G. Klemm Wochenschrift: Das Wiener Allerley, enthält dramaturgische Nachrichten.

131) Der Zeitgenoß, eine Wochenschrift von Chr. Löper. Wien, 8. enthält dramaturgische Nachrichten.

132) Theatralische Nachrichten in C. M. Wieland deutschem Merkur.

133) J. C. Bock: Etwas Dramaturgisches, einige fliegende Rhapsodien zur Nachlese aus den Archiven der Erfahrung, erstes Paket. Hamburg, 8.

134) Alb. Wittenberg Allgemeines Wochenblatt zur Ehre der Lektüre. Hamburg, 1774 und 1775, vier Theile, enthält viele dramaturgische Aufsätze über die Schröderische Gesellschaft.

135) Christ. Hier. von Moll historisch-kritische Theaterchronik. Wien, 8.

136) Unsre Gedanken über das Prager Theater, 8.

137) Beitrag zur Geschichte der deutschen Schaubühne. Frankfurt am Mayn, 8. enthält drey, schon vorher einzeln gedruckte, Schriften, nämlich: a) Des Freiherrn von Neßelrode Kritik über die Marchandische Schauspielergesellschaft. b) An den Verfasser der Schmähschrift unter dem Titel: Kritik über die Marchandische Gesellschaft. c) Sendschreiben an Herrn Marchand vom Freih. von Neßelrode.

138) C. H. Schmid über Götz von Berlichingen, eine dramaturgische Abhandlung. Leipzig, 8.

139) Götter, Helden, und Wieland (eine Kritik über Wieland's Alceste) von J. W. von Göthe. Weimar, 8.

140) Joh. Mich. Reinh. Lenz Anmerkungen übers Theater, nebst angehängtem übersetzten Stück Shakspear's. Leipzig, 8.

141) Ernst Christ. Dreßler Gedanken, die Vorstellung der Alceste, eines deutschen Singspiels, betreffend. Frankfurt und Leipzig, 8.

142) In Joh. Rautenstrauch's Meinungen der Babet, einer Wochenschrift, kommen dramaturgische Aufsätze vor.

143) Karl Hebenstreit Theaterfreund, eine Wochenschrift. Prag, 8.

144) Karl Lud. Bauer Anfang, oder Versuch einiger Bemerkungen über das rührende Drama. Hirschberg, 4.

145) Joh. Fried. Reichardt über die deutsche komische Oper. Hamburg, 8.

146) Ueber die dramatische Kunst vom Herrn Marmontel, aus dem Franz. von F. J. Bertuch. Leipzig, 8.

147) Theatralisches Wochenblatt. Hamburg, 1774 und 1775, 8. von J. J. C. Bode.

1775.

148) Theaterzeitung. Kleve, 8. herausgegeben von J. G. Bärstecher: viele andre z. E. Reichard, Großmann hatten Antheil daran.

149) C. H. Schmid und J. G. Dyck Chronologie des deutschen Theaters. Leipzig, 8.

150) Luc. Boogers dramatischer Antikritikus. Wien, 8.

151) Leon Gomperz Billete der Madam F. und Madam X. über die Schuchische Schaubühne. Danzig, 8.

152) In der Wiener Realzeitung, die von nun an von Joh. Rautenstrauch besorgt ward, kommen theatralische Artikel vor.

153) Karl Hebenstreit Kritische Gedanken über das Trauerspiel Ernest und Gabriele. (von Möller) Prag, 8.

154) Will. Richardson über die wichtigsten Karaktere Shakspears, aus dem Engl. von C. H. Schmid, 8. *)

*) Billig sollte nun auch der zweite Theil dieses interessanten Werks übersetzt werden.

155) Rezenſion der in dem allgemeinen deutſchen Wochenblatt enthaltnen Briefe über die Hamburger Schaubühne, Schauſpieler, und einige ſich auf die Schaubühne beziehende Gegenſtände. Hamb. 8.

156) Guſt. Fried. Wilh. Großmann Briefe an den Herrn K. in L. die Seyleriſche Bühne in Dresden betreffend. Dresd. 8.

157) Prinz Tandi an den Verfaſſer des neuen Menoza, (das iſt, J. G. Schloſſer's Vertheidigung der Lenziſchen Schauſpiele,) Karlsruhe, 8.

158) J. J. Engel Abhandlung über Handlung, Geſpräch, und Erzählung im 16ten Band der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften.

159) C. M. Wieland Verſuch über das deutſche Singſpiel im deutſchen Merkur.

1776.

160) Mercier Verſuch über die Schauſpiele, überſetzt von Heinr. Leop. Wagner, mit einem Anhang aus Göthe's Brieftaſche. Leipzig, 8.

161) Cooke Anfangsgründe der dramatiſchen Kritik, aus dem Engl. von J. J. Engelbrecht. Lübeck, 8.

162) C. A. von Bertram Allgemeine Bibliothek für Schauſpieler und Schauſpielliebhaber. Frankfurt und Leipzig, 1776, 1777, drey Stücke, 8.

163) C. A. von Bertram Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Theaters, drey Stücke. Berlin, 8.

164) In dem, von C. A. von Bertram 1776 und 1777 herausgegebenen, Berliner litterariſchen Wochenblatte kommen viele dramaturgiſche Aufſätze vor.

165) Karl von Schellheim Wieneriſche Dramaturgie, 8.

166) Theatralwochenblatt von Salzburg vom 18. Nov. 1775 bis Ende Februar 1776, von Seipp.

167) J. C. Koppe Versuch einer Kritik über die Ilgueriſche Geſellſchaft, ohne Druckort, 8.

168) In J. R. M. Lenz flüchtigen Aufſätzen, Zürch, 8. kommt eine dramaturgiſche Abhandlung vor.

169) In Gottfr. Uhlich's Wochenſchrift: Das Füllhorn kommen dramaturgiſche Aufſätze vor.

170) In F. J. Riedel litterariſchen Monaten, Wien, 8. findet man dramaturgiſche Aufſätze.

171) Ueber den Prolog von Karl Fried. Cramer. Leipzig, 8.

172) In Gottfr. Uhlich's Wochenblatt für die inneröſterreichiſche Staaten, Wien, 8. kommen dramaturgiſche Aufſätze vor.

173) Ernſt Lor. Mich. Rathlef: Die letzten Tage der jüngern Dem. Ackermann, aus authentiſchen Quellen zum Druck befördert. Hamburg, 8.

174) Beitrag zu den letzten Tagen der Dem. Ackermann. Hamburg, 8.

175) Briefe über die Emilia Galotti (von Chr. Garve) in J. J. Engel Philoſophen für die Welt. Leipzig, 8.

1777.

176) Heinr. Ottok. Reichard Theaterjournal für Deutſchland, 1777 — 1783, zwanzig Stück. Gotha, 8.

177) Bagatellen, Litteratur, und Theater. Düſſeldorf, 67 Stücke, 8. herausgegeben von J. G. Bärſtecher; andre z.E. C. H. Schmid hatten Antheil daran.

178) E. C. Dreßler Theaterſchule für die Deutſchen, das ernſthafte Singſpiel betreffend. Hannover und Kaſſel, 8.

179) Alb. Wittenberg Briefe über die Ackermanniſche und Hamonſche Schauſpielergeſellſchaft zu Hamburg. Berlin und Leipzig, 8.

180)

180) Voltaire Schreiben an die franzöſiſche Akademie über Shakeſpear, überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Albr. Wittenberg. Hamburg, 8.

181) Ueber Fallſtaf's Karakter, aus dem Engliſchen von C. H. Schmid, in Reichard's Theaterjournal.

182) Schreiben an einen Freund über den neulichen Tumult in dem Komödienhauſe zu Lübeck. Lübeck, 8.

183) Beantwortung des Schreibens an einen Freund über jenen Tumult. Lübeck, 8.

184) H. L. Wagner Briefe die Seyleriſche Geſellſchaft, und ihre Vorſtellungen zu Frankfurt am Mayn betreffend. Frankfurt am Mayn, 8.

185) C. F. von Bonin Schreiben an Herrn B. in Hamburg, den Abgang der Dem Huber vom Berliner Theater betreffend. Berlin, 8.

186) Theaterjournal über die in Nürnberg von der Moſeriſchen Geſellſchaft aufgeführten Schauſpiele, nebſt einigen Anmerkungen, von Haſeneſ, Parthienſchreiber, Fortſetzung 1778, kam zu Nürnberg, Stuttgard, und Ulm heraus.

187) Brief über das Theater und die Schauſpieler an einen Schauſpieler in München. München, 8.

1778. *)

188) In dem Journal des Herrn Reichard, das unter dem Titel: Olla Potrida 1778—1792 zu Berlin herausgekommen, ſtehn verſchiedne dramaturgiſche Aufſätze.

189) C. A. von Bertram Litteratur- und Theaterzeitung 1778—1784 incl. ſieben Jahrgänge, 8.

190) J. F. Schink über Brockmanns Hamlet. Berlin, 8.

*) In dieſem Jahre ſoll aus dem Franz. überſetzt worden ſeyn: Miſtelee über die Empfindſamkeit in Rückſicht des Dramas.

191) Deſſen dramaturgiſche Monate, dem Herrn Prof. Engel gewidmet, erſchienen nur für den Monat Auguſt. Berlin, 8.

192) Der Theaterfreund, eine Wochenſchrift. München, 8.

193) Brockmann und Wäſer (von Eckart) ohne Anzeige des Orts, 8.

194) Journal der auswärtigen und deutſchen Bühnen von Joh. Fried. Schmid, 1778 und 1779. Wien, 8.

195) Kurzgefaßte Nachrichten von den bekannteſten Nationalbühnen überhaupt, und von dem K. K. Nationaltheater insbeſondre, von J. F. Schmid. Wien, 8. war mit obigem Journal verbunden.

196) Otto Heinr. Freih. von Gemmingen Mannheimer Dramaturgie. Mannheim, 8.

197) Schreiben des Herrn von S. an den Grafen von P. die Schauſpielergeſellſchaft zu Neubrandenburg betreffend, ohne Anzeige des Orts, 4.

198) Fried. Wilh. Eichholz Schreiben aus Halberſtadt an einen Freund in Bremen, die Wäſeriſche Schauſpielergeſellſchaft betreffend. Halberſtadt, 8.

199) In den Rheiniſchen Beiträgen zur Gelehrſamkeit, Mannheim, 1778, 1779 ſtehn verſchiedne dramaturgiſche Aufſätze.

200) Charlotte (das iſt, Briefe von Charlotte Ackermann) aus authentiſchen Quellen, herausgegeben von Wotton. Jena, 8. *)

1779.

201) Bayeriſche Beiträge zur ſchönen und nützlichen Litteratur. München, 1779—1781, drey Jahrgänge, herausgegeben von

*) Im Gothaer Magazin der Künſte und der Wiſſenſchaften B. II. St. 2. ſtehe: Ueber Empfindungen, Leidenſchaften, Karakter und Sitten, ein philoſophiſcher Verſuch für Schauſpieler von G. H. Ewald.

Lorenz Westenrieder, enthalten viele dramaturgische Aufsätze.

202) Schreiben über das Berliner und Breslauer Theater, die Vorstellung des Hamlet betreffend, von C. F. von Bonin. Breslau, 8.

203) Nachricht von dem Tode des englischen Komödianten Garrick, nebst einigen Betrachtungen über dessen theatralischen und persönlichen Karakter, wie auch die Verstellungskunst, aus Linguet's Annalen übersetzt von Alb. Wittenberg. Hamburg, 8.

204) Theoph. Fried. Lorenz theatralischer Zeitvertreib, eine Wochenschrift, zwey Jahrgänge 1779, 1780. Regensburg, 8.

1780.

205) Von der Schauspielkunst. Wien, 8.

206) Dramaturgische Nachrichten, herausgegeben von J. J. A. von Hagen und G. F. W. Großmann. Bonn, zwey Stück, 8.

207) Dramaturgischer Briefwechsel über das Leipziger Theater im Sommer 1779 herausgegeben von F. W. von S. Leipz. 8.

208) Dan. Heinr. Thomas Chronographie des schwedischen Nationaltheaters. Stralsund, 8.

209) Wilh. Heinr. Seyfried Frankfurter Dramaturgie, zwey Jahrgänge 1780 und 1781. 8.

210) In Ernst Fried. Rühl Frankfurter Beiträgen zur Ausbreitung nützlicher Künste und Wissenschaften. Offenbach, 1780, 1781, drey Theile, stehn mehrere dramaturgische Aufsätze.

211) Joh. Christ. Koppe über einige Vorstellungen der Herzoglich Mecklenburg-Strelitzischen Schauspielergesellschaft zu Neubrandenburg, ein Schreiben an Herrn Reichard zu Gotha. Rostock, 8.

212) Georg Andr. Will Geschichte der Nürnberger Schaubühne, in dessen historisch-diplomatischen Magazin für das Vaterland, und angrenzende Gegenden. Nürnberg, 1780—1783, drey Bände, 8.

213) Unpartheyische Geschichte des Gothaer Theaters. Frankfurt und Leipzig, 8.

214) Fried. Koch Vorfälle des deutschen Theaters für Schauspieler. Leipzig, 8.

1781.

215) Karl Mart. Plümike Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin, nebst allgemeinen Bemerkungen über den Geschmack, hiesige Theaterschriftsteller, und Behandlung der Kunst in den verschiednen Epochen, mit angehängtem Verzeichniß aller auf der Kochischen und Döbbelinischen Bühne erschienenen Stücke, Berlin, 8.

216) In Möller's Liefländischen Magazin der Litteratur kommen dramaturgische Aufsätze vor.

217) Joach. Schubbauer über die Singspiele, im ersten Band der Abhandlungen der Baierischen Akademie über Gegenstände der schönen Wissenschaften.

218) Ant. von Klein über Wieland's Rosamund, Schweitzer's Musik, und die Vorstellung dieses Singspiels in Mannheim. Frankfurt und Leipzig, 8.

219) Ant. von Klein über Lessing's Meinung vom historischen Trauerspiel, und über Emilia Galotti. Frankf. und Leipz. 8.

220) Ant. von Klein über das Trauerspiel Agnes Bernauerin, bey dessen Vorstellung in Mannheim. Mannheim, 8.

221) Briefe über die Wäserische Schauspielergesellschaft. Magdeburg, 8.

222) Abgenöthigtes Antwortschreiben an den ungenannten Briefschreiber über die in Magdeburg sich aufhaltende Wäserische Schauspielergesellschaft, von Joh. Schulz. Magdeburg, 8.

223) Leon Gomperz Kritiſche Bemerkungen über das Theater, entworfen bey der Anweſenheit der Schuchiſchen Geſellſchaft zu Danzig. Danzig, 8.

224) Peter Batzmann Bibliothek der deutſchen Schauſpiele aufs Jahr 1781, acht Stücke. Danzig, 1781, 1782, 8.

1782.

225) J. F. Schink dramaturgiſche Fragmente. Grätz und Wien, 1782—1784 incl. vier Bände, jeder von zwölf Stücken, 8.

226) Dan. Ad. Surkau Kompagnon über die Urtheile von der Schuchiſchen Geſellſchaft in Danzig, in den Danziger hiſtoriſchen und gelehrten Neuigkeiten.

227) Fried. Sam. Mohr Königsberger Theaterjournal, 8.

228) Wilh. Heinr. Seyfried: Mein theatraliſches Tagebuch für Deutſchland. Frankfurt am Mayn, zwey Bände, 1782, 1783, 8.

229) Ueber die Berliner Bühne, vier Stücke. Berlin, 8.

230) In Lor. Weſtenrieder Jahrbuch der Menſchengeſchichte in Baiern, München 1782, 1783 kommen dramaturgiſche Nachrichten vor.

231) In deſſelben Münchner Monatsſchrift findet man dramaturgiſche Aufſätze.

232) In deſſelben Pfalzbaieriſchen Beiträgen ſtehn dramaturgiſche Aufſätze.

233) Berliner Theaterjournal für das Jahr 1782, herausgegeben von B—r. Berlin, .

234) Joh. Bapt. Strobel: Der dramatiſche Cenſor, eine periodiſche Schrift. München, 8.

235) M. J. Renth Nachricht von der Berneriſchen jungen Schauſpielergeſellſchaft, zuſammengetragen von einem Zöglinge derſelben, ohne Anzeige des Orts, 8.

236) C. H. Schmid Geschichte des italienischen Theaters zu Paris im Gothaer Theaterkalender für 1782.

1783.

237) In Ant. von Klein Pfälzischen Museum kommen dramaturgische Nachrichten vor.

238) Peter Napoli Signorelli kritische Geschichte der alten und neuen Theater, aus dem Ital. von F. A. Weber. Bern, 8.

239) Anton Peiba Gallerie der deutschen Schauspieler und Schauspielerinnen. Berlin, 8.

240) Joh. Fried. Schink Zusätze und Berichtigungen zu der Gallerie deutscher Schauspieler und Schauspielerinnen. Wien, 8.

241) Jos. Uhlmann: Shakspear im sechszehnten Jahrhundert für die englische Nation, Schröder im achtzehnten für die Deutschen. Wien, 8.

242) Unpartheyisches Schreiben über den gegenwärtigen Zustand des deutschen Theaters, ohne Anzeige des Orts, 8.

243) Auszug aus dem Tagebuch eines Russen auf seiner Reise nach Riga, enthält Anmerkungen über das Rigaer Theater.

244) J. F. E. von Brawe raisonnirendes Theaterjournal von der Leipziger Michaelismesse 1783. Leipzig, 8.

245) J. F. Schink Briefe über das Theaterwesen zu Wien, bey seinen dramatischen und andern Skizzen. Wien, 8.

1784.

246) Wilh. Heinr. Seyfried dramatische Brille für Deutschland. Hamburg, 8.

247) Walwyn's Versuch über das Lustspiel, aus dem Engl. übersetzt im 28sten B. der Neuen Bibl. der sch. W.

248) Verzeichniß der seit dem Anfang der Fürstl. Thurn und Taxischen deutschen Schaubühne von 1777 bis 1784 aufgeführ-

ten Stücke, auch des Theaterperſonals Annahme und Abgang. Regensburg, 8.

249) W. H. Seyfried dramatiſcher Fauſtin. Hamburg, 1784, 1785, zwey Bände, 8.

250) Joh. Jak. Engel Ideen zu einer Mimik. Berlin, zwey Bände, 1784, 1785, 8.

251) Berh. Chriſt. d'Arien Anmerkungen über Wittenberg's Beurtheilung ſeines Trauerſpiels Claus Storzenbecher. Hamburg, 8.

252) Alb. Wittenberg beſcheidne Antwort auf die unbeſcheidnen Anmerkungen des Herrn Doctor d'Arien. Hamb. 8.

253) Aug. Wilh. Iffland Fragmente über Menſchendarſtellung auf den deutſchen Bühnen. Gotha, 8.

254) Chriſt. Aug. Vulpius Journal aller Romane und Schauſpiele, vier Stücke. Leipzig, 8.

255) Theaterbibliothek, vier Stücke. Danzig, 8.

256) J. L. Neumann Allgemeine Theaterzeitung. Dresden, 8.

257) Joh. Chriſt. Fried. Dietz Beiträge zum Theater, zur Muſik, und der unterhaltenden Lektüre überhaupt, zwey Bände. Stendal, 1784, 1785, 8. (Im erſten Band ſteht eine lange Abhandlung: Beantwortung der Frage, warum hat Deutſchland noch kein Nationaltheater?)

258) Karl Fried. Flögel Geſchichte der komiſchen Litteratur. Liegnitz, 1784—1787, vier Bände, 8.

259) Sauerweid Ruſſiſche Theatralien. Petersburg, 8.

260) Mag. Müller Beiträge zur Lebensgeſchichte des Schauſpieldirector Abbt. Frankf. und Leipz. 8.

261) Chriſt. Gottl. Neefe: Karoline Großmann, eine biographiſche Skizze. Göttingen, 8. *)

*) Skizze des Hamburger Theaters von 178 , von F. J. D. Tank. Hamburg, 8.

1785.

262) C. A. von Bertram Ephemeriden der Litteratur und des Theaters. Berlin, 1785 — 1788 incl. vier Jahrgänge, 8.

263) Beiträge zur Litteratur des Theaters. Hamburg, 8.

264) W. H. Seyfried dramatischer Apologete. Hamb. 8.

265) Unpartheyische Beurtheilung der Münchner Bühne. Münch. 8.

266) Rbabeck's Briefe eines alten Schauspielers an seinen Sohn, aus dem Dänischen von C. H. Reichel. Leipzig, 8.

267) In Fr. von Hendrich Weimarischen Magazin 1785 — 1792 kommen dramaturgische Aufsätze von C. A. Vulpius vor.

268) Im ersten Heft von Schiller's Rheinischen Thalia (die bey den folgenden Heften blos Thalia heißt) steht eine Vorlesung über die Frage, was eine gutstehende Schaubühne wirken könne, und ein Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters *).

1786.

269) In Ant. von Klein Pfalzbaierischen Museum kommen dramaturgische Aufsätze vor.

270) In Joh. Fried. Gotter's Werken, Gotha, zwey Theile, steht eine Vertheidigung der versifizirten Trauerspiele.

271) J. F. Schink Katharina Jacquet, eine dramaturgische Skizze. Wien, 8.

272) Georg Fried. Brandes Bemerkungen über das Londner, Wiener und Pariser Theater. Göttingen, 8.

273) Joh. A. Hiller über Metastasio und seine Werke. Leipzig, 8.

*) Zu dem, im Journale v. u. f. D. gethanenen, Wunsche einer allgemeinen Biographie deutscher Schauspieler und Schauspielerinnen setze ich noch den Vorschlag hinzu, daß man, außer den Verstorbenen, auch die Leben derer beschreiben möchte, die zwar noch leben, aber vom Theater abgegangen, und deren nach dem Theaterkalender von 1793 acht und sechzig sind. Man könnte auf die Art, ehe sie stürben, von ihnen noch manche wichtige Beiträge zur Geschichte des deutschen Theaters erhalten.

274) Nachricht vom jetzigen Zuſtand des Berliner Theaters. Berlin, 8.

275) Max. Blumhofer über den Theaterdichter. Düſſeldorf, 8.

276) H. E. Warnekros: Der Geiſt Shakſpears, aus ſeinen Schriften gezogen, zwey Theile. Greifswalde und Leipzig, 8.

277) Schutzſchrift des Lebens von G. A. Bellamy, vormaligen Schauſpielerinn in London, aus dem Engl. von Alb. Wittenberg. Hamburg, 8.

278) B. D. A. Cremeri Wünſche, eine ächte Schaubühne zu bekommen. Linz, 8.

279) Regensburger Theaterjournal von 1784 bis 1786 mit einem Anhang verſchiedner Prologen von J. G. K. Gieſeke. Regensburg, 8.

1787.

280) J. J. Eſchenburg über Shakſpear's Leben und Schriften. Zürch, 8.

281) Ren. Gotth. Löbel Verſuch einiger pſychologiſcher Bemerkungen über die Deklamation im fünften Band von des Prof. Cäſar philoſophiſchen Denkwürdigkeiten. Leipzig, 8.

282) Predigten für Schauſpieler. Lübeck, 8.

283) Reinecke Biographien einiger deutſchen Schauſpielerinnen, erſtes Bändchen, 8.

1788.

284) Max Sturms theatraliſche Wanderungen, ein Buch zur Beherzigung für junge Leute, die ſich dem Theater widmen wollen. Magdeburg, 8.

285) Tagebuch der Mannheimer Schaubühne, vier Hefte. Mannheim, 8.

286) Goldoni über ſich ſelbſt und ſeine Schauſpiele, aus dem Franz. von G. Schatz. Leipzig, drey Theile, 8.

287) Leben des Skaramutz, vormaligen berühmten Luſtigmachers auf dem italieniſchen Theater zu Paris. Halle, 8.

288) G. F. John über die Schuchiſche Geſellſchaft in den Königsberger Zeitungen.

289) K. F. Flögel Geſchichte des Groteskekomiſchen. Liegnitz, 8.

290) Ueber die öffentlichen Spiele und das Theater der Griechen in von Archenholz Litteratur- und Völkerkunde. Auguſt.

291) Joh. Sigism. Grüner über die Wahl des Schauſpielerſtandes, ebendaſelbſt. Oktober.

292) W. H. Seyfried ein dramatiſches Wort zu ſeiner Zeit, die Cranziſche Kritik und die königliche Nationalbühne zu Berlin betreffend. Berlin, 8.

293) W. H. Seyfried Schröder und Fleck, ein Duodrama, vorgeſtellt auf dem großen Schauplatz der Welt. Berlin, 8.

294) A. W. Schreiber Tagebuch der Mainzer Schaubühne. Mainz, dreyzehn Stück, 8.

295) J. A. Eberhard über das Melodrama, in ſeinen vermiſchten Schriften. Halle, 8.

296) Joh. Jac. Chriſt. von Reck: Ueber den gegenwärtigen Zuſtand des Theaters, den Einfluß der reiſenden Theatergeſellſchaften, nebſt der Unterſuchung, was das Theater ſeyn ſollte, und wie es ſeiner Beſtimmung näher gebracht werden könne. Erlangen, 8.

1789.

297) C. A. von Bertram Annalen des Theaters, 1789—1792 zehn Hefte. Berlin, bey Maurer 8.

298) Frankenbergs Leben und Karakter. Berlin, 8.

299) Merkwürdige Begebenheiten eines jungen Komödianten. Berlin, 8.

300) Briefe an einen Freund über die neueröfnete Schaubühne zu Koblenz. Frankfurt am Mayn, zwey Hefte, 8.

301) A. W. Schreiber dramaturgiſche Blätter, 1789, 1790 ſechs Bändchen. Frankfurt am Mayn, 8.

302) Adolph Franz. Fried. Ludw. von Knigge dramaturgiſche Blätter 1789, 1790, zwey Jahrgänge. Hannover und Osnabrück, 8.

303) Neues Theaterjournal für Deutſchland. Leipzig 1789, 1790, zwey Stücke.

304) An Herrn Mattauſch über ſeinen Debut als Don Carlos. Berlin, 8.

305) Artraga Geſchichte der italieniſchen Oper, aus dem Ital. von J. N. Forkel. Leipzig, zwey Theile, 8.

306) Werner Beurtheilung der Vorſtellungen der Schuchiſchen Geſellſchaft in der Preußiſchen Monatsſchrift.

307) J. H. Frank über die Deklamation, erſter Theil. Göttingen, 8.

308) Kleine Beiträge zur Hannöveriſchen Dramaturgie, erſtes Heft. Hannover, 8.

309) C. H. Schmid Leben des Dichters Quinault in von Archenholz Litteratur und Völkerkunde. December.

310) Theatraliſche Nachrichten im Weimariſchen Modejournal 1789 bis 1793.

1790.

311) Epiſtel über das Kotzebuiſche Schauſpiel Menſchenhaß und Reue, und einige Berliniſche Schauſpieler. Berlin, 8.

312) G. E. Leſſing Leben des Sophokles, herausgegeben von J. J. Eſchenburg. Berlin, 8.

313) Publikum und Theater. Berlin, 8.

314) J. F. Schink Theater zu Abdera, zwey Bände. Berlin, 8.

315) Deſſelben dramaturgiſche Monate. Schwerin, 8.

316) C. A. von Bertram Theaterzeitung. Berlin bey Unger, 8.

317) C. A. Vulpius theatraliſche Reiſen. Weißenfels, 8.

318) Rechenſchaft dem Wiener Publikum abgelegt über die Direction des K. K. Nationaltheaters im verfloßnen Theatraljahr 1789 von Franz Karl Brockmann. Wien, 8.

319) Theaterbote von Baireuth während des letzten Aufenthalts der Meddoxiſchen Schauſpielergeſellſchaft daſelbſt. Erlangen, 8.

320) Moliere, eine hiſtoriſch-litterariſche Skizze in von Archenholz Litteratur und Völkerkunde. September.

321) Ideler über das ſpaniſche und portugieſiſche Theater in von Archenholz Litteratur und Völkerkunde.

1791.

322) W. H. Seyfried dramatiſches Pantheon für Schauſpieldirectoren und Schauſpieler, Schauſpielkenner und Liebhaber. Berlin, 8.

323) (Albrecht) Neue Hamburgiſche Dramaturgie, 8.

324) Joh. Ludw. Huber Abhandlung über das Melodrama, bey ſeinem Schauſpiele Tamira. Tübingen, 8.

325) C. H. Schmid Leben des Dancourt, in von Archenholz Litteratur und Völkerkunde. März.

326) G. F. V. Großmann Leſſings Denkmal, eine vaterländiſche Geſchichte, dem deutſchen Publikum zur Urkunde vorgelegt. Hannover, 8.

1792.

327) J. F. Schink Hamburgiſche Theaterzeitung, 8.

328) Allgemeine Theaterzeitung. Hamburg, 8.

329) Grundriß der körperlichen Beredſamkeit für Liebhaber der ſchönen Künſte, Redner, und Schauſpieler, ein Verſuch. Hamb. 8.

330) Briefe über die neue Frankfurter Bühne. Frankfurt am Mayn, 8.

331) In denen zu Hannover erſcheinenden monatlichen Heften ſtehn Bemerkungen von Philipſon über die Darſtellung der Juden auf den Bühnen.

332) J. G. Hagemeister Dramaturgie für Berlin und Deutschland, zwey Theile. Berlin, 8.

333) Allgemeines Theaterjournal, erstes, zweites, drittes Stück zu Maynz, viertes, fünftes, sechstes zu Frankfurt am Mayn.

334) Thomas Sheridan über die Deklamation, nach dem Englischen bearbeitet von R. G. Löbel, zwey Theile. Leipzig, 8.

335) Fragmente, Skizzen und Skelette über das Theater. Leipz. 8.

336) J. F. Schiller's Neue Thalia enthält auch theoretische Aufsätze z. E. über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.

337) Dramaturgische Aufsätze in der Rostockischen Monatsschrift von Burcard und Koppe.

Obige Schriften erschienen 1734—1792, und also in 58 Jahren 337; die meisten 1774, wo allein 18 herauskamen. Außer denen, die wir Männern, wie Lessing, Göthe, Wieland, Sonnenfels, Engel, Eschenburg, Plümike, Schink, Reichard, Bertuch, Bode, Iffland, Flögel zu danken haben, möchte wol nur wenigen die Unsterblichkeit verbürgt werden können. Möchte doch aber jemand die übrigen, wie alte Tressen, ausbrennen, und, mit Hinweglassung alles desjenigen, was darinnen nur lokales und temporelles Interesse hat, nur dasjenige aus ihnen ausziehn, was für die Theorie der dramatischen Poesie und der Schauspielkunst, und für die Geschichte des deutschen Theaters Gewinn seyn kann.

IV.

Nachricht

von

einigen, ehedem projektirten, deutschen

Akademien, oder Akademien deutscher Litteratur,

und

von verschiednen, durch sie veranlaßten, deutschen Wörterbüchern.

Zu denen, im Journal von und für Deutschland 1792. St. 11. mitgetheilten, Nachrichten von denen, ehedem projektirten, aber nicht zu Stande gekommenen, deutschen Akademien zu Wien und zu Mannheim, und zu dem, was in eben demselben Journal 1792, St. 12. S. 1046. und S. 1068. von denen, seit Leibnitzens Zeiten, zu Berlin zur Beförderung der deutschen Sprache unternommenen Bemühungen gesagt worden, will ich hier eine kleine Notiz von ähnlichen Projekten und Unternehmungen hinzufügen.

Der bekannte Dichter, Hofrath, und Ceremonienmeister zu Dresden, Johann Ulrich König, schrieb im Jahre 1737 eine Vorrede zu Christoph Ernst Steinbach's vollständigem deutschen Wörterbuche, das zu Breslau in Oktav

herauskam, und handelte darin von den verschiedenen Bemühungen, die Aufnahme der deutschen Sprache zu befördern. Unter andern giebt er von ältern Projekten solcher, unter öffentlicher Autorität zu errichtenden, Akademien, welche sich die Ausbildung der deutschen Sprache sollten angelegen seyn lassen, folgende Nachricht:

„Bey der, zu Anfang dieses Jahrhunderts zu Leipzig „in Vorschlag gebrachten, Academia Augustea der Wissen„schaften ward die erste Eintheilung alsofort der Muttersprache „gewidmet, und auf die Ausfertigung eines deutschen Wör„terbuchs vornemlich angetragen.

„Ein gleiches war auch die Absicht des ersten Vorstehers „der Preußischen Wissenschaften-Societät, des Herrn von „Leibnitz, da er seine Gedanken von Ausübung und „Verbesserung unsrer Sprache, sonderlich aber von „Verfertigung eines oder des andern deutschen Wörterbuchs „zu Papier brachte, und eine, von jener ganz abgeson„derte, deutsche Sprachgesellschaft unter dem Schutz ei„nes hohen Oberhaupts zu errichten bedacht, auch sol„cherwegen nach Berlin gereist war. Als er aber nach dem „darzwischen erfolgten Absterben König Friedrich des Er„sten *), seinen Zweck daselbst zu erhalten, nicht ferner hof„fen konnte, und sich von da nach Wien in gleichem Vorsatz

*) König Friedrich der Erste war ein so warmer Freund der deutschen Sprache und Litteratur, daß er dem Sekretair Johann Theodor Jablonski ausdrücklich befahl, die Schrift des Tacitus de moribus Germanorum zu übersetzen; diese Uebersetzung erschien viele Jahre hernach unter dem Titel: Das alte Deutschland, oder, Cajus Cornelius Tacitus von der Lage, den Sitten, und den Völkern Germaniens, aufs neue übersetzt, und mit nöthigen Anmerkungen erläutert von einem Mitglied der Königlich Preußischen Societät der Wissenschaften Berlin, 1724, 8.

„begab wußte er durch seine bündige Vorstellungen den Kai„serlichen Hof zu seinen rühmlichen Absichten dermaßen zu ge„winnen, daß er unfehlbar würde durchgedrungen haben, falls „sich nicht so vielerley Schwierigkeiten hervorgethan hätten, „daß er nicht nur selber darüber verstarb, sondern daß auch „nachgehends der Kaiserliche Rath Heräus *) durch einen „anderweitigen neuen Vorschlag dennoch so mancherley Hinder„nisse nicht aus dem Weg zu räumen vermochte.

„In Erwägung dessen, und daß sich in Meißen so viele „Schwierigkeiten der Sprache halber, wie in Oesterreich, und „anderswo, nicht finden, ließ der höchstseelige König von Poh„len August der Zweite sich meinen wiederhohlten An„trag nicht mißfallen, vielmehr, sich durch seine Neigung zur „deutschen Sprache dahin bewegen, daß er in Leipzig eine „eigne Akademie für die deutsche Sprache, nach Art „der französischen, anzulegen beschloß, wozu alle, in solcher „Art Wissenschaften berühmte, Männer aus ganz Deutsch„land, als abwesende Mitglieder, gezogen werden sollten. „Ich mußte den Entwurf dazu schriftlich abfassen, und sodann „mit

*) Karl Gustav Heräus, Kaiserlicher Rath, und Medaillen- und Antiquitäten-Inspector zu Wien, starb 1730. Seine unvorgreiflichen Gedanken über die Auf- und Einrichtung einer deutschen Sprachgesellschaft, wie solche einem vornehmen Minister sind überreichet worden, waren der zweiten Ausgabe seiner Innschriften, Symbole, und Gedichte, Nürnberg, 1721, angehängt, woraus sie 1732 Gottsched in dem zweiten Stück der Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie, und Beredsamkeit wieder abdrucken ließ. Nach Heräus Vorschlag sollte die Akademie die Karolinische heißen, und er schlug unter andern als eine Beschäftigung für dieselbe vor, ein, von so vielen Gelehrten verlangtes, deutsches Wörterbuch, oder Lexikon von allen deutschen Stammwörtern und zu duldenden Redensarten, samt Meldung der guten Schreiber, so sich derselben glücklich bedient, zu verfertigen.

„mit dem geheimen Kabinetsminister Herrn Grafen von Man„teufel mich darüber besprechen. Diesen, als einen, sowohl „in solchen, als in allen andern schönen Wissenschaften höchst „erfahrnen Kenner, hatte der König zum Kanzler der deut„schen Akademie, sich selbst aber zum Oberhaupt derselben „bestimmt. Wie nun der Endzweck des Königs hauptsächlich „dabey auf die Verbesserung der deutschen Schaubühne, „auf die Abfassung einer grundrichtigen Sprachlehre, und „auf die Verfertigung eines vollständigen Wörterbuchs ge„richtet, er selbst auch in unsrer Muttersprache so fertig ge„übt war, daß er manchmal im Scherze, doch zum Beweise, „daß es nicht unmöglich sey, über zwo Stunden rein „Deutsch zu sprechen pflegte, ohne nur ein einziges ausländi„sches Wort einzumengen, worinnen es ihm nicht einer von al„len hohen Anwesenden des Hofes gleich zu thun wußte, so „ist keinesweges zu zweifeln, daß nicht etwas Vollkommnes „unter dessen hohem Schutze zum Vorschein gekommen seyn „würde. Allein so viel wichtigere, und sich immer häufende „Staatsbeschäftigungen haben die wirkliche Vollziehung eines „so löblichen Vorhabens von einer Zeit zur andern verschoben, „bis endlich von dem Tode selbst sowohl durch diese als durch „so viele andre hohe Absichten dieses großen Königs auf ein„mal ein plötzlicher Strich gemachet worden.“

Die, im Journal von und für Deutschland geäußerte, Muthmaßung, daß Jablonski zu seinem Realwörterbuch der Wissenschaften durch Leibnitzens Vorschläge von einem dreyfachen deutschen Wörterbuche, und durch den, der Berliner Akademie geschehenen Auftrag, dieselbe zu verfertigen, sey veranlaßt worden, wird Gewißheit durch

das Zeugniß König's in eben jener Vorrede, wo er ausdrücklich sagt:

„Zu unsern Zeiten ward sonderlich auch die Königlich „Preußische Societät der Wissenschaften in ihrer *) Verordnung besonders auf die Ausübung unsrer „Mutterſprache angewiesen, und zu dem Ende ein Entwurf eines deutschen Wörterbuchs von dem damaligen „Societätssekretair, Herrn Hofrath Jablonski verfertigt, „welcher Vorschlag vielen Beifall fand, auch mir von ihm „nachgehends in Berlin schriftlich mitgetheilt worden. Ich „fand darinnen alle die gründlichen Sprach-Anmerkungen, die „er selbst in Abfassung seines vortreflichen Wörterbuchs „der Künste und Wissenschaften, welches 1721 in „Quart zu Leipzig herauskam, zum Vergnügen aller Kenner „so genau beobachtet hat."

Zu bewundern ist es allerdings, daß, da alle Lebensbeschreiber Leibnitzens wetteifern, ihn als einen Polyhistor darzustellen, und von seinen Verdiensten um die Philosophie, Ma-

*) Nach derselben sollte eine eigne Klasse zur Beförderung der deutschen Sprache in der Akademie seyn. Man findet ihre Verordnung in (Joh. Heinr. Sam. Formey's) Histoire de l'Academie Royale des Sciences et de belles Lettres de Berlin 1750. In jenen Zeiten waren die Schriften der Berliner Akademie allemal Histoire de l'Academie avec les memoires betitelt. Im Jahr 1750 aber kam außerdem auch jener historische Band heraus, der die Geschichte der Akademie von ihrem Ursprung bis auf die neuesten Zeiten erzählt, und die dazu gehörigen Urkunden liefert. Im Jahr 1752 erschien von diesem historischen Band eine neue Auflage, vermehrt nicht allein durch neue beigefügte Aufsätze, sondern auch durch große Einschaltungen in der Geschichte selbst; besonders werden da, wo von Leibnitzen als Präsidenten der Akademie die Rede ist, viele Nachrichten von diesem großen Manne beigebracht. Man sehe auch Leibnitzens Briefwechsel über die Einrichtung der Berliner Societät in Joh. Erhard Kapp's Sammlung vermischter Briefe zwischen Jablonski und Leibnitz. Leipzig, 1745.

thematik, Theologie, Rechtsgelehrſamkeit, und Geſchichte reden, doch die *) wenigſten (weder die deutſchen Lobredner deſſelben Lamprecht und Hißmann, noch ſein neueſter Biograph J. A. Eberhard in des Herrn von Klein Leben und Bildniſſen der großen Deutſchen im erſten Band, und dieſer ſelbſt da nicht, wo er von der Stiftung der Berliner Akademie redet S. 122) ſeiner philologiſchen Kenntniſſe gedenken, da doch ſeine Vorrede zu Nizolii Antibarbaro philoſophico ſeinen Eifer für eine gute lateiniſche Schreibart in philoſophiſchen Werken, da doch ſeine **) Gedanken von Ausübung und Verbeßrung der deutſchen Sprache

*) Der Leibnißiſchen Abhandlung über die Verbeſſerung der deutſchen Sprache haben, außer Gottſcheden, nur wenige Kunſtrichter gedacht. Nur zweimal hat Breitinger in der Fortſetzung der kritiſchen Dichtkunſt Zürch 1740. S. 42. und S. 311. ſie angeführt. Einige Stellen daraus hat Herr Prof. Leonhard Meiſter zu Zürich in ſeinen Beiträgen zur Geſchichte der deutſchen Sprache und National-Litteratur 1777 S. 313, 314, 326 ausgezeichnet. Ebender elbe hat in den Hauptepochen der deutſchen Sprache ſeit dem achten Jahrhundert (ſiehe Schriften der Kurfürſtlichen deutſchen Geſellſchaft in Mannheim, Band II. S. 201 — 216.) verſchiedne Paragraphen daraus von neuem abdrucken laſſen.

**) In der Ausgabe von den ſämtlichen Werken Leibnißens, die, leider, ein Ausländer beſorgte (G. L. Leibnitii opera omnia; nunc primum collecta, in claſſes diſtributa, praefationibus, et indicibus exornata, ſtudio Ludovici Dutens, Genf, 1768, ſechs Bände in Quart nachgedruckt Colon. Allobrog. et Berolini 1789.) ſteht dieſe Abhandlung im zweiten Theile des ſechsten Bandes, ſo wohl im Original, als in einer franzöſiſchen Ueberſetzung. Möchte doch bald irgend ein deutſcher Gelehrter eine vollſtändigere Ausgabe von Leibnißens Werken liefern, als Dutens zu liefern im Stande war! Zur Schande Deutſchlands gereicht es, daß nicht allein wenig Gelehrte den franzöſiſchen Herausgeber unterſtützt, ſondern ſogar auch die Rezenſenten die Mängel dieſer Ausgabe nicht gerügt haben, wie Leſſing im erſten Beitrag zur Geſchichte und Litteratur aus den Schätzen der Wolfenbüttler Bibliothek S. 205. bemerkt hat.

und seine, der Berliner Akademie ertheilte, Vorschriften seinen Patriotismus für die deutsche Sprache gnugsam beweisen. Auch Klopstock in der deutschen gelehrten Republik trug zwar S. 330. darauf an, Leibnitzen ein Denkmal zu errichten, aber die Innschrift, die er vorschlug, bezog sich nur auf seine mathematischen Verdienste, und selbst (S. 398.) da, wo er sagt: „Die Republik hat am vorigen Landtag beschlossen, daß, „wenn ganze Gesellschaften in einer fremden Sprache schrieben, „ihre Mitglieder als Hochverräther sollen angesehen werden" — gedenkt er nichts davon, daß nach Leibnitzens Absicht die Berliner Akademie eine wahre deutsche Akademie seyn sollte.

Johann Leonhard Frisch, dessen deutschlateinisches Wörterbuch, so zu Berlin 1741 herauskam, bis auf die Erscheinung des Adelungischen, das einzige gute deutsche Lexikon war, (den ersten Entwurf davon machte er in seinem Anhang zu Bödicker's Grundsätzen der deutschen Sprache, Berlin, 1723. bekannt) war ein Mitglied der Berliner Akademie, und ließ schon in die Miscellanea Berolinensia derselben mehrere etymologische Abhandlungen einrücken. Folglich war die Konstitution dieser Akademie eben so sehr, als Bödicker's Vorarbeit, für ihn Triebfeder zur Ausarbeitung jenes Wörterbuchs.

Im Journal von und für Deutschland ist gezeigt worden, wie emsig Gottsched in seinen kritischen Beiträgen gewesen, die Bemühungen der Berliner Akademie, und besonders Leibnitzens und Jablonski's Verdienste, um die Verfertigung eines deutschen Wörterbuchs bekannter zu machen. Wenn man sich erinnert, daß er selbst als Ehrenmitglied mit dieser Akademie in Verbindung stand, so war es

wol eben so sehr das Beispiel jenes Mitglieds der Berliner Akademie, als der Ruhm der deutschen Gesellschaft, die er selbst dirigirte, was ihn antrieb, noch in seinen letzten Tagen die Ausarbeitung eines deutschen Wörterbuchs zu unternehmen. Er gab 1765 eine Probe eines deutschen grammatischen Wörterbuchs heraus, worüber Herr von Gerstenberg in den Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur, erste Sammlung, S. 86. also urtheilt: „Wir Deutschen sind jetzo zu unserm großen Glücke „noch beim Zusammenfahren der Materialien, warum sollten „wirs denn nicht mit Dank annehmen, wenn sich jemand zu „dieser, eben nicht angenehmen, Arbeit findet, den so wohl „seine treffliche Sammlung alter deutscher Scribenten, welche „nicht leicht ihres Gleichen haben mag, als die lange Bekanntschaft mit derselben in den Stand setzen können, etwas, in „gewisser Absicht, vollständigeres zu liefern, als man sonst irgend woher erwarten dürfte?“ Ganz anders urtheilte darüber Herr Adelung *) 1774 in der Vorrede zum ersten Theile seines Wörterbuchs, wo er sagt: „Dieses Werk „war nicht die Frucht einer vieljährigen Sammlung oder Vorarbeitung, wie man wol von einem Manne hätte erwarten

*) Seine theilnehmende Freude über die, nun deutsch gewordne Berliner Akademie hat dieser große Sprachforscher in der Zuschrift vor der zweiten Ausgabe seiner deutschen Sprachlehre für Schulen, Berlin 1782 an den Herrn Grafen von Hertzberg mit folgenden Worten bezeigt: „Ew. Excellenz haben, unter so vielen andern erhabenen „Vorzügen, auch die deutsche Sprache Ihrer Aufmerksamkeit gewürdiget, und ihre Bearbeitung der, unter Dero weisen Leitung von „neuem aufblühenden, königlichen Akademie der Wissenschaften empfohlen, ein Verdienst, welches Dero Namen auch in den „Jahrbüchern dieser, von den Großen der Erde nur zu sehr verachteten,

„können, der mehrmals von sich zu versichern pflegte, daß er „sich über dreißig Jahr mit der deutschen Sprache beschäftigt „habe. Es war ein flüchtiger Einfall, der eben so flüchtig in „das Werk gesetzt, und durch die leichteste Mittel, die nur „möglich waren, ausgeführt wurde.“ Herr Adelung versichert, daß er, außer jenem Probebogen, nichts von Gottsched's Arbeit gesehn habe, und nicht habe sehen können, weil dessen zurückgelaßne Papiere schon vorher an einen auswärtigen Gelehrten wären verkauft worden. Im achten Band der Unterhaltungen ist angezeigt, daß Herr Prof. Ebeling zu Hamburg Gottsched's Kollektaneen zur Geschichte der deutschen Sprache und Poesie gekauft habe; ob aber auch dessen Sammlungen zu einem deutschen Wörterbuche an denselben Gelehrten gekommen sind, ist unbekannt.

Unter den neuern Mitgliedern der Berliner Akademie hat sich erst noch kurz vor seinem Tode der, durch seine Grammatik und Prosodie rühmlich bekannte, und der deutschen Litteratur nur zu früh entrißne, Hofrath und Professer Karl Philipp Moritz durch ein, 1792 im Druck erschienenes, grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache sehr verdient gemacht.

„Sprache unvergeßlich machen wird. Leibnitzens Entwurf bey Er„richtung dieser Akademie, nach welchem die Ausbildung der deut„schen Sprache mit in den Wirkungskreis derselben eingeschloßen „ward, war eines so großen Mannes würdig; aber es blieb einem so „großen Minister, welcher in den Gefilden der Wissenschaften eben so „sehr glänzt, als in dem Gebiete der Staatskunst, vorbehalten, ihn „nach mehr als einem halben Jahrhundert werkstellig zu machen, und „dadurch der Schöpfer aller der bisher verspäteten Vortheile zu werden, „welche der Sprache daraus zufließen müssen.“

Eben derselbe hat verschiedene seiner, in der Akademie über die deutsche Sprache gehaltenen, Vorlesungen in der deutschen Monatsschrift bekannt gemacht. Welche herrliche Früchte bereits die, durch den Herrn Grafen von Herzberg, zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgeführte, Berliner Akademie gebracht, wird jeder Patriot aus folgenden beiden Schriften mit Vergnügen ersehen:

> Beiträge zur deutschen Sprachkenntniß, vorgelesen in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, erste Sammlung. Berlin, 1795.
>
> Für deutsche Sprache und Litteratur, eine Quartalschrift, herausgegeben von der Gesellschaft deutscher Sprachforscher zu Berlin. Berlin, 1792.

Jeder, welcher Friedrich Wilhelm des Zweiten ächtdeutschen Patriotismus kannte, hofte schon bey seinem Regierungsantritt eine glückliche Epoche für die deutsche Litteratur unter seinem Schutz. Kein Wunder also, wenn ein Schriftsteller die jetzige Revolution in der Berliner Akademie, oder vielmehr die Erneuerung ihrer alten Konstitution unter dieser Regierung zu weissagen wagte! Im Jahr 1787 hielt Herr Doctor Kramer zu Halberstadt in der litterarischen Gesellschaft daselbst eine Vorlesung, deren Thema die frohen Aussichten der deutschen Musen unter Friedrich Wilhelm ihrem Beschützer waren. Diese Vorlesung ward in des Herr von Archenholz neuer Litteratur und Völkerkunde im Oktober 1787 abgedruckt, wo es S. 357. unter andern heißt:

„In Friedrich's letzten Regierungsjahren bis zu seinem „Tode waren die deutschen Musen immer zu größerer Voll„kommenheit fortgerückt, und jetzt stehen sie in jugendlicher „reifer Schönheit, und blicken voll froher Erwartung auf sei„nen Nachfolger, ob er ihrer eingedenk seyn, und sie huldreich „in seinen Schutz nehmen will. Ja, er wird es seyn! Frie„drich Wilhelm — Preiß und Dank der Vorsehung, daß „wir ihn den unsrigen nennen! — wird euer Vater und Be„schützer seyn. Er hat sein königliches Wort Vater Gleim „gegeben, dem würdigen Aeltesten der Dichter, dessen Haar „im ruhmvollen Dienst der Musen mit Ehren grau ward. „Er wird es auch halten! Zeugt davon nicht die ehrenvolle „Belohnung des deutschen *) Flaccus? Hat er nicht der, „überall verwaysten, Schauspielkunst Unterstützung und „einen bessern Wohnplatz gegeben, wo sonst die französische „stolz und verachtend auf sie herabsah, da sie noch unstät und „schüchtern umherirrte? Hat er nicht Garve und Engel „und Ramler, deutsche Männer von anerkanntem Genie „und Verdiensten, in die Versammlung seiner Akademie

*) Ramler, welcher (siehe lyrische Werke S. 9.) jene begeisterte Ode bey der Geburt dieses Königs sang, wo er unter andern in prophetischem Geiste ausrief:

Ich selber, nicht mehr kämpfend um den Preiß,
Ermuntre dann durch meinen Zuruf, kröne
Durch meinen Beifall dann des goldnen Alters Söhne,
Schon längst ein schwanenfarbner Greis!
Zu glücklich, wenn ich dann das Loos erhielt,
Ich Unbestechlicher, mit milden Händen
Die ehrnen Urnen und Tripoden auszuspenden
Den edlen Barden, die gespielt,
Und hätte meinem Musenfreunde dann
Entzückt vor allem Volk den Preiß gegeben,
Und es zerrisse mir die Parze schnell mein Leben,
Und dieser König säh' es an!

„gerufen, um diese (doch vielleicht wage ich meine Vermuthung „zu früh) aus einer französischen in eine deutsche umzu„schaffen? Hat er nicht *) einen Mann zu ihrem Vorsitzer „ernannt, der der wärmste Vertheidiger der deutschen Musen „ist, und der selbst einst gegen Friedrich ihre gute Sache zu „verfechten wagte? Und dies alles that er in den ersten Ta„gen seiner Regierung! War der Anfang so schön, wie herr„lich wird die Vollendung seyn!“ — Der Verfasser rühmt nachgehends den Entschluß des Königs, an seinem Hofe nichts als Deutsch reden zu lassen. Friedrich August der Zweite, König von Pohlen, ward bewundert, wenn er zum Scherz ein Paar Stunden reines Deutsch sprach; Friedrich Wilhelm der Zweite erhebt die deutsche Sprache, deren man sich sonst an Höfen ganz schämte, zur Hofsprache! Welche glückliche Aussichten für die Ausbildung derselben!

So wie nichts so böse ist, das nicht etwas Gutes veranlassen kann, so wird vielleicht der, durch den gegenwärtigen Krieg von neuem erregte, Nationalhaß zwischen den Deutschen und Franzosen die gute Wirkung hervorbringen, daß die deutsche Sprache in den Zirkeln der feinern deutschen Welt immer mehr in Gang kömmt. Ist Zeitungsnachrichten zu trauen, so haben bereits mehrere angesehene Familien ein Gelübde gethan, sich der französischen Sprache ganz zu enthalten, und sogar Geldstrafen auf ihren Gebrauch gesetzt.

*) Den Herrn Grafen von Herzberg.

V.

Hofnung der Menschheit.

Verzaget nicht, sie wird sich heben,
Der Menschheit Adel ist zu groß,
Erhöht, geläutert aufzuschweben
Fiel ihr von Ewigkeit das Loos,
Und wären mächt'ge Frevlerrotten
Verschworen, ihres Werths zu spotten,
Die Frevler stehn im Sonnenlicht
Dereinst entlarvt, und siegen nicht!

Fürwahr sie werden nimmer siegen,
Der Arm der Allmacht lenkt den Krieg,
Die Dränger werden unterliegen,
Und Heil! die Menschheit krönt der Sieg.
Jetzt schwebt sie schweißvoll noch im Streite,
Und, drohender Gefahren Beute,
Ach! weint sie, zweifelnd um ihr Loos
Noch manche Thrän' in ihren Schooß.

Noch messen Kräfte sich mit Kräften,
Und schwarze Nächte mit dem Licht,
Geschäfte streiten mit Geschäften,
Die Sinnlichkeit bekämpft die Pflicht,
Systeme ringen mit Systemen,
Und Menschenblut und Thränen strömen
Für hohes Recht und Wahrheit jetzt,
Und dann für den, der sie verletzt!

Mit Beben blickt nach deinen Kämpfen,
Bedrängte Menschheit, wer dich liebt,
Und wendet oft von deinen Krämpfen
Die nassen Augen tief betrübt;
So weint ein Weib mit Mutterherzen
Den kranken Sohn und seine Schmerzen,
Und zaget, wenn er stöhnend bebt,
Und wenn der Krampf ihn zuckend hebt.

Entsage, Mutter, deinem Leide,
Jetzt ruht dein Sohn in Schlaf gewiegt,
Indeß sein Geist mit junger Freude
Sich dicht um holde Bilder schmiegt,
Genesung und Gedeihn und Leben
Muß ihn im Traume jetzt umschweben,
Er lächelt süß, — und horch, er spricht,
Und deutet uns sein Traumgesicht:

Ihm däucht in seinen selgen Träumen,
Er wall' in rosenfarbnem Licht
Im Frühling' unter Blütenbäumen,
Durch die des Morgens Röthe bricht,
Mit Blumenduft umwehn ihn linde,
Mit kühlem Athem leise Winde,
Indeß sein Haupt an Blüten streift,
Und seine Hand nach Blüten greift.

Er träumt, es hüben Adlerflügel
Ihn in ein jugendliches Chor
Von höhern Wesen über Hügel
Und Hain' und Wolken leicht empor. —
Entsage, Mutter, deinem Leide,
Dein Liebling träumt von Kraft und Freude,
Sein wonnevolles Traumgesicht
Verbürgt es dir: er stirbt noch nicht.

Ich hänge trunken an dem Bilde,
Das ist der Menschheit edler Traum,
Ich weide mich an seiner Milde,
Und fasse mein Entzücken kaum.
Noch kämpfet sie, doch Heil den Kämpfen!
Im Kriege lernt sie Kriege dämpfen,
Im Streit mit Dunkel siegt das Licht,
Im Zwist mit Sinnlichkeit die Pflicht.

Die Menschheit hofft, in süßen Träumen
Empfindet sie sich stark und groß,
Erblicket Blüten in den Keimen,
Und Freyheit in des Dranges Schooß.
Entsaget, Brüder, eurem Leide,
Die Menschheit träumt von Kraft und Freude,
Die Menschheit unterlieget nicht,
Das bürget uns ihr Traumgesicht.

Was reget sich in ihrem Sehnen
Nach Wahrheit, Recht und Würdigkeit,
Und in dem Flehen heißer Thränen
Um höhere Vollkommenheit?
Was hebt den Helden, Lehrer, Richter,
Den Philosophen und den Dichter?
Was glüht in jeglichem Gefühl,
Und adelt unsrer Künste Spiel?

O das ist Ahndung, leises Wehen
Entzückungsvollen Vorgefühls
Von ihrer Würde höchsten Höhen,
Und Schimmer von dem Glanz des Ziels!
Vor vollem Aufschwung ihrer Flügel
Umwölbt uns zwar des Grabes Hügel,
Doch sehn wir schon, sie strebt hervor,
Sie schwingt sich siegend einst empor!

Auf ihres Tempels Altar glühet
Dann hell der Geistesfreyheit Licht,
Und wer die Flamme steigen siehet,
Erbebt vor ihrem Lodern nicht,
Und drückt sie nicht voll Irrsinns nieder,
Der ganze Tempel leuchtet wieder,
In welchem Brüder auf den Knien
Von heiligen Gefühlen glühn.

Dann führt in starker fester Rechte
Vernunft den hohen Herrscherstab;
Dann schwinden jedes Wahnes Nächte,
Und alle Fesseln fallen ab;
Wie Harmonie vom schönsten Liede
Beseliget Jeden milder Friede,
Ein Friede, den kein Schicksal bricht,
Ihn schützt der Demantschild der Pflicht.

Die Fürsten sinnen dann, und streben
Für ihre Bürger, wie für sich,
Und, edler Fürst, die Bürger leben
Für sich nicht lieber, als für dich!
In andern findet Jeder Brüder,
Sich selbst in allen Menschen wieder,
Und Hirtenstab und Königskleid
Erweckt nicht Zwist und Stolz und Neid.

Ein Jeder hat sich selbst, und achtet
Sich selbst an deiner Hand, o Pflicht,
Und hat an sich genug, und trachtet
Nach fremdem leerem Schimmer nicht.
Für Harm und Schmerz und müdes Wanken
In dieses Erdenlebens Schranken
Beut ihm Religion den Stab,
Und deutet über Tod und Grab.

Triumph! — und wären Frevlerrotten
Verschworen, Menschheit, gegen dich,
Mit schnödem Drucke dein zu spotten;
Sie bringen Spott nur über sich!
Doch nein! — den Bösen wird verziehen,
Die Nebel ihres Blödsinns fliehen,
Der edlen Menschheit Harmonie
Umfaßt befriedigend auch sie.

Triumph! o Brüder, laßt uns ringen,
Und nimmer rasten, nimmer ruhn!
Zu lösen, was der Menschheit Schwingen
Noch bindet, laßt uns alles thun!
Sie hebt sich dann, mit kühnem Flügel
Und segnend, über unsre Hügel;
Wir sehn auf lichter Sternenbahn
Sie schön sich unsern Sternen nahn.

O namenloses süßes Beben!
Wir stammen aus der Menschheit Schooß.
Die Menschheit wird sich höher heben;
So warf der Schöpfer ihr das Loos!
O Brüder, Brüder, seht sie ringen:
Triumph! sie dehnt, sie hebt die Schwingen,
Wir sehn auf lichter Sternenbahn
Dereinst sie kühn den Sternen nahn!

J. W. C. Starke.

VI.

VI.

Der Krieg ist gut: aber ist es denn auch dieser?

In einer Gesellschaft von Freunden vorgelesen.

Der Krieg ist gut: aber ist es denn wirklich auch dieser? — Dieß ist eine Frage, würdige Freunde, die nicht so überflüssig ist, als sie vielleicht scheint. Denn wir armen Sterblichen sind nun einmal so; wir geben oft einen Satz im Allgemeinen zu, und wenn's zur Anwendung kommt, zögern wir doch, und, ob der Fall auch noch so offenbar darunter gehört, möchten wir doch gern eine Ausnahme machen. Und bey dem gegenwärtigen Fall scheint diese Zögerung in der That noch etwas mehr Grund zu haben, als in manchen andern Fällen. Denn wenn wir nun endlich, durch Betrachtung aller Kriege, vom Argonautenzug an bis auf den siebenjährigen Krieg herunter zu dem Resultat gekommen wären, der Krieg sey gut, sey eine heilsame Erschütterung der Völker, sey großes Mittel zu Fortschritten der Menschheit auf dem Wege zur Vollkommenheit: so kann doch dieser Krieg, der jetzt geführt wird, leicht Jemanden so einzig in seiner Art scheinen, daß er es nicht wagt, sein aus jenen allen gezogenes Resultat mit Sicherheit auch auf diesen einen anzuwenden.

Ich will keine Ausflüchte suchen. Sonst könnte ich darauf bestehen, daß, wer den allgemeinen Satz einmal zugegeben habe, auch den besondern Fall, der darunter gehört, zugeben müsse, oder — sich einer Inconsequenz schuldig mache.

Ich könnte sagen, daß an den guten Folgen auch dieses Krieges verzweifeln, an der Vorsehung verzweifeln heiße, die

doch ſo ſichtbar dabey im Spiel iſt, daß kein menſchliches Individuum ſich rühmen kann, ihn angelegt oder ihm die Wendung, die er genommen hat, gegeben zu haben.

Ich könnte auch ſagen, was ſo viele ſagen, daß man jetzt noch nicht im Stande ſey, davon zu urtheilen, ſondern erſt den Ausgang erwarten müſſe; ein Urtheil, das bald aus übergroßer Beſcheidenheit, bald aus einem Stolz entſpringt, der alle, die darüber geurtheilt haben, mit einem Schlag zu Boden werfen will, und das doch im Grunde oft nicht viel mehr ſagt, als wenn man behaupten wollte, daß ſich von den menſchlichen Schickſalen überhaupt nicht eher als am jüngſten Tag oder im ewigen Leben urtheilen laſſe. Dieß Urtheil hat ſeine Richtigkeit, wenn vom abſoluten Ganzen die Rede iſt: giebt aber einen ſehr unrichtigen Sinn, wenn dadurch jedes Urtheil über einen Theil des Ganzen, der doch auch für ſich wieder als ein Ganzes betrachtet werden kann, niedergeſchlagen werden ſoll. Und ſo bin ich überzeugt, wir können auch jetzt ſchon über die gegenwärtigen Begebenheiten und Zeitumſtände ſehr richtige Urtheile fällen: die bloß aus dem ſchon, was ſich bereits vor unſern Augen entwickelt hat, als nothwendige Reſultate hervorgehen. Welche Folgen der gegenwärtige Krieg in ſeinem ganzen Umfang und in der ganzen Zukunft haben wird, wer vermag uns das zu ſagen? Aber, unabhängig davon, laſſen ſich einzelne Handlungen und Scenen deſſelben jetzt eben ſo gut ſchon, als künftig einſt, beurtheilen; und von den Folgen läßt ſich wenigſtens aus ähnlichen Fällen und der Natur der Dinge, einiges muthmaßen. Es ſey mir erlaubt, nur einiges Wenige hierher gehörige, als philoſophiſche Fragmente aus hiſtoriſchen Fragmenten abſtrahirt, zum Exempel meiner Behauptung aufzuſtellen.

Und vor allen Dingen, glaube ich, können wir offenbar auch in dieſem Krieg ſchon jetzt den Einfluß nicht verkennen, den er in Erweckung und Belebung menſchlicher Kräfte, nicht etwa möglicher Weiſe haben kann, ſondern wirklich vom Anfang an gehabt hat, und bis auf dieſen Augenblick in einem

hohen Grade äußert. Wir würden erschrecken, wenn wir die ungeheure Masse von Kräften auf einmal übersehen oder berechnen könnten, die von einem Ende Europa's bis zum andern dadurch in Thätigkeit gesetzt worden sind. Das menschliche Geschlecht scheint noch nicht reif zu seyn, durch bloße friedliche Uebung derselben seine Kräfte ganz kennen zu lernen, und bloß durch seinen Verstand in völlige Thätigkeit gesetzt zu werden. Eine Nation ist diesem Ziel näher als die andere; und diejenige, die jetzt die Quelle alles Unheils ist, war wenigstens gewiß in Frivolität, Weichlichkeit und Sittenverderbniß so tief versunken, daß nur durch eine so gewaltsame Erschütterung diese materia peccans herausgetrieben werden konnte. Ohne alle diese in Bewegung gesetzten Kräfte, würde der böse Stoff, auch bey allem äußeren Schein der Gesundheit, doch immer herumgeschlichen seyn und die ganze Masse verderbt erhalten haben, die nun vielleicht, nach überstandenen Paroxysmen, — bey deren schrecklichem Anblick dem Zuschauer freylich oft angst und bange werden muß, — gereinigt und der ganze Körper in wirkliche Gesundheit wieder hergestellt werden wird. Die Folge davon, in und außer dieser einen Nation, muß dann nothwendig eine ungeheure Masse von neuen und verbesserten Kräften seyn, die durch alle Bücher in Prosa und Versen, durch alle Edikte und Verfügungen von oben her oder aus irgend einem menschlichen Kopf, nicht bis dahin hätten gereinigt, losgebunden, in Wirkung gesetzt, verstärkt und veredelt werden können. Auch der Reformation, die ich übrigens mit dem französischen Unwesen in Parallele zu stellen mir sehr verbitte, hat man den Vorwurf gemacht, daß sie von Luthern, und einem Theil seiner Freunde und der Fürsten, die daran Antheil genommen, zu stürmisch und gewaltsam betrieben worden sey; auf Erasmus und Melanchthon's Wege würde man viel besser und sicherer zum Ziel gekommen seyn. Aber Lieber, sagt Herder bey diesem Vorwurf, die Pilze wächst nicht wie du dir vorstellst; in der wirklichen Welt, will er sagen, gehts nicht, wie wir uns in guter Meinung oft den Plan machen. Und

das ist gewiß, wenn irgend wo, da der Fall, wo viele und große Kräfte auf einmal geweckt und die Menschheit dadurch auf neue Stufen der Vollkommenheit erhoben werden soll.

Dazu kommt dann die zweyte Betrachtung. Es giebt Hindernisse dieser Vollkommenheit, die einer gewöhnlichen Anstrengung der Kräfte und den alltäglichen Hülfsmitteln so wenig weichen, als eine Krankheit dem Genuß unserer täglichen Nahrung. Sie spotten vielleicht dieser Hülfsmittel sogar, und werden nur noch mehr dadurch verstärkt. Das war der Fall mit den Verderbnissen, mit welchen unsre Reformation zu kämpfen hatte. Was würde doch Melanchthons und Erasmus Gelehrsamkeit allein, ohne durch Thatkraft und Handlung unterstützt zu werden, auf dem Reichstag zu Worms, und wider aller Welt Pfafferey und Tyranney ausgerichtet haben? Das sind böse Geister, die nicht eher ausfahren, bis ein Stärkerer über sie kommt, der nicht bloß demonstrirt, sondern handelt, ihren Harnisch ihnen auszeucht und ihre Wehr und Waffen aus den Händen reißt. Daß der Katholizismus, der schlechterdings von seiner Gewalt, sie sey für die Menschheit so schädlich als sie wolle, nichts gutwillig hergiebt, eins von diesen Hindernissen ist, dürften wir, wenn wir es aus Duldsamkeit auch selbst nicht sagen wollten, doch wol so vielen aufgeklärten katholischen Schriftstellern nachsagen! Daß aber die jetzige Krisis der Dinge auch dieses Hinderniß der Vervollkommnung, das nach und nach und durch sanfte Belehrung vielleicht nie, vielleicht wenigstens in Jahrtausenden noch nicht zu heben seyn würde, offenbar und auf mannichfaltige Weise wegräumen oder wenigstens schwächen hilft, leuchtet in die Augen. Es ist in der Natur der Dinge, daß, was nicht biegen will, brechen muß. Der aufmerksame Beobachter wird unter den Mißbräuchen, die man in Frankreich verbessern zu wollen vorgab, vielleicht noch einen und den andern dergleichen alten Schaden der Menschheit finden; nur daß freylich die Kur der bemerkten oder vermeinten Uebel Aerzten von gleicher Verwegenheit und Unwissenheit in die Hände fiel, die das Uebel erst noch zehnmal ärger machten, als es vorher gewesen war.

Noch aber auf eine ganz eigene Art erweckt dieſer Krieg die Völker; und iſt eben darin faſt einzig in ſeiner Art. Denn wenn auch gleich bey Gelegenheit von andern Kriegen ſchon oft über Meinungen geſtritten worden iſt, oder ſelbſt über ſolche Meinungen Kriege geführt worden ſind: ſo waren es doch gewöhnlich nur Vorſtellungen, die dem einen oder dem andern Theil am Herzen lagen, und darüber Partey mit Partey ſich herumkämpfte. Aber das, worüber man jetzt ſtreitet, ſollen Wahrheiten und Angelegenheiten ſeyn, die der ganzen Menſchheit wichtig ſind; und ſie ſind's in der That. Denn Freyheit, Gleichheit, Sicherheit des Eigenthums ꝛc. — was hat die Menſchheit größers und heiligers? und nicht darum ſtreiten wir mit den Neufranken, ob dieß gute und große Dinge ſind? ſondern darüber, daß ſie dieſe guten Dinge verderben, daß ſie ſie zu eigner Herrſchſucht und Tyranney mißbrauchen, und dadurch bey denen, die nicht ſelbſt denken können, verhaßt und verdächtig machen! Daher iſt, neben dem Waffenkrieg, auch zugleich ein Schriftſtellerkrieg entſtanden, der ſich mit jenem durchkreuzt, verflicht und fortwindet, und in ſeiner Art von ſo großer Wichtigkeit iſt, als jener; denn durch ihn muß das, was jener für die Menſchheit Gutes ſtiftet und ſtiften ſoll, verarbeitet, ausgebreitet und ewig gemacht werden. Und wir Deutſche haben insbeſondere dabey die wichtigſte Rolle zu ſpielen. Denn Wir vor allen müſſen in Ordnung bringen, was die Franzoſen verwirrt haben; Wir müſſen die Begriffe, die ſie untereinander geworfen und entſtellt haben, ausſuchen, ſondern, reinigen und für Welt und Nachwelt nützlich machen. Der Engländer iſt der einzige, der es neben uns kann; aber er wird ſie doch gewiß immer auf die eine oder die andere Art, wie den Schweif ſeiner Roſſe, angliſiren: Wir müſſen Natur und Wahrheit in ihrem rechten Licht, und in ihrer völligen Reinheit und Einfalt darſtellen. Und ich überzeuge mich immer mehr, dieſen großen Zweck, tauſend für das Wohl der Menſchheit wichtige Begriffe dem allgemeinen Nachdenken ſo unwiderſtehlich aufzudrängen, und durch tauſend nachden-

kende Köpfe ſie zur völligen Richtigkeit, Beſtimmtheit und Klarheit erhoben zu ſehen, hätten wir durch ſchnelle Unterdrückung der erſten Unruhen nicht erreicht; dazu mußten die Erſchütterungen ſo heftig und ſo anhaltend ſeyn.

Und wie eigen iſt das Eigene dieſes Kriegs, daß er alle Europäiſchen Mächte ihrer Eiferſucht unter einander vergeſſen macht, und ſie zum erſtenmal auf eine Art unter einander verbindet, wie ſie noch nie verbunden geweſen ſind; eben dadurch aber ihnen die Möglichkeit einer ſolchen Verbindung zeigt. Wer hätte zur Zeit des Fauſtrechts in Deutſchland die Möglichkeit eines ewigen Landfriedens geglaubt, und den ſchönen Bund vorhergeſehen, der die ſo vielen und mannichfaltigen, großen und kleinen Theile unſers Vaterlandes in ſchönſter Harmonie mit einander vereinigt? Eben ſo halten noch jetzt viele die Hofnung eines beſtändigen Europäiſchen Friedens für bloße ſüße Schwärmerey; aber warum ſollte in dieſem Fall nicht eben ſo wohl, als in jenem, Möglichkeit ſeyn? Nur daß freylich nothwendig große Begebenheiten vorhergehen mußten, die die Europäiſchen Mächte auch nur zu ihrer jetzigen Vereinigung drangen. Denn ohne Bedürfniß, ohne Drang der Umſtände, ruhen Hirten der Völker und Hirten der Heerden; ſtreben weder einzelne Menſchen, noch ganze Nationen, nach einem höheren Ziel. Und was können wol, würdige Freunde, — ſo lange bis wir einſt im Großen und Kleinen dahin gediehen ſeyn werden, um der Vollkommenheit willen nach Vollkommenheit zu ſtreben *), — was können bey großen Fürſten und ganzen Nationen beynahe für andre Begebenheiten eintreten, ſie zu wecken und in volle Thätigkeit zu verſetzen, als Revolutionen, Kriege, Landplagen? Ohne die allgemeine Unſicherheit, die Deutſchland endlich durch die Befehdungen erlitt, würde kein Landfriede, ohne die immer weiter gehenden Anmaßungen und Erpreſſungen Roms keine Reformation, und ohne einen dreyßigjährigen Krieg kein weſtphäliſcher Friede zu Stande gekommen ſeyn; aber jene Uebel vereinigten alle, die

*) Wer ſchon dahin gediehen iſt, iſt alſo ausgenommen.

gelitten hatten, zu gleichem Zweck und gleichem Wunſch nach Verbeſſerung. Was anders kann alle Fürſten und Völker Europa's vereinigen, als ein Uebel, das ihnen allen droht? Und die Beſiegung dieſes Uebels muß ein Gut hervorbringen, das ſie alle glücklicher macht; das ſie, beym Anfang des Kampfs, vielleicht ſelbſt noch nicht deutlich vor Augen ſehn, das aber, der Natur der Dinge nach, aus dem Sieg über jenes Uebel von ſelbſt hervorgehen muß. Und ſollte dann je ein Europäiſcher Friede und Europäiſcher Völkerrath, zur Beförderung gegenſeitiger Sicherheit und Glücks der Völker, zu erwarten ſeyn: ſo liegt gewiß in den Begebenheiten unſrer Tage der Keim dazu. Mag das Werk ſelbſt immer erſt nach Jahrhunderten zu Stande kommen! Zwiſchen Keim und Frucht liegen viel Entwickelungen in der Mitte, und Aloe und Eichbaum reifen langſamer, als Veilchen und Judenkirſchen: aber die Eichel, die wir keimen ſehn, berechtigt uns doch zu glauben, daß hier einmal ein Eichbaum ſtehen wird, wenigſtens iſt der kein Schwärmer, der es unter übrigens zuſprechenden Umſtänden für möglich hält.

Und endlich, würdige Freunde, müßte man doch in der That allen Beobachtungsgeiſt verloren haben, wenn man eine unzählbare Menge von guten moraliſchen und politiſchen Folgen nicht ſehen wollte, die dieſer Krieg in ſeinem Fortgang entwickelt; und die weder wenn er ganz unterblieben wäre, noch wenn die erſten Angriffe die Unruhen gleich unterdrückt hätten, ſich entwickeln und in vollem Licht zeigen konnten. So wie in Frankreich die öffentliche Denkungsart ſich verſchlimmerte: ſo verbeſſerte ſie ſich in den andern Ländern. So wie dort Geſetzloſigkeit, Gräuel, Gewaltthätigkeit, Tyranney, Unmenſchlichkeit zunahmen: ſo hob, ich möchte ſagen, ſo riß ſich in dieſen faſt überall der ſchlummernde Patriotismus empor, und äußerte ſich zum Theil in Handlungen, wie er ſich noch nie geäußert hatte, und übertraf in vielen auffallenden Beweiſen, in Gegenden, die man für erſchlafft, für unmuthig, für widriggeſinnt hielt, die Hofnung des kühnſtens Erwarters!

So wie die herrschende Faktion in Frankreich die Maske immer mehr ablegte, die frechen Laster (nach Mallet du Pan's Ausdruck) die feigen Laster nun besiegt hatten, und von allen dem, was bisher noch nachahmungswürdig schien, eins nach dem andern verschwand: gingen einem Verblendeten oder Getäuschten nach dem andern die Augen auf, und die Vernunft, anstatt der Leidenschaft, fing wieder an zu urtheilen, auf welchem Wege man, wenn es die Umstände fodern, Verbesserungen und Menschenglück suchen müsse! Liebe zu dem eignen Vaterlande, Anhänglichkeit an Gesetz, Verfassung und Ordnung, Ergebenheit gegen die, unter deren Schutz wir ihrer genießen, gegenseitiges Vertrauen, das durch die Laurerey, für welche Partey jeder geneigter sey, geschwächt war, Theilnahme an den öffentlichen Unternehmungen, Enthusiasmus für die braven Vertheidiger des Vaterlandes, und ein ganzes Chor öffentlicher, bürgerlicher, geselliger, häuslicher, persönlicher Tugenden, die hier und da entwichen war, hier und da auf dem Schwung standen, manches Thor oder manche Schwelle zu verlassen, kehrten zurück, und wohnen, nun doppelt geliebt und geschätzt, bey ihren alten Freunden. Denn viele lieben sie nun erst aus deutlichen Begriffen und heller Erkenntniß, wie wahr und zuverläßig ihre Freundschaft ist! Aber zu allem dem, in dieser Vollkommenheit, wären wir nicht gekommen, ohne diesen Krieg, ohne diesen seine Dauer, ohne die — glücklich und unglücklich scheinenden — Wendungen, die er während dieser Dauer nahm!

Auch Krieg ist gut! sang uns, wie Sie wissen, einer unsrer Freunde. Lassen Sie uns also immer getrost hinzusetzen: Auch dieser Krieg ist gut! Ich habe, nach meiner eignen Ueberzeugung nur Weniges von dem entwickelt, was die Sache an die Hand giebt; ich habe selbst vieles Wichtige nicht berührt, z. E. was er zur Bildung so vieler Charaktere, vom Fürsten bis zum Pflüger herab, beyträgt; wie er gerade die Gegend von Deutschland traf, die dieses Anstoßes vielleicht am meisten bedurfte, und dergleichen vieles

mehr: aber das, was ich Exempels halber aufgestellt habe, ist doch schon im Stande, uns die Möglichkeit großer guter Folgen, die den aufgewandten Kräften angemessen sind, anschaulich zu machen. Und das ist fürs erste doch schon zur Beruhigung genug, oder, wer das nöthig hat, to justify the ways of God to man, d. i. die Wege des Allweisen und Allgütigen vor den Augen des armen Sterblichen, der ihn so gern vor Gericht fordert, zu rechtfertigen!

Fischer.

VII.

Die schöne Obstverkäuferin.

Ich steckte so eben, einen Fuß schon auf der Straße, ein Bleistift in meine Schreibtafel, als mir an der Thürschwelle des Hotels eine feine weibliche Figur vorüberging, einen Fruchtkorb in der Hand. Sie kam von dem Koche, den sie mit Kirschen, Rosinen, und andern Früchten für seine Küche versorgt hatte. Ihr Kleid streifte, im Vorbeigehen, an das meinige, darüber drehte sie sich um, und, mit dem Lächeln der sich selbst bewußten Unschuld, lud sie mich ein, von ihren Früchten zu kosten. „Das will ich, sagt' ich, und hätteſt du nichts als Aloe in deinem Korbe. Unter deiner schönen Hand muß alles süß werden.“ Sie sah, indem ich das sagte, mit einem solchen Ausdrucke von angebohrner Naivität auf mich hin, daß es mir ganz unmöglich war, meine Hand nicht in die ihrige zu legen, während sie mir den Korb hinhielt.

„Dieſe will ich," ſagt' ich, und hob einige Kirſchen bey den Stengeln auf. Eben wollte ein „ich danke dir!" über meine Lippen. Aber ihre Augen erſparten mir es. In einem Blicke lag jede Art des Ausdrucks, und ich hätte tauſend Jahre ſtudiren können, ihn hervor zu bringen, ſo überzeugend ſprach das: „es freut mich" aus ihm. Eine zärtliche Empfindung, die natürliche Folge ihres bezaubernden Benehmens, bemächtigte ſich plötzlich meines Herzens, — umſonſt ſucht' ich mich davon los zu machen; und ſo bat ich ſie, mir auf mein Zimmer zu folgen, wo ich ihr ihren ganzen Vorrath abnehmen wollte, die Probe davon hätte mir gar zu gut geſchmeckt.

Sie nahm meine Einladung mit aller der verdachtloſen Willigkeit an, die das unverkennbare Eigenthum der Tugend iſt. Ihre Unbefangenheit entzückte mich: „Pfui der Prüderie! dacht' ich; welche von allen meinen Baſen und Landsmänninnen in England, unter funfzig Jahren, würde thun, was dieſe Fremde thut!"

Wir traten in mein Zimmer. Als ich die Thür hinter uns zuſchloß, hatt' ich vergeſſen, was uns hierher brachte; endlich beſann ich mich, daß ich ihr ihr Obſt abhandeln wollte.

Um ihr zu zeigen, daß ich nichts gegen ſie im Schilde führte, ſetzt' ich mich nieder; und, auf meine Bitte, mich ihre Waaren ſehen zu laſſen, nahm ſie ihren Platz neben mir.

Die Situazion war etwas neu. Meine Augen ſchweiften, ununterbrochen, vom Kopf bis zum Fuß, an ihr auf und ab. Sie war alles, was ich je über natürliche Schönheit idealiſirt hatte, ohne den kleinſten Zuſatz von Kunſt; und wäre nicht, glücklicherweiſe, die Ueberlegung mit meiner Empfindung für ſie Hand in Hand gegangen: ich weiß nicht was für ein Ende dieſe kritiſche Stunde genommen hätte!

Sie hielt den Korb auf ihrem Schooß', indeß ich hinein ſah. Ich griff zuerſt nach einigen Kirſchen. „Nein, rief ich, ich will Roſinen," dann wieder, „ich will Kirſchen!" Ich wußte ſelbſt nicht, was ich wollte. Meine Hand war bald hier, bald da; der böſe Feind war in mich gefahren, die Wahl mir ſchlechterdings unmöglich.

„Kirſchen, Kirſchen,“ rief ich, indem ich ihr gerade unter die Haube blickte, und ſtreckte meine Hand nach einigen die auf der Seite ihres Korbes lagen, die ihre Finger berührten. „Was willſt du dafür?“ — „Wollen Sie vielleicht lieber Zitronen?“ fragte das Mädchen. — „Ja Zitronen, ewiederte ich, und Melonen dazu!“ — „Ich will Ihnen einige zeigen,“ fuhr ſie fort, deckte die Seite des Korbes, der ihr am nächſten war, auf, und wieß mit dem Finger hin.

Ich würde die ganze Welt, hätt' ich etwas über ſie zu befehlen gehabt, für ein Wort hingegeben haben, das mein dankbares Wohlgefallen über ihre Gefälligkeit ausgedrückt hätte. Gefälligkeit? es war keine, es war nur ein ſimples mich ſehen Laſſen ihrer Früchte.

Aber ſie that das mit einem ſo hohen Ausdrucke von liebenswürdiger Bereitwilligkeit, wie ich ihn auf allen meinen Reiſen nicht wieder geſehen habe.

„Du biſt hier zu Haus, ſchönes Kind?“ fragt' ich ſie. — „Aus Genf“ war die Antwort. „Ich habe viel von dieſer Stadt gehört. Doch was liegt daran, in welcher Provinz, und von wem du geboren biſt? Du biſt eine Zierde deines Landes, wär es auch das civiliſirteſte auf dem Erdboden. Und ſchickte es ſich nur einigermaßen zu unſrer Situation — denn wir hatten uns unvermerkt auf einen Sopha niedergelaſſen, der im Zimmer ſtand — ich würde wenigſtens auf deinen Lippen einen Beweis meiner Achtung für dich zurück laſſen.“

Der Gedanke, daß wir ganz allein waren, ergriff mich mit aller Stärke. Das ſchöne Fruchtmädchen wurde roth, als ich von ihren Lippen ſprach. Aber es war nicht das Erröthen der ſich ſchuldbewußten Frucht, es war das Erröthen der verdachtloſen Tugend, der beſcheidenen Schüchternheit, das auf ihren Wangen aufſtieg. Sie lächelte und, indem ſie ihr Geſicht abwandte, und ihre Hand in meine fallen ließ, ſagte ſie: „das wäre zu viel Ehre, gar zu viel Herablaſſung!“

Wir waren beyde, eine Minute lang, ſtumm. — „Nein, dacht' ich, du Sinnbild der Beſcheidenheit und der unverfälſchten

Natur, es wäre Barbarey, von deinem wehrlosen Zustande Vortheil zu ziehen.' Und so nahm ich sie bey der Hand und führte sie zur Thür. Ich war willens, sie nach Hause zu begleiten. Aber, bey mir selbst überlegend, daß Tugend und unverdorbene Natur nicht auf jedem Gesichte in Turin zu finden seyn möchten, gab ich, besonders da es schon spät am Abend war, meinen Plan auf. Ihre Hand in der meinen, und mit einer Herzlichkeit, mit der jeder rechtschaffene Mann unverfälschte Natur, wenn er sie auf seinem Wege trift, an die Brust drücken sollte, wünscht' ich ihr eine gute Nacht.

Beym Weggehen sagte sie mir noch, daß sie den nächsten Abend wieder ins Hotel kommen würde; sie habe dem Koche Rosinen für ein Masqueraden-Abendessen versprochen. „Dann, so Gott will, sprech' ich dich wieder, liebes Mädchen," war meine Antwort.

Möchte doch, rief ich aus, als mich die schöne Fruchtverkäuferin verlassen hatte, in keinem Lande ein Mann erröthen dürfen, der Tugend in's Gesicht zu sehen!

VIII.

Elisa.

Ich hatte mich eben auf einen engern Fußsteig, als ich bisher gegangen war, und der zu einem benachbarten Dorfe führte, geschlagen, als ich, nicht weit von der Straße, ein Frauenzimmer bemerkte, das auf dem grünen Rasen eines anstoßenden Wäldchens, ganz allein, leis' auf und niederging.

Es schien ganz in Gedanken versenkt. „Ich gönne dir die Freuden deines Abendspazierganges, sagt' ich, wer du auch bist!"

„Es ist die arme Elisa," sagte ein Landmann, der eben bey mir vorbeyging, und bemerkte, daß meine Augen auf sie gerichtet waren.

Der Name war mir genug, vielleicht, in diesem Augenblicke, zu viel.

Erst einige Minuten vorher war ich beschäftigt gewesen, zwischen meiner Elisa und allen schönen Töchtern der Erde eine Vergleichung anzustellen; und nun dieser Bericht! Ich stand da, stumm und ohne Bewegung.

Meine leiblichen Augen weilten auf der einen, aber mehr noch meine geistigen auf der andern — denn immer hat Elisa in meiner Phantasie den ersten Platz. — Ich entwarf mir ihr Bild wieder, Zug vor Zug, und wollte sehen, wie ähnlich, oder vielmehr, wie unähnlich es dem wäre, das mir gegenüber stand. Ich zog endlich Elisa's Portrait, das über meinem Herzen hing, hervor. „Nein, sagt' ich, da ist kein Blick, keine Geberde, die auf Aehnlichkeit mit ihr Anspruch machen, oder eine Vergleichung mit ihr aushalten kann; auch nicht etwas, das sagen darf: ich bin Elisa!"

Meine Unterſuchung rückte ſogleich weiter. Ich ſah Eliſa, ich ſah das Gemäld' an. „Da iſt kein Zug, der ihr gleicht," ſagt' ich.

Ich erinnere mich in keiner Periode meines Lebens dieſen Drang von Leidenſchaften empfunden zu haben; Hofnung, Furcht, Freude, Kummer, Mitleiden, und jeder andre Affekt, der den Menſchen in ſüße oder bittre Empfindungen verſetzen kann, hatte Beſitz von mir genommen.

Nie, als jetzt, hatt' ich den Unterſchied zwiſchen Italien und England in dem Maaße empfunden, wenn ich, in Gedanken, die Scene dieſer Begebenheit verwechſelte.

„Arme Eliſa! ſagte der Landmann, den Bäumen die Geſchichte ihres Kummers erzählend, ſie betritt jetzt den Pfad, auf dem ihr, vor Zeiten, ſo wohl war, und ſucht die Fußtapfen ihres ehmaligen Liebhabers."

Der gute Mann ſchien innig bewegt, und ſprach über ihr Unglück in den rührenden Ausdrücken eines gefühlvollen Herzens.

„Und wer iſt die ſchöne Eliſa?" fragt' ich ihn, als wir uns dem Wäldchen näherten.

„Schon ſeit ſechs Monaten ein Gegenſtand des Mitleids und der Liebe für jeden, der ſie kennt, gab er mir zur Antwort. Nie hat die Sonne ein beſſeres Mädchen erwärmt und beſchienen. Sie liebt und wird geliebt; aber, ſo groß ihre Lieb' iſt — der Liebhaber iſt unter ihrem Stande — die Hände der Liebenden dürfen nicht zuſammen. Doch die Herzen ſind eins, und kein Menſch wird ſie von einander trennen."

„Eliſa, fuhr er fort, verdient ein beſſeres Schickſal. Wie Sie ſie da ſehen, geht ſie alle Abend einſam herum, und klagt den Bäumen, die ſie vor der Hitze ſchützen, ihr Leid. Zuweilen iſt ſie ſehr traurig. Sie war der Stolz unſrer ſüdlichen Schweſtern; ihr Herz immer den feinſten Empfindungen offen, und, ob ſie gleich von der erſten Zeit an, da ihre unglückliche Leidenſchaft ſich entſpann, Hinderniſſe fand, immer dieſen Empfindungen getreu."

„Schande über die Großen der Erde! rief ich aus, wie unglücklich machen ihre Vorurtheile!" Ich ſprach das ſo laut,

daß es die schöne Elisa hörte. Sie stand still, als wir uns ihr näherten, und schien, ihre Augen erst himmelwärts, dann auf mich gerichtet, über das, was ich gesagt hatte, sehr bewegt.

Unterdeß waren wir dem Wäldchen näher gekommen, in dem Elisa auf und niederging. In ihrem Anzuge herrschte eine reizende Nachläßigkeit, die von ihrem Zustande eine eindringendere Vorstellung erregte, als aller Aufwand von Kunst und Studium in ihrer Kleidung es gekonnt hätte. Ihr Gesicht war eins der liebenswürdigsten, das ich jemals gesehn habe, obschon der verzehrende Wurm des Grams bereits an den Rosen ihrer Schönheit zu nagen begann.

Mein Herz ergoß sich, bey ihrem Anblick', in Sympathie, aber ich war unfähig, das Mitleid auszudrücken, mit dem dieses Bild unglücklicher Liebe meine ganze Seele erfüllte.

„Armes Mädchen! rief der Landmann, ihr Unglück fodert die Fürbitte des ganzen Kirchspiels auf; und gewiß, ein wohlgefälligeres Opfer kann dem Himmel nicht gebracht werden, als der Tribut der Menschlichkeit, zum Besten eines leidenden Sterblichen."

Elisa trat aus dem Gebüsche hervor, und setzte sich unter einen Ulmenbaum. Sie schlug ihre Augen aufwärts gen Himmel, ließ sie dann auf mich fallen, und mit einem Lächeln, das von der Verwirrung ihres Verstandes das redendste Gemälde gab, sagte sie: „ich denke, du hast einen Vater."

„Nicht mehr!" antwortete ich, und wandte mein Gesicht abwärts. — „Unglückliches Geschöpf!" rief ich, und ließ meinen Thränen freien Lauf. Mein ganzes Herz war erschüttert, als ich das Wort „unglücklich" aussprach.

Ich setzte mich dicht zu ihr, dankte dem Landmanne für seine Nachrichten, und befahl la Fleur, langsam nach der Stadt zurückzukehren.

Sie hatte einen Kranz von Laub und Blumen geflochten. „Er ist für Amintor, sagte sie; ich will hier warten, bis er kömmt." Die Strahlen der Hofnung, die Wolken der Widerwärtigkeit, die Sonne der Freude und die Nacht tiefes Seelen-

leidens, lagen in wunderbarer Mischung auf ihrem Gesichte verbreitet, als sie dies sagte; und ein schmerzhaftes Lächeln verzog ihren schönen Mund.

„Wehe den Zerstörern deiner Hofnungen und den Mördern deiner Freuden, rief ich mit mehr Heftigkeit, als mir sonst natürlich ist. Deine Liebenswürdigkeit zieht mein Herz zu dir, aber mit Abscheu wendet es sich von den niedrigen Seelen hinweg, die, um Rang und Reichthum, den Werth der deinigen verkennen konnten.“

Sie stand auf, und, mit ihren Blicken an einem Rothkehlchen hängend, das auf dem nächsten Aste saß, seufzte sie: „ich darf nicht mit dir gehen, Amintor.“

„Aber wohin willst du gehen, Elisa?“ fragt' ich. Sie sah mich an. Was für ein Blick! Er schmolz das Herz zum innigsten Mitleiden. „Nach Turin,“ raunte sie mir ganz leise zu, den Finger auf dem Munde. „Laß mich dich begleiten,“ sagt' ich.

Wir kamen nach Turin. Die Abendglocke schlug eben an, als ich stillstand, der Unglücklichen mein Lebewohl zu sagen.

„Lebe wohl, armes, gekränktes Mädchen, ich will deiner gedenken; und in jedem ernsten Augenblicke meines Lebens soll mein Herz trauern über dein beweinungswürdiges Schicksal.“

Elisa schied von mir, die Hand auf ihrem Herzen, und tief aus der Brust seufzend, mit den Worten: „ich will meinem Amintor entgegen.“

O wie sehr dauerte sie mich!

Schink.

Deutsche Monatsschrift.

1794. März.

I.

Deutsche Benennungen der Pferde.

Ein Beyspiel vom Reichthum der deutschen Sprache.

Eine Stelle, die ich neulich in einem „Versuch zur Erörterung und Aufklärung einiger deutschen Synonymen“ fand, fiel mir besonders auf, weil sie mich an einige früher gehörte oder gelesene ähnliche Urtheile erinnerte.

„Eben so, sagte der Herr Verfasser, hat die Sprache „keinen wahren Reichthum, wenn sie mehr Worte hat, als „Begriffe vorhanden sind; dieser Ueberfluß bringt ihr keinen „Vortheil, und ohne Nachtheil kann sie ihn entbehren. Viel„mehr entsteht die Beschwerde des unnützen Erlernens und Be„haltens daraus. Man muß in China ein Ungeheuer von Ge„lehrsamkeit seyn, um seine Muttersprache zu wissen. Denn „wenn der Chineser für weiss und Pferd eigne Wörter, für „weisses Pferd aber wieder ein eignes, oder wenn der Tatar

„für jedes mögliche Mal oder Fleckchen des Pferdes ein „besonderes, und für das ganze Pferd mit diesem oder je„nem Fleckchen wieder ein besonderes Wort hat: so ist das „im Grunde die überflüßigste Synonymenmacherey."

Wem muß bey dieser Stelle nicht sogleich einfallen, daß der Deutsche auch ein Wort für den Begriff weiss, ein andres für Pferd, und ein drittes für weiss Pferd hat? Denn ein weißes Pferd heißt ein Schimmel. Eben so haben wir für Pferde mit besondern Eigenschaften und Bestimmungen, und selbst mit besondern Flecken und Zeichen, eigne Benennungen. Denn z. E. ein Pferd mit einem weissen Flecken vor der Stirn heißt eine Bläſſe. — Also haben wir gewiß, sollt' es vielleicht auch nicht im ganzen Umfang jener Sprachen seyn, doch überhaupt und der Art nach, eben das, was Tatar und Chineser haben.

Mit Erstaunen hört' ich, als ich es das erstemal hörte, von dem Reichthum der Araber, und daß sie Hunderte von Synonymen hätten, um einen Löwen, eine Schlange, ein Pferd auszudrücken. Mein Erstaunen aber verlor sich, als ich Beyspiele in unsrer eignen Sprache auffand, die einen nicht geringern Reichthum derselben beweisen. Man nehme den einzigen Begriff von Tod und Sterben, und sehe, auf wie unendlich mannichfaltige Weise sich derselbe ausdrücken läßt! Doch ich will jetzt bey Exempeln, die mit den angeführten ähnlicher sind, bey Thierbenennungen, stehen bleiben.

Es kann seyn, daß der Araber, Tatar, Chineser wirklich einen so großen Reichthum an Benennungen hat, um das Pferd, die Schlange, den Löwen damit zu bezeichnen. Allein erstlich, wir haben ihn auch, und jede Sprache, die nur

nicht ganz arm und elend ist, bekommt ihn bey gewissen Gegenständen von selbst. — Die ganz natürlichen Gesetze, die wir bey der Namengebung befolgen, sind diese: 1) Alles, wovon die besondern Modifikazionen und Individuen keine Wichtigkeit für uns haben, nennen wir mit bloßen allgemeinen Geschlechtsnamen. 2) So bald uns hingegen besondre Arten, Spielarten, Modifikazionen, oder auch Eigenschaften und Bestimmungen mehrerer Individuen wichtig sind: so bald klassifiziren wir, und geben jeder Klasse oder Verschiedenheit, die uns bemerkens- oder unterscheidenswerth scheint, ihren besondern Namen. 3) Endlich, wo uns sogar Individuen so wichtig werden, daß jedes seinen eignen Werth für uns hat, und es uns nicht gleichgültig ist, eins für das andre zu nehmen: da geben wir auch jedem Individuum seinen eignen Namen oder machen Nomina propria. — Alle Millionen Stubenfliegen sind uns — Fliegen; ja selbst für eine große Menge ähnlicher Gattungen haben wir im gemeinen Leben keinen andern Namen, und wir begreifen sie unter diesem mit. — Aber jeder Mensch hat mehr oder weniger andre Menschen, denen er individuell wichtig ist; jeder Mensch hat daher ein Nomen proprium, so wie alles, was dem Menschen überhaupt oder einen Theil derselben gleichfalls individuell wichtig ist. Daher jede Stadt und jedes Dorf, jeder Berg und jeder Fluß. Nur da dem einen Menschen ganz unwichtig seyn kann, was dem andern höchst wichtig ist: so ist es sehr natürlich, daß sich nicht alle um die Nomina propria aller Dinge bekümmern. Beydes ist der Fall häufig bey Thieren; dem vorübergehenden Wanderer ist eine Heerde so viel Stück Kühe oder Ochsen, bey den Besitzern hat vielleicht jedes seinen eignen Namen. Dem Oekonomen ist jeder Hase ein Hase; aber nicht so seine

Rinder, seine Pferde, das eine heißt so, das andre so davon. Im Marstall findet man Alexandern und Buzephalus, und andre berühmte Ritter und Rosse alter und neuer Zeit. Vor allen haben Hunde ihre eigenen Namen. Warum? Jedes dieser Individuen hat seinen eignen Werth, läßt sich nicht durch das erste beste andre seiner Art ersetzen, und wird daher vom Besitzer von allen andern Individuen unterschieden. — Doch das eigentlich von den obenangeführten drey Gesetzen hierher gehört, ist das zweyte. Wo uns Dinge Gattungs- oder Artenweise wichtig werden, da machen wir auch Gattungs- und Artennamen. Dieß ist natürlich der Fall bey allen Thieren, womit der Mensch viel zu thun hat, und woran er daher nothwendig Unterschiede bemerken muß, die ihm nicht gleichgültig sind. Daher bey allen Völkern ein größerer oder minderer Reichthum an Benennungen für ihre Last- und Hausthiere, allenfalls auch für andre ihnen sehr merkwürdige, nutzbare oder gefährliche, Thiere. So wär' es ein Wunder, wenn Araber, Tatar, Indier ꝛc. nicht reich an Benennungen für Pferd, Kameel, Elephant, und eben so, um andrer Ursachen willen, für Löwe und Schlange wären. Der Indier giebt jeder Art, jedem Alter, jeder Größe eines Elephanten einen besondern Namen *). Da sind die vier Hauptarten Behder, Mund, Murg und Mirch, mit ein paar Nebenarten Rey Rum und Brysch Rey; da sind die vom ersten bis fünften Jahr Bal, zehnjährige Paut, zwanzigjährige Beck, dreyßigjährige Kalbech; in Rücksicht auf die Größe aber die vollkommensten Must, die Kriegselephanten Schirgir, dann folgen die Sadeh, die Menjholeh, die Kerheh, die

*) s. Sprengels und Forsters neue Beyträge zur Völker- und Länderkunde. Th. 6. S. 135. f.

Beuderkiah, und endlich die kleinſten und jüngſten Mukel. Dieß ſcheint ein anſehnlicher Reichthum zu ſeyn, und es ſind noch dazu nur Hauptverſchiedenheiten, die gewiß alle wieder ihre Unterordnungen haben. Und dennoch glaube ich behaupten zu können, daß die deutſche Sprache, bey wichtigen und vielſeitigen Gegenſtänden, ſowohl als jede andre daran reiche Sprache, einen großen Reichthum ſolcher Benennungen beſitze; zumal wenn man alles, was gewiß bey fremden Sprachen mit in Rechnung gebracht wird, auch im Deutſchen mit dazu rechnet.

Denn zweytens, was ſind das für Worte in den fremden Sprachen, die dieſen Reichthum an Synonymen ausmachen ſollten? Wenn es ein wahrer Grundreichthum der Sprache, oder, will man lieber, ein wirklicher Ueberfluß ſeyn ſollte: ſo müßten es theils wirkliche Synonymen, theils Stammworte der Sprache ſeyn, die für dieſes Ding erfunden wären. — Allein was das erſte betrift: ſo ſind gewiß wenig oder keine Synonymen darunter; denn Schimmel, Bläſſe ꝛc. ſind ſo wenig Synonymen von Pferd, als a+b, a+c einerley mit a iſt. Ich will ſagen: So bald der ſeynſollende Synonym den Hauptbegriff, mit einem gewiſſen Nebenbegriff verbunden, ausdrückt, ſo bald bildet dieſe Verbindung einen neuen, obgleich dem Hauptbegriff untergeordneten, Begriff. Dann fiele aber der Reichthum der Sprache hinweg? Nichts weniger; es iſt alsdann nur kein überflüßiger und unnützer Reichthum, ſondern der eben den Vortheil hat, als wenn ich mit Einem Geldſtück zwey oder mehrere andre repräſentiren kann. Schimmel oder Bläſſe iſt doch kürzer, als wenn ich weißes Pferd und Pferd mit einem weißen Fleck an der Stirn ſage, — Und dann, ſind dieſe (wahre

oder nichtwahre, iſt gleich) Synonymen, in den Sprachen, deren Reichthum man ſo groß findet, Stammworte? und dieſen Dingen, unter deren Synonymie man ſie rechnet, eigen? Zum Theil wol allerdings; und ſo ſcheinen z. E. die Indianiſche Namen der verſchiednen Elephanten, ſo viel ſich aus dem bloßen Klang und Anſehn ſchließen läßt, eben ſo wohl eigne Stammnamen für dieſelben zu ſeyn, als bey uns z. E. Rind, Ochſe, Bolle, Stier, Farre, Kuh, Sterke, Verſe, Kalb, oder Schwein, Sau, Ferkel, Eber, Bache, Friſchling u. d. g. m. Aber alle ſind ſie es gewiß nicht; und jede Analogie andrer Sprachen berechtigt uns zu der Behauptung, daß von den angeführten Synonymen ſicherlich ein großer Theil Wörter aus verſchiednen Dialekten, anderswoher abgeleitete und angewandte, metaphoriſche, zuſammengeſetzte, Eigenſchaften ausdrückende, poetiſche u. d. g. ſind; ſo daß manche, wie die angehäuften Götternamen in den Hymnen der alten griechiſchen Dichter, mehr Beſtimmungs- und Beywörter, als Benennungen heißen können. Ich kann ein ſehr überzeugendes Beyſpiel davon anführen. Im Ebräiſchen hat man 6 oder 7 Namen für den Löwen: Arih, Guhr, Kfihr, Labih, Lajiſch, und Schachal, wozu einige noch das Chaldäiſche Schachaz rechnen. Von dieſen iſt bloß Arih der eigentliche Name. Guhr heißt das ſaugende Junge. Kfihr, ein junger Löwe, wird im Arabiſchen auch von Schafen, Ziegen und Kameelen gebraucht, und iſt alſo ein wahres Appellativum, wie pullus und catulus. Die übrigen bedeuten, nach den Erklärungen der Sprachforſcher, Labih den Freſſer, Lajiſch den Starken oder Speiſeverdauer, Schachal den Brüller, Schachaz den Clairvoyant oder Nachtſeher. Was bleibt da übrig, das wir nicht auch hätten oder

haben könnten? Zumal bey unsrer Leichtigkeit, zusammengesetzte Wörter zu machen; dergleichen doch in dem obigen Beyspiel von Elephanten Rey, Rum und Brysh Rey auch zu seyn scheinen. So dürfen wir, nach diesen Aehnlichkeiten, nur unsre Dichter durchsuchen, und jedes komische oder beschreibende Wort, womit sie ein Thier benannt haben, wird mit eben dem Recht unter seinen Namen aufgeführt werden. Isegrimm, Reineke, Wleherer, Sechzehnender werden Synonymen von Wolf, Fuchs, Pferd und Hirsch seyn. Ich sehe den Unterschied wol ein, den es macht, daß jene, in einer sinnlichen, bilderreichen und poetischen Sprache, in den wirklichen täglichen Gebrauch gekommen sind; diese hingegen, in prosaischern und abstraktern Sprachen, diese bloß in Dichtern ꝛc. sich befinden: aber in ihrer Art und Entstehung sind beyde doch einerley, und machen uns den gepriesenen Reichthum jener Sprachen begreiflich; begreiflich aber auch, daß wir es diesemnach selbst in unsrer Gewalt haben, den Reichthum unsrer eignen Sprache auf die mannichfaltigste Weise zu vermehren, vorzüglich wir Deutsche, deren Sprache, wie gesagt, zu Ableitungen und Zusammensetzungen so bildsam ist!

Ich will indeß diesmal nur bey dem Einen Exempel stehen bleiben, das mich auf diese ganze Gedankenfolge gebracht hat, bey den Benennungen des Pferdes im Deutschen.

Ursprüngliche Stammwörter für das Pferd im allgemeinen haben wir nicht mehr, als vier, wie es scheint, nemlich: 1) Pferd selbst, 2) Roß, 3) Gaul, 4) Mähre; wahrscheinlich Benennungen verschiedener Völkerschaften, die nach und nach in die allgemeine Nationalsprache übergegangen

sind. — Das erste davon ist aber vorzüglich zum allgemeinen Wort in der Schriftsprache und Naturgeschichte geworden; nur daß es in der Aussprache verschiedener Provinzen sehr verschieden klingt, so daß Pfeerde, Päre und Fährel oder Fährichen einander kaum so ähnlich scheinen, als Murg und Mirch oben bey den Elephanten. — Roß ist in Frankfurt am Mayn, und den Rheinischen Kreisen als gewöhnlicher Name, und bey den Rednern und Dichtern als edlerer Ausdruck gebräuchlich; daher auch Streitroß. In Zusammensetzungen, wie Roßkamm, Roßtäuscher, Roßmarkt ists fast in ganz Deutschland zu finden. — Gaul, in Schwaben, der Schweiz, dem Elsaß als allgemeines Wort, vermuthlich von dem caballus der Nachbarn, wenn man nicht lieber caballus von Gaul herleiten will; im nördlichen Deutschland mit der Nebenidee von Plumpheit und Schwerfälligkeit, Ackergaul, Karrengaul. — Mähre, sonst edlerer Bedeutung, daher Marstall und Marschall oder Marschalk; auch jetzt noch in manchen Gegenden von Niedersachsen für Stute gewöhnlich, mehr aber noch und allgemeiner für ein elendes Pferd, das zum Abschaffen reif ist oder gar für den Anger, statt des Hinwerfens, wofür die Polizeyen unsrer aufgeklärten Zeiten wol endlich das Untergraben der todten Thiere einführen könnten. Doch das nur beyläufig.

Ein junges Pferd bis ins vierte Jahr heißt ein Füllen oder Fohlen; und zwar, wenn es noch saugt, ein Saugfüllen, und nach dem Geschlecht ist es ein Hengst-, oder ein Stuten-, ein Mutterfüllen.

Denn nach dem Geschlecht sind die Pferde Hengst oder Stute; die letzte auch Mutterpferd. Jene beyden aber, eben so wie Füllen, sind wieder ächtdeutsche Stammworte. —

Für den Hengst giebt es wieder verschiedene untergeordnete Benennungen. In seiner unveränderten Natur führt er den Namen schlechtweg; wird er dabey in Stutereyen zur Prüfung gebraucht, ob eine Stute belegbar ist, so heißt er Spürhengst, wird er aber wirklich zum Belegen gebraucht, Zuchthengst, Sprunghengst, Beschäler. Das letzte wieder ein einfaches deutsches, obgleich abgeleitetes Wort. Halb nur verschnitten, heißt er ein Klophengst; ganz ein Wallach oder Mönch. Das letzte sonderbar genug, das erstere, so unähnlich es auch Gaul klingt, doch vielleicht auch aus caballus entstanden.

Für ihre Farben haben wir einen ziemlichen Vorrath von Benennungen, darunter allerdings viele zusammengesetzte sind, die wir aber gewiß in den speciellen Benennungen der Farben und Flecke in jeder andern Sprache auch finden würden. — Ein weißes Pferd also (s. oben) heißt Schimmel; und weil eben dieß Weiße sehr verschiedne Nüanzen hat, wenn es ins Gelbliche fällt, ein Gelbschimmel, ins Röthliche oder Pfirsichblütne, ein Rothschimmel, ins Bläuliche, ein Blauschimmel, ins Graue, ein Grauschimmel, (Sancho Pansa's Grauchen nicht zu vergessen;) ist er in eine dieser Farben mit blässern runden Flecken gezeichnet, ein Apfelschimmel, und sind die Flecken länglicht, ein Stachelschimmel. Alles sehr natürliche Zusammensetzungen. — Ockergelb, meist schmutzig, macht eine Isabelle. Die Geschichte ist bekannt, von der man diesen Farben- und Pferdenamen herleitet. — Braun ist ein Fuchs; und zwar heller und röther, ein Roth- oder Brandfuchs, mehr ins Gelbliche fallend, auch wol ein Gelbfuchs, dunkler aber, wie der Brandfuchs beym Schwitzen aussieht, ein Schweißfuchs. — Schwarz,

heißt ein Rappe, der vollkommen reine und glänzende ein Achatrappe. — Bunte Pferde von mehrern Farben sind Schecken; gewöhnlich ist es weiß mit einer andern Farbe vermischt. Nach der letzten giebt es Schwarzschecken, Braunschecken, Rothschecken. Sind es viele einzelne kleinere Flecken, die, dunkler in weiß, auf dem Körper umher zerstreut sind, sey es auch noch so unordentlich, so nennt man es Tieger, Tigerpferd, Tigerschecke. — Ein Pferd mit einem weißen Flecken vor der Stirn ist eine Bläsſe; mit einer weißen Mähne, gewöhnlich bey braunem Körper, ein Weißkamm; und wo die Mähne mit weißen Haaren vermischt ist, Grießmähne. — Bey dem allen sind noch manche ausgezeichnete Verschiedenheiten zu bezeichnen, z. E. für die verschiednen Arten von Weißfüßen, die mir aber vielleicht entgangen und im Sprachgebrauch schon wirklich vorhanden sind.

In Rücksicht auf seinen verschiednen Gebrauch nennt man es gleichfalls verschieden. Ein Pferd, womit man seiner Schönheit und Größe wegen Staat macht, ist ein Paradeur, ein Parade- oder Prachtpferd. — Dahingegen ein Pferd, z. E. auf großen Höfen, das für Allermanns Gebrauch da ist, und bey dem es nicht auf Schönheit, sondern nur auf Nutzen ankommt, ist ein Kiepper; bey den Posten ist der nemliche Fall, daher ein Postklepper. Fängt das Pferd an alt und steif zu werden, so wird es eine alte Kracke. (Greiken, im Norwegischen ein Wallach, ist vermuthlich dasselbe Wort.) Gurre, in einigen Mundarten Gorre, im Mecklenburgischen nach Adelung Zorre, bedeutet eben das; und das irische Garron ist vielleicht damit einerley. Mähre (s. oben) in eben der Bedeutung; daher sogar Schindmähre. Gaul, als

plump und schwerfällig, mit ein paar Ableitungen davon s. gleichfalls oben. — Ein kleines Pferd wird allenfalls mit dem Diminutiv Pferdchen (Pereken, Fährichen ꝛc.) benannt. Rößlein findet man in unsern altdeutschen Dichtern; und Gäulchen sagt man im Scherz, und, wie mich dünkt, mit einer Art von Wohlgefallen. — Uebrigens kann man, durch Zusammensetzung mit dem Begriff des Brauchers oder Gebrauchs, Benennungen für Pferde durch alle Klassen ihrer Benutzung durch machen. Da giebts, um sie so bunt durch einander zu setzen, wie's in der Welt durcheinanderläuft, Reitpferde, Kutschpferde, Postpferde, Lastpferde, Zugpferde, Reisepferde, Kuppelpferde, Jagdpferde, Parforce- oder Parforcejagdpferde, Müllerpferde, Ackerpferde, Bauernpferde, Kampagne- oder Kriegspferde, Remontepferde, Artilleriepferde, Reuterpferde, Husarenpferde, Officierspferde, Schußpferde, Packpferde, Jochpferde, Sattelpferde, Handpferde, Philisterpferde oder auch Philister schlechtweg, Schulpferde, u. s. w. u. s. w. in infinitum; die frömmsten von allen aber sollen, nach Bechstein, Frauenzimmerpferde heißen.

Ihr verschiedner Gang, nachdem sie in dem einen oder andern vorzüglich sind, giebt ihnen gleichfalls verschiedne Namen. Es giebt also gute Schrittgänger, Paßgänger, Trotteurs (vermuthlich französisch, weil Traber unangenehm klingt;) es giebt Läufer, Springer, Renner und Wettläufer, die in England bekanntlich sehr theuer bezahlt werden.

Von der Form, und besondern Schönheiten oder Fehlern derselben, werden gleichfalls Benennungen hergenommen. So

ſagt man von einem Pferd mit ſchön gebogner Naſe nicht nur, es hat einen Ramskopf, ſondern weit gewöhnlicher, es iſt ein Ramskopf; ſo wie Alexanders berühmtes Pferd Ochſenkopf, Buzephalus oder richtiger Bukephalos, hieß. Eben ſo heißen ſie Spitzkopf, Speckkopf, Schweinekopf; Worte, die ſich ſelbſt erklären. Ein ſchöner herausgearbeiteter und gebogner Hals macht das Pferd zum Schwanenhals; hangende Ohren hingegen zum Lappohr.

Ob man auch Benennungen hat, die von beſondern Tugenden hergenommen ſind, weiß ich nicht; von der Unart, wenn es ſein Futter wieder auswirft oder in die Krippe ſetzt, heißt ein ſolches Pferd ein Krippenſetzer.

Die Franzoſen haben ein eignes Wort, um ein Pferd auszudrücken, das dauerhaftere Zähne hat, als das gewöhnliche Geſetz bey den Pferden mit ſich bringt, und an deſſen Zähnen man daher die Jahre weniger abſehn kann; ein ſolches Pferd heißt Begut oder Baigu. Der Begriff ſcheint, bey Pferden, wichtig genug zu ſeyn, daß er auch im Deutſchen ein eignes Wort verdiente.

Daß man jedes Pferd oder jede Pferderaçe nach ihrem Vaterland oder Herkommen benennen kann, verſteht ſich von ſelbſt. — „Fritz, ſatle mir mein Dänenroß.“ — Wenn es unter die beſondern Benennungen mitgerechnet werden ſollte, müßt' es indeß die ordentliche Form eines Namens haben; ſo wie man wirklich ein barbariſches Pferd einen Barber, ein polniſches einen Polacken und ein engliſches einen Engländer nennt. — Indeß nicht nur die wirkliche Abſtammung aus dem Lande, ſondern auch Sitten und Eigenheiten, die aus einem gewiſſen Lande herkommen, geben dem Pferde den Namen davon. So nennt man auch ein Pferd

mit abgekürztem Schweif einen Engländer. Besser aber wär es vielleicht, ein solches anglisirtes Pferd mit dem deutschen Wort, das man wirklich dafür hat, einen Stuppschwanz oder Stuppert zu nennen; Worte, die sehr gut für eine Mode passen, die die Natur durch Johann Bailhorn verbessert. Ein Pferd, was seinen vollkommenen natürlichen Schweif hat, heißt zum Gegensatz ein Langschwanz oder Langschweif.

Zu diesem allen kommen noch eine Menge poetischer und Romanen- und scherzhafter Namen hinzu, die zum Theil eigne Namen von Individuen waren, aber auch zuweilen, wenigstens im Scherz, allgemeiner gebraucht werden. So hat man Pegasus und Buzephalus, Rossinante und Mustaphinchen gebraucht. So könnte der Dichter, der in einem Hymnus auf das Pferd die Benennungen desselben nach griechischer Art anhäufen wollte, es den Wieherer, den Funkensprüher, die Flammennase, den Bodenstampfer, den Erderschütterer, den Heldenträger, den Mähnenschüttler, den Schlachtensieger u. s. w. nennen. — Nehme man die einzige berühmte Stelle aus Youngs Umschreibung des Hiobs: „Betrachte das streitbare Roß! Hast „du seine starke ausgedehnte Brust mit Donner begabt? Sein „tapferer Muth wird von keiner Furcht gedämpft; es ist schreck„lich, die Flamme seiner Nase zu sehn. Mit stolzem Ver„gnügen stampft es durch das Thal, und triumphirt in der „Fülle seiner Macht. Es hebt sich empor, und reucht das „Treffen von fern; es brennt vor Verlangen, sich mitten in „den rasenden Krieg zu stürzen, und spottet des Todes, und „wirft seinen Schaum umher, und erschüttert den Boden in „einem Sturme von Wut. Wie kühn stellt sich sein vestes,

„sein steigendes Herz der geschüttelten Lanze und dem ge„schwungenen Schwerdt entgegen; indem sein unbeweglicher „Augapfel den blendenden Schild anschaut, und den Blitz des „Schlachtfeldes zurücksendet! Es verliert die Empfindung der „Pein in einem edlen Trotze, und fühlt den Speer nicht, der „in seiner Seite zittert, sondern wiehert zu dem entsetzlichen „Getöse der tönenden Trompete bis zum Tode; und wenn es „seufzet, so seufzet es sein Leben aus.“ Nehme man diese einzige Stelle, und ich glaube, man wird sich leicht überzeugen, daß sie schon allein, so wie sie eine ganze Reihe von Bildern enthält, so dem Dichter auch eine ganze Folge von poetischen Benennungen an die Hand geben würde. — Und ich zweifle nicht, bey aufmerksamer Lesung unsrer Dichter müssen sich mehrere dergleichen schon vorfinden, die man bey dem künftigen Sammler eines deutschen Gradus ad Parnassum einmal wird nachlesen können. Wenn er mehr Geschmack hat, als der Sammler des lateinischen, so kann er ein nützliches Buch liefern, uns den Reichthum unsrer Sprache einleuchtend zu machen. Bey dem allen würd' er Thor seyn, diese Sammlung zu machen, wenn er selbst Kraft genug hätte, statt dessen ein eignes Werk des Geistes zu liefern, und den Reichthum seiner Muttersprache, sey's mit viel oder wenig, darin zu vermehren.

Ich glaube nichts weniger, als den Vorrath erschöpft zu haben, den wir in Rücksicht auf den Gegenstand, den ich zum Exempel genommen, wirklich besitzen. Bey einer Nation, die von den ältesten Zeiten her, wie wir aus Tacitus lernen, eine so hohe Achtung für das edle Roß hatte, ist es mehr als wahrscheinlich, daß sie ihre Sprache sehr bald mit Benennungen und Ausdrücken dafür bereichert haben muß. Manches

davon ist gewiß wieder verloren gegangen; einzelnes würde man bey dem Studium der Fragmente unsers deutschen Alterthums vielleicht noch auffinden. Auch Provinzialismen und Idiotismen, die man bey der Synonymie fremder Sprachen unstreitig mit in Anschlag gebracht hat, fehlen sicherlich hier auch noch; so daß, wer Lust hat, viel Gelegenheit zu Ergänzungen finden wird.

Uebrigens muß ich gestehen, daß ich diesen, so wie dergleichen Vorrath überhaupt, für wahren Reichthum, und nicht für unnützen Ueberfluß halte. Denn erstlich, genau genommen, ist vielleicht kein einziges wahres Synonym darunter, d. i. kein einziges Wort, das in seiner Bedeutung ganz von demselben Umfang, Nebenideen und Bestimmungen wäre, als ein andres. Denn selbst die allgemeinen Geschlechtsbenennungen, Pferd, Roß ꝛc. — wahrscheinlich nichts anders, als aus verschiednen Dialekten in die allgemeine Schrift- und Umgangssprache aufgenommene Worte — sind nun, in dieser allgemeinen deutschen Sprache, nichts weniger als Synonymen. Der klärste Beweis davon ist, daß ich nicht überall eins für das andre setzen kann; und daß also Nebenideen daran hängen müssen, die diesen Gebrauch des einen für das andre verhindern. So bald aber ein Wort die Hauptidee mit einer Nebenidee verbindet, ist es kein vollkommnes Synonym mehr, weder von dem Hauptwort, noch von den Worten, die eine andre Nebenidee einschließen; daher es in allen Sprachen unter der Sonne überhaupt wenig oder keine vollkommne Synonymen giebt. — Aber, möchte man sagen, wozu dennoch dieser Vorrath, wenn man einmal schon für Hauptidee und Nebenidee, für jede ein eignes Wort hat, und beyde nur neben einander zu stellen braucht, um eben dasselbe auszudrücken?

Hier scheint mir, zweytens, eben dieß Vermögen einer Sprache, uns für die Hauptidee sowohl allein, als mit jeder, sonderlich wesentlichen und oft vorkommenden, Uebereinstimmung, sogleich ein eignes bestimmtes Wort zu geben, ein Reichthum zu seyn, der viele Bequemlichkeiten mit sich führt. Wer sich genauer mit einem Gegenstande bekannt machen will, findet auf diese Weise sogleich in der Sprache einen vielseitigen Unterricht darüber, lernt sich kurz und bestimmt über die Unterarten, Theile, Eigenschaften und Bestimmungen desselben ausdrücken, und wird insbesondre mit einem Vorrath vielbedeutender und viel in sich fassender Wörter bereichert. Das Gedächtniß aber, indem es mehr Worte zu behalten bekommt, faßt mit demselben auch eben so viele Ideen oder eigne Bestimmungen derselben, und hat also keinesweges unnütze oder überflüßige Arbeit. Wollte man indeß doch das letzte behaupten, so könnte man endlich auch gar so weit gehn, und selbst die generischen Namen, als entbehrlich verwerfen, und anstatt Pferd sagen wollen: Ein Thier das diese und diese Eigenschaften hat; denn für jede derselben hat man eigne Worte in der Sprache, und brauchte sie daher nicht in dem Einen Wort Pferd zusammenzufassen. — Ja, ich behaupte drittens, daß, wenn es vielleicht gleich seyn kann, daß eine Sprache, sonderlich durch die Zusammenschmelzung aus mehrern Dialekten, in einzelnen Fällen einen unnöthigen Ueberfluß bekommt, dennoch auf der andern Seite, gerade in solchen Bestimmungsworten, die die Hauptidee mit gewissen Nebenideen verbinden, jede Sprache gewiß auch zu arm bleibt; indem es sicherlich keine giebt, die für alle Nebenbestimmungen der Hauptidee, die durch Scharfsinn zu unterscheiden sind und es verdienen, eigne Wörter hätten. Es ist unstreitig sehr richtig,

was

was Voltaire in einem Brief an Deodati, Verfaſſer eines Buchs von der Vortreflichkeit der italiäniſchen Sprache, von dem Reichthum der Sprachen überhaupt ſagt. Deodati hatte der franzöſiſchen Sprache, in Vergleichung mit der italiäniſchen, Armuth vorgeworfen. Voltaire vertheidigt ſeine Mutterſprache *). „Sie rühmen, ſagt er, den großen Reich„thum Ihrer Sprache, und das mit Recht: aber erlauben „Sie auch uns, nicht arm zu ſeyn. In der That, ſetzt er „hinzu, iſt keine einzige Sprache in der Welt, die alle Schat„tirungen der Dinge malt. Alle Sprachen ſind in dieſer Rück„ſicht arm. Keine kann z. E. mit einem einzigen Wort, Liebe „gegründet auf Hochachtung, oder auf bloße Schön„heit, oder auf Uebereinſtimmuug der Charaktere, „oder auf das Bedürfniß zu lieben, ausdrücken. So „iſts mit allen Leidenſchaften, mit allen Eigenſchaften unſrer „Seele; was man am beſten fühlt, hat oft kein Wort.“ Dieß iſt, wie geſagt, nach meiner Ueberzeugung, ſehr richtig. Unſre Sprachen ſind nicht ſyſtematiſch oder tabellariſch erfunden, ſondern nach dem gelegentlichen Bedürfniß, das uns auf dieſen oder jenen Gegenſtand führte, oder dieſe oder jene Seite bemerklich machte, und uns dadurch antrieb, die aufgefaßte Idee durch einen ihr gegebnen Namen veſtzuhalten. So bald wir daher einen Gegenſtand vollkommen und von allen Seiten kennen zu lernen uns bemühen, eine geordnete Ueberſicht deſſelben nach Kenntniß der Sache uns entwerfen, und nun für dieſe Sache, jeder Beſtimmung und Eigenſchaft nach, einen Namen ſuchen: ſo werden wir finden, wie viel jede Sprache Lücken hat; z. E. bey den Farben des Pferdes haben wir eigentlich und im Grunde doch nur drey Namen für daſſelbe,

*) Ettingerſche Ausgabe, Band 62. S. 35.

Schimmel, Fuchs und Rappe, wovon der mittelste noch dazu von einem andern Thier wegen Aehnlichkeit mit seiner Farbe hergenommen ist. Und dennoch ist es offenbar, daß der genauere Pferdekenner in der That es bequem finden würde, eine Reihe von Namen zu haben, die alle Farben und ihre Nüançen, so wie sie bey dem Pferde vorkommen, mit einem eignen Wort ausdrückten. Indeß auf diese Art wird nie eine Sprache erfunden werden; und wir müssen und können uns begnügen mit dem, was wir haben.

Ich bin insonderheit zufrieden, wenn ich nur das wirklich bewiesen habe, was ich habe beweisen wollen: daß wir im Deutschen, wenigstens zum Theil, eben solchen Ueberfluß haben, wie man ihn Arabern und Tatarn und Chinesen zuschreibt, und daß dieser Ueberfluß keine unnütze Verschwendung, sondern wahrer und wesentlicher Reichthum ist. Auch war mir nicht darum zu thun, die Anfangs angeführte Stelle aus einer wirklich treflichen und sehr durchdachten Abhandlung, zu widerlegen; sondern sie war mir nur Gelegenheit und Anlaß, meine Ideen zu entwickeln. Wer will, kann es auch als ein Scherflein zu den Beyträgen annehmen, die unsre Akademie jetzt sammelt, seitdem ein Kurator von ächtem deutschen Patriotismus, ihren ersten Statuten gemäß, ihre Aufmerksamkeit wieder auf ihre Muttersprache gerichtet hat.

II.

Doktor Fauſt und Ottmair.

Eine Novelle aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Im letztern Viertheile des funfzehnten Jahrhunderts lebte zu Nürnberg ein Mann mit Namen Simon Ottmair. Dieſer Mann verband mit einer heftigen Neugierde, die er für Vaterlandsliebe hielt, einen entſchiedenen Hang zum Sonderbaren und Außerordentlichen. Reiner Naturſinn für das Wahre und Gute — ſonſt ein Grundzug des deutſchen Charakters — verſchmolz bey ihm in einer mehr als warmen Theilnahme an den Schickſalen ſeiner Nation, und ging alsdann nicht ſelten zum Abentheuerlichen über. Er war ſeinem Gewerbe nach ein Goldſchmied, und gehörte zu den wohlhabenden Bürgern der Stadt. Da er kinderlos war, und ihn keine häuslichen Sorgen drückten, ſo ſah er ſich im Stande, ſeiner Lieblingsneigung nicht leicht eine der Befriedigungen zu verſagen, die für eine geſpannte Einbildungskraft ſo viele Reize haben.

Der menſchliche Geiſt, durch Schmachten und Sehnen emporgehoben, hat nicht ſelten auf entfernte Zeiten und Oerter gewirkt, oder vielmehr der Zuſammenfluß mitwirkender Urſachen hat in der Folge realiſirt, was die Begeiſterung im lieblichen Gewebe ihrer Bilder vorausſah. Vielleicht hat es wenige große Auftritte in der Welt gegeben, welche nicht lange vor ihrer Erſcheinung dunkel geahndet, und durch die verſchiednen Aeußerungen der Dichtungskraft geoffenbart worden wären. In dieſer Bemerkung fließt alles zuſammen, was an den Orakeln und Vorherverkündigungen Wahres ſeyn mag. Den Nimbus der Göttlichkeit gab ihnen meiſt die vergrößernde Volksſage, der Hang zum Wunderbaren, und die Leichtgläubigkeit der Nachkommen.

Ob die folgende Erzählung zu dieſer Art von Erſcheinungen gehört, oder worin ſonſt ihr Wunderbares beſtehe? bleibt für jetzt unentſchieden. Die Chronikenſchreiber, wenn ſie die Wahrheit derſelben darthun ſollten, würden nicht mehr verlegen ſeyn, als bey manchen andern Wundergeſchichten, die man ihnen auf Treu und Glauben nacherzählt hat.

Simon Ottmair war keiner der glücklich organiſirten Menſchen, in deren Vorſtellungen Klarheit und Lebhaftigkeit einander begegnen: aber eine ungeduldige Neugierde erſetzte bey ihm, was ſeinen Ahndungen an Deutlichkeit gebrach; und um dieſe zu ſtillen, war kein Weg ſo außerordentlich, den er nicht betrat.

Einem Manne dieſer Sinnesart konnte der Ruf des als Geiſterſeher allgemein bekannten Doktor Fauſts nicht lange verborgen bleiben, und nichts war ſeiner Freude zu vergleichen, als dieſer Apollonius ſeines Zeitalters bald darauf nach Nürnberg kam. Er hofte nicht nur ſeinen Durſt in die Ge-

heimniſſe der Zukunft zu dringen, durch die Vermittelung des Thaumaturgen zu ſtillen, ſondern auch ſelbſt in ſeinen Künſten eingeweiht zu werden. In den Wirkungskreis eines außerordentlichen Mannes verſetzt, nimmt die durch Neugierde geſpannte Eigenliebe Theil an ſeinem Geiſte; die Begriffe von Handeln und bey einer Handlung gegenwärtig ſeyn, verſchmelzen in ein dunkles Gefühl von unſrer eignen Wichtigkeit und nähren den Stolz.

Doktor Fauſts Ankunft war nicht ſobald ruchtbar geworden, als ihn Ottmair beſuchte, und ſein Verlangen zu erkennen gab. Die bekannte Erfahrung, daß ähnliche Charaktere einander anziehn, erhält erſt durch eine feinere Modifikazion das Gepräge einer pſychologiſchen Wahrheit. Aehnlichkeit wird nur durch eine Beymiſchung von Verſchiedenheit reizend; und dieß war der Fall bey unſern Männern. Beyder Seelen hatten einen mächtigen Hang zum Wunderbaren, und ſtrebten alſo nach einem gemeinſchaftlichen Ziele: allein ſie trennten ſich wieder auf dem Wege, dieſes Ziel zu verfolgen. Ottmair bezog alle äußerlichen Eindrücke und die dadurch erzeugten Ideen auf ſich ſelbſt; ſeine Empfindungen gingen aus dem feurigen Reichthum ſeiner Phantaſie hervor, und verſchmolzen in der Behaglichkeit an einem ſelbſtgeſchaffenen Ideale. Fauſt hingegen, ob er gleich nicht minder lebhaft empfand, hatte in allem das Wirken auf andre zur Abſicht. Seinen Zeitgenoſſen, vielleicht auch der Nachwelt, keinen Zweifel übrig zu laſſen, daß er ein wahrer Magus ſey, dahin zweckten alle ſeine Gedanken und Handlungen. Die Geheimniſſe, die er beſaß, erleichterten ihm die Erreichung dieſer Abſicht ſehr, und ſelbſt der Geiſt des Jahrhunderts begünſtigte ſeine Unternehmungen.

Es war also nicht zu verwundern, daß zwey Charaktere, deren jeder in dem andern ein Bedürfniß zu befriedigen hatte, bey der ersten Bekanntschaft in einander flossen. Faust wurde bald inne, daß er seinen Mann gefunden habe, und nahm in der Stille Maaßregeln, seinen Ruhm zu bevestigen, und das Publikum in der hohen Idee von seiner Gewalt über die Geister zu bestärken. Ottmair aber glaubte schon am Ziel aller seiner Wünsche zu seyn: er trug sein Anliegen mit einer Umständlichkeit vor, die sattsam zu erkennen gab, daß er alles von den Künsten des Sehers erwarte.

„Ihr verlangt viel von mir, mein Freund," sprach endlich der Doktor mit einer sehr geheimnißvollen Miene, „denn nur die Geister der ersten Ordnung vermögen in das Dunkel der Zukunft einzudringen und über diese hat die Magie keine Gewalt, es sey denn in höchstseltenen Fällen. Aber mein Herz will euch wohl, und so groß die Gefahr ist, der ich mich durch Aufrufung eines olympischen Fürsten aussetzen werde, so ist doch eure Wißbegierde zu rühmlich, als daß ich sie nicht befriedigen sollte. Zwey Tage Vorbereitung sind zu diesem wichtigen Geschäfte nöthig; nach Verlauf derselben wird Euch einer meiner Dienstbaren den Ort bezeichnen, wo ich Euch zur Mitternachtsstunde erwarte. Bis dahin lebet wohl!"

Mit diesen Worten zog Faust seinen magischen Ring vom Finger und drückte ihn Ottmairn auf den Mund. Beyde schieden, ohne weiter ein Wort zu sagen, mit einem herzlichen Händedruck von einander.

Schwerlich hatte Ottmair in vierzig Jahren seines Lebenslaufs zwey Tage gezählt, die ihm so lang und doch so zurückschreckend schienen, als diejenigen, nach deren Verlauf er mit den Geheimnissen des berühmtesten Geistersehers seiner

Zeit vertraut werden sollte. Endlich erschien der lang erwartete Zeitpunkt.

Erste Nacht.

Es war dunkler als gewöhnlich. Todesstille brütete bereits auf der Stadt, nur der ächzende Laut schnell aufgeregter Winde unterbrach das Schweigen einer grauenvollen Finsterniß. Alles dieß wirkte mit vereinter Macht auf die Seele des bänglich harrenden Ottmairs. Kurz waren die Zwischenräume, welche seine gespannte Erwartung der wachsenden Furcht gönnte. Er ging unruhig im Zimmer auf und ab; jeder Laut, jeder Lichtschein erschreckte ihn.

Es schlug zwölfe. Plötzlich flog die Thür seines Zimmers auf, eine weiße Gestalt mit vergoldeter Maske vor dem Angesicht trat herein. Ihr unhörbarer Tritt und eine schwefelblau brennende Fackel gaben sogleich den unter dem Namen Mephistopheles bekannten Boten des Geisterſehers zu erkennen. Ottmair zitterte am ganzen Leibe, faßte aber alle seine Kräfte zusammen, und folgte, nachdem er einen Mantel umgeworfen hatte, dem Winke seines Führers.

Durch mancherley Krümmungen und Schlupfwege gelangten sie zur Wohnung des Thaumaturgen. Ein kalter Schauder befiel unsern Mann aufs neue, als er ins Zimmer trat, und die Anstalten zur Geisterbeschwörung erblickte. Ein hohes geräumiges Gemach war durch eine Lampe, die an einer silbernen Kette herabhing, schwach erleuchtet. Unmittelbar unter derselben stand ein runder, schwarz bedeckter Tisch, auf dem eine Himmelskugel, ein Buch, und ein weißes Stäbchen zu sehen waren.

Faust empfing seinen Gast mit einem freundlichen Lächeln, gebot ihm aber durch Winke ein pythagoräisches Schweigen. Er nahte sich dem Tische und schlug das Buch auf, welches aus rothen Blättern mit schwarzen Charaktern bestand. Nachdem er das weiße Stäbchen auf mehrere derselben gelegt hatte, ging er hinter einen gelben seidenen Vorhang, der das Innere eines Alkovens zu verbergen schien, und eine Art von Tabernakel vorstellte. Bald darauf wurde die Todesstille durch ein gelindes Knistern unterbrochen, das dem Säusein des Windes in dürrem Laube glich.

Der Geisterseher trat wieder hervor, und augenblicklich wurde das ganze Gemach durch einen Schein erhellt, der sich dem Vorhang gegenüber an der Wand in Form einer sehr großen Lichtscheibe abbildete. Der Glanz war heiter, ohne blendend zu seyn; es schien, als ob man in einen großen vom anbrechenden Tag erhellten Spiegel sähe. Bald aber sammelte sich auf der reinen Fläche dieser Lichtscheibe eine Menge Wolken, die sich endlich in einen Blitz öfneten. Ein wohlgebauter Mann von außerordentlicher Größe, in eine schwarzbraune Thierhaut gehüllt und mit einer Keule bewaffnet, trat aus dem Dunkel hervor. Sein Schritt war fest, der Blick feurig und drohend, sein ganzes Ansehn schrecklich.

Eine geraume Zeit staunte Ottmair den furchtbaren Koloß an, als er mit Verwunderung bemerkte, wie der Halbwilde sich allmählig zum wohl gerüsteten Ritter umwandelte. Die Gesichtszüge wurden menschlicher, die Thierhaut verlor sich in einem schimmernden Panzer, die Keule schoß zur Pike empor; das straubige Haar blieb als ein wehender Federbusch auf dem Helm hangen.

Die lebhafteſte Einbildungskraft kann, wie Ottmair nachher oft ſich gegen ſeine Freunde äußerte, nichts erſinnen, was dem ſchrecklichen, und doch männlich ſchönen Anſtande dieſes Ritters gleich käme. Er ſah ſcharf und mit unverwandtem Blick nach der einen noch halb bewölkten Seite des Lichtkreiſes, aus welcher von Zeit zu Zeit ein ungeheurer Adler wütend auf ihn zuſchoß, deſſen Anfälle er mit Schild und Lanze abwehrte. Die Kräfte des Ritters ſchienen im Kampfe zu wachſen, Stärke und zunehmende Gewandheit gaben ihm ein entſchiedenes Uebergewicht. Der Adler verſchwand endlich: aber ſein Bild ſchwebte mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Helme des Ritters. Zu gleicher Zeit trat eine weibliche Geſtalt hervor, und reichte dem Ritter friedlich die Hand. Sie war in ein langes weißes Gewand gehüllt, auf dem der Gürtel mit einem vom Halſe herabfließenden Bandſtreif ein ſchwarzes Kreuz bildete. Dicht an den Ritter gedrängt, umfing ſie ihn mit den Armen der Liebe: aber ihr Blick war gebietender Stolz, und indem ſie mit einer Hand dem Ritter einen Kelch darbot, ſuchte ſie mit der andern ihm das Schwerdt aus den Händen zu winden. Faſt wär' es ihr geglückt, als die Scene ſich plötzlich änderte.

Eine andere weibliche Figur, deren majeſtätiſchen und doch freyrichtigen Gliederbau ein leichtes Purpurkleid angenehm umwallte, ſchien auf einer lichten Wolke herabzugleiten. Ihr Blick war Feuer, und zog, indem er zugleich Ehrfurcht einflößte, mit unwiderſtehlicher Gewalt an ſich. Hochgefühl und Eifer für Menſchenglück ſprach aus allen ihren Mienen. Ein ſtilles von ihr ausgehendes Licht zertheilte die Wolken rings umher. Freundlich bot ſie erſt der erwähnten Geſtalt im weißen Kleide, und dann dem Ritter die Hand; beyde

schienen sich in ihrem Lichte zu verklären. Die gebieterische Despotenmiene der Dame ward allmählig zu wohlthätigem Ernst herabgemildert; der Ritter aber stand wieder in seiner ganzen furchtbaren Größe da, sein rollendes Auge verrieth Bewußtseyn und innere Stärke.

Ottmair erwartete neue glänzende Auftritte, als die weißgekleidete Dame plötzlich nach dem Diadem ihrer neuen Freundin griff. Ein trüber Duft, der sich allmählig verdickte, füllte den Luftkreis; die Gestalten wurden verdunkelt, daß sie zuletzt kaum noch sichtbar waren. Statt ihrer erschien eine Furie, und schwang die rothglühende Fackel. Bisweilen zertheilte sich der Nebel ein wenig; die Göttin im Purpurgewande schien alsdann der Unholdin die Fackel entwinden zu wollen; allein die Dame mit dem schwarzen Kreuze stellte sich ihr drohend entgegen, und wiederholte Schwerdtschläge des Ritters auf die Fackel gaben der Flamme immer neue Stärke.

Während dieses Kampfs erschienen seitwärts mehrere Schreckbilder in vorübergleitenden Gestalten — bald todtenbleiche Schatten, bald Larven, welche schnell die verborgene Dolche zuckten, bald wahre Harpyen. Der Anblick war so grausend, daß Ottmair mehr als einmal die Augen wegwenden mußte.

Endlich verlosch die Fackel der Furie, durch verdoppelte Schwingungen in sich selbst verzehrt, und unfähig weiter zu brennen. Die Erscheinungen sämtlich verschwanden, nur die Dame im Purpurkleide blieb stehen, und schien mit stillem Bewußtseyn sich ihres Siegs zu freuen.

Jetzt krähte der Hahn. Das Knistern ließ sich von neuem hören, und mit einemmal war der Lichtkreis hinweg. — Ott-

mair trocknete ſich den Schweis vom Angeſicht, als Fauſt zu ihm trat, und ihm freundlich die Hand reichte. „Mein Freund,“ ſprach er, „iſt euch das, was ihr jetzt geſehen habt, verſtändlich?“ Ottmair, noch unfähig ein Wort hervorzubringen, bejahte die Frage bloß durch Zeichen. „Nun wohlan denn,“ fuhr der Geiſterſeher fort, „ihr habt nicht nur den Urſprung und die Hauptepochen eures Volks geſehen, ſondern auch die nahe bevorſtehende Kataſtrophe, wo es nach einer ſchrecklichen Zerrüttung ſich in ſich ſelbſt formen, und ſeiner künftigen Größe entgegenreifen wird. Aber noch hat es manchen ſchweren Kampf zu beſtehen. Was mir von der Zukunft zu enthüllen erlaubt iſt, ſoll euch in einer zweyten und dritten Erſcheinung gezeigt werden. Kommt nach zwey Tagen um die Mitternachtſtunde wieder; jetzt aber begebt euch zur Ruhe!‘

Mit namenloſer Gemüthsſtimmung, die ſich in ein Schweben zwiſchen Staunen und halb befriedigter Erwartung verlor, ging Ottmair ſeines Wegs, und wurde durch den Boten des Geiſterſehers nach Hauſe begleitet. Er warf ſich aufs Ruhebett: aber ſchlaflos fand ihn der anbrechende Tag. Verloren in ſeine Geſichte ſchien er von jetzt an in eine andere Welt geworfen zu ſeyn. Mürriſch gegen ſeine Hausgenoſſen, verſchloſſen gegen Jedermann — ſelbſt gegen ſeine innigſten Freunde — verfolgte er unaufhörlich das Lieblingsbild ſeiner geſpannten Erwartung. Jahre ſchienen ihm die beſtimmten zwey Tage, und doch befiel ihn kalter Schrecken, wenn er an die nächſte Zuſammenkunft mit dem Thaumaturgen dachte.

Zweyte Nacht.

Nach Verlauf der beſtimmten Friſt wurde Ottmair, wie das vorigemal, gegen Mitternacht abgeholt, und in das Kon-

klave des Geisterſehers geführt. Dieſer erſchien in einer langen Dalmatika von violettem ſeidenem Zeuge gekleidet, worüber er ein kurzes, weißes Oberkleid trug. Ein breiter goldner Gürtel mit ſchwarzen Charakteren umgab ſeine Lenden. Außer der Weltkugel und dem Buche erblickte man auf dem Tiſche einen ſtählernen Spiegel, der mit einem Flor bedeckt war. Ein vom Fußgeſtelle des Spiegels ausgehender Arm trug eine kleine goldne Lampe, die aber nicht brannte. Alles war feyerlich und darauf angelegt, die Erwartung aufs höchſte zu ſpannen. Unaufhörlich mit den Zubereitungen zur bevorſtehenden Erſcheinung beſchäftigt, ſchien Fauſt ſeinen Gaſt nicht zu bemerken; kaum daß ein Blick ſeitwärts auf ihn fiel. Er legte das weiße Stäbchen auf verſchiedene Charaktere des Buchs, und ging abwechſelnd hinter den Vorhang. Ottmair ſah indeß ſtarr nach der Wand, und erwartete mit jedem Augenblick die Erſcheinung des Luftkreiſes. Aber er kam nicht.

Der Geiſterſeher, als er zum drittenmal aus dem Tabernakel herauskam, verrieth Unruhe und Furcht in den Mienen. Er nahm den Flor vom Spiegel hinweg, und berührte darauf mit dem weißen Stäbchen den Docht der Lampe, der augenblicklich ſehr lebhaft zu brennen begann. Fauſt ſah in den Spiegel; das Kniſtern in der Luft ließ ſich hören, und ward immer ſtärker.

Ottmair, der mit banger Sehnſucht ſeinen Lichtkreis ſuchte, bemerkte ſtatt deſſen an der Wand einen ſenkrechten feurigen Strahl, der ſo plötzlich erſchien, daß man nicht ſagen konnte, ob er von oben, oder von unten käme. Das Licht ward breiter, und die getrennten Wandtheile wurden, wie es ſchien, nach beyden Seiten auseinander geſchoben. Alles, was

Erſtaunen erregen konnte, ſammelte ſich in dieſem weitoffnen Raume.

Das Auge ruhte auf einer unabſehbaren Landſchaft, die ein ſtiller, aber noch etwas trüber Himmel deckte. Eine wohlthätige Dämmerung verkündigte den anbrechenden Tag. Auf dem Vorgrunde rauchten die Ruinen eines verödeten Schloſſes, aus denen bald eine weibliche Geſtalt langſam hervorging und ſich an das Fußgeſtell einer umgeſtürzten Säule lehnte. Ein langes Purpurkleid umfloß ihren majeſtätiſchen Gliederbau und auf dem Haupte trug ſie eine Mauerkrone. Ihr Anſtand war edel, aber das Angeſicht blaß und der Blick ſchmachtend. Sie ſchien im Zuſtande der Geneſung nach einer langen Krankheit; man konnte ſie mit einer Schönheit vergleichen, deren Reize durch eine Beymiſchung von Kummer und Kränklichkeit nur deſto anziehender werden.

Ganz bezaubert von dieſer Geſtalt, bemerkte Ottmair kaum die Veränderung, die mit ihr vorging. Allmählig heiterte und ſtärkte ſich ihr ganzes Weſen, wiederkehrende Kraft gab ihren Gliedern mehr Spannung und Gelenkigkeit; Geſundheit röthete ihre Wangen, der Blick wurde feurig und gebietend. Sie richtete ſich endlich auf, ſchön und erquickend wie die Hofnung.

So ſtand ſie voll innrer Würde und blickte ruhig umher, als eine andere weibliche Geſtalt, von einem weißgrauen Gewand umflattert, mit gezücktem Dolche wüthend auf ſie zuging. Vergeblich bemühte ſich die Göttin mit der Mauerkrone, ihrer Feindin den Dolch zu entwinden. Wiewohl die Stöße bey wiederholten Anfällen immer abglitten, ſo ſchien doch die wiederkehrende Stärke der Königin durch die neuen Kämpfe gehemmt zu werden; ihr Angeſicht blaßte verſchiede-

nemal, sie war der Ohnmacht nahe. Bisweilen ward der Dolch in der Hand der Wüthenden zum Lilienstengel; beyde Personen umarmten sich alsdann und die Angreifende verbarg alle Aeußerungen ihrer Wuth unter dem üppigen Geberdenspiel morgenländischer Wollust. Schwebendes Erheben des Körpers, ausgebreitete Arme, schmachtend hinsterbende Blicke — kurz, alle Künste der Verführung wurden in Bewegung gesetzt, und Ottmair bemerkte mit Erstaunen, daß die Gesichtszüge der Göttin sich der Physiognomie ihrer scheinbaren Freundin näherten, und zwar nicht zu ihrem Vortheile. Die Unbezwingliche, welche bisher immer die Angriffe ihrer Feindin vereitelt hatte, schien sich unter die Gewalt einer Pantomime zu schmiegen, deren süßes Gift sich elektrisch ihrem ganzen Wesen mittheilte. Sie verlor allmählig den majestätischen Anstand und die Würde, die vorher aus ihren Mienen sprach. Ihre Bewegungen wurden minder natürlich; die frische Röthe ihres Angesichts erstarb in einem widerlichen Gelb; selbst ihr Gewand änderte seine hohe Purpurfarbe und verbarg durch einen oft veränderten Faltenwurf den schönen Gliederbau.

Die Umarmungen waren gleichwol von keiner langen Dauer. Oft ward der Lilienstengel plötzlich wieder zum Dolch; der Kampf wurde alsdann unter mehr oder minder veränderten Umständen, aber fast immer mit gleichem Ausgang, erneuert, bis endlich die Göttin ihre Kräfte sammelte, und mit einem Blick, in dem sich Unwille und wiederkehrende Größe malten, ihre Feindin zu Boden warf, die in ihren eignen Dolch stürzte. — —

Hier machte das Hahnengeschrey dem schrecklich prächtigen Schauspiel ein Ende. Ottmair, der dießmal mehr Muth zeigte, besprach sich mit dem Geisterseher über die Erscheinun-

gen und ihre Bedeutung. „Vieles, mein Freund," sagte Faust, „ist mir selbst zu durchschauen nicht vergönnt. Ihr habt jetzt den ersten Theil von der Periode beginnender Größe eures und meines Vaterlandes erblickt; der zweyte und bey weitem wichtigere ist noch übrig. Auch diesen sollt ihr nach andern zwey Tagen enthüllt sehen, so weit die Geister ihn Sterblichen enthüllen dürfen. Theodosia — dieß ist der Name der Göttin mit der Mauerkrone — wird zum andernmal erscheinen; denn sie muß mit ihrer Feindin Franziska noch manchen Kampf bestehen, ehe sie ganz sie selbst ist." Mit diesen Worten verließ er seinen Gast, der sich sodann nach Hause begab.

Ottmair brachte den Rest der Nacht, so wie das vorigemal, schlaflos zu. Der darauf folgende Tag war nicht ruhiger; die rege Einbildung rief unaufhörlich die furchtbar schönen Erscheinungen zurück, die verworrenen Vorstellungen ordneten sich zu neuen erschütternden Gruppen. Indessen war es nicht ganz mehr jene betäubende Unruhe, die er nach der ersten nächtlichen Zusammenkunft mit dem Geisterseher empfunden hatte; das finstere in sich gekehrte Wesen verlor sich im Staunen eines Visionairs, der überwiegende Hang zum Wunderbaren milderte das Schreckliche der Gesichte zum Majestätischen herab. So wurde sein Gefühl allmählig mit dem Schauderhaften vertraut, sein Muth stählte sich, und seine aufgeregte Neugierde ließ ihn Reize da finden, wo die kalte Vernunft zurückbebte.

Mit mehr Fassung, aber nicht minder großen Erwartungen, sah er jetzt dem dritten Abend entgegen, der das Werk krönen, und, wie er glaubte, die Räthsel der Zukunft enthüllen sollte. Er bereitete sich frühzeitig, und blätterte eben in

ihre eigne Brust. Doch schien in diesem Augenblick ein geheimer Widerwille sich ihrer zu bemeistern; sie ermannte sich, und warf das tödtliche Werkzeug fremder Arglist hinweg. Jetzt veredelte sich ihr Anstand im Gefühl von innrer Stärke und Ueberlegenheit; mit der furchtbaren Stille, die über großen Entwürfen brütet, heftete sie eine geraume Zeit den Flammenblick an den Boden.

Mehrere weibliche Gestalten, die sich durch ihre Attribute kennbar machten, schwebten vorüber, und betrachteten die Erhabene mit Blicken voll Ehrerbietung und Bewunderung. Unter ihnen zeichnete sich besonders eine aus, die einen Anker trug, und von deren Schultern ein blauer Wimpel flatterte. Selbst Franziska sah unverwandt nach dem funkelnden Sterne, indem sie noch immer eine von Theodosiens Händen hielt.

Diese räthselhafte Erscheinung löst'e sich bald in einer neuen Katastrophe. Franziska nahm plötzlich die Maske vom Angesichte, welche bisher Großmuth und Freundlichkeit log. Ottmair erblickte mit Entsetzen in ihren Zügen das Bild des Neides und der Verzweiflung. In ihrer Rechten zuckte ein bluttriefender Dolch gegen den Stern in Theodosiens Mauerkrone. Indeß hielt sie noch immer die Hand der Göttin in der ihrigen.

Ein Blitz, der aus dem Sterne herausfuhr, zersplitterte den Dolch der Wüthenden wie Glas. Sie wiederholte gleichwol die Angriffe mittelst eines neuen Dolchs, den sie aus den Busen hervorzog: allein der Stern, statt sein Licht zu verlieren, flammte nur um so lebhafter, und seine Blitze zuckten nach allen Seiten. Endlich gebrachen der Angreifenden die Kräfte; sie ließ den Dolch fallen, und zog sich zurück. Theo-

dosia sammelte sich mit Würde; die Blitze des Sterns erstarrten in weit ausströmende Strahlen, und nichts glich dem majestätischen Anblick der unbesiegten Göttin.

Nach einer ziemlich langen Pause trat Franziska wieder hervor — bleich und kraftlos, wie der Mangel, aber mit dem gierigen Blick des dürftigen Stolzes. Ihr Anstand und ihre Bewegungen verriethen innre Zerrüttung; ihr Athem war kurz und gebrochen, das Auge stier, ihr ganzes Wesen stille Wuth, die im Kampfe mit Ohnmacht einen furchtbaren Ausbruch drohte.

Mit gelöst'em Gürtel, fliegendem Haare, Dolch und Giftbecher in der Hand, stand sie da, und Ottmair vermuthete augenblicklich neuen Angriff. Er erfolgte; aber auf eine bisher ungewöhnliche Art.

Eine dritte weibliche Gestalt in fuchsrothem Gewande, mit einem Affen unter dem Arme, stahl sich herbey, und bekränzte den Becher der neuen Furie mit Rosen. Sie warf alsdann einen bedeutenden Blick auf Theodosiens reiches Gewand, ergriff Franziska's Rechte, und zerfloß in einem erstickenden Schwefeldampfe.

Gleich einer rasenden Bachantin trat Franziska mit gezücktem Dolche hervor, und hielt Theodosien den gekränzten Becher an die Lippen. Diese schien ihn zu kosten, und gerieth einen Augenblick in konvulsivische Bewegungen. Schon streckte die Wüthende ihre verwegene Hand nach der Mauerkrone der Göttin aus, als plötzlich ein Genius erschien, und Theodosien ein Flammenschwerdt reichte, das diese mit schneller Fassung über dem Haupte schwang. Franziska bebte zurück, der Giftbecher entfiel ihren Händen, und zerbrach. Ihr Körper zuckte in konvulsivischen Bewegungen; sie sammelte die letzten Kräfte

der Verzweiflung, als der Genius ihr friedlich die Hand bot, und Ottmair eine Umwandlung ihrer Gestalt in eine jüngere viel schönere Form zu bemerken glaubte. Eine dunkle Wolke entzog sie bald darauf seinen Blicken.

Jetzt stand Theodosia wieder sie selbst und ohne fremde Flittern da. Ihr Blick heiterte sich, und wurde lockend, indem er gebot. Noch nie war ihr Antlitz so majestätisch, das Ebenmaaß ihrer Glieder so auffallend, ihr Anstand so reizend und frey gewesen. Die vollendete Schöpfung der Stärke und der Vernunft war in ihrem Bilde vereint. Uraniens Sternenkranz umgab ihr Haupt; die Genien der Künste und Wissenschaften streuten ihr Blumen. Die ganze Gegend umher verschönte und erweiterte sich, die außerordentlichsten Erzeugnisse des menschlichen Kunstfleißes wurden sichtbar, ein frohes Gewühl schien der Natur neue Kräfte verleihen zu wollen.

Ottmair verlor sich ganz im Anschauen der reizenden Scene, als der Hahn krähte. Mit einemmal war die Erscheinung, aber nicht sein Erstaunen hinweg.

Er sah sich wieder in dem Konklave des Thaumaturgen. Ein heftiger Donnerschlag unterbrach die bisherige Stille, die Blitze durchkreuzten sich, heulende Winde peitschten den Platzregen gegen die Fenster. Der seidene Vorhang flog wie brennender Zunder auf, das ganze Gemach stand in Flammen. Ottmair sammelte die letzten Kräfte, und suchte den Geisterseher mit den furchtbaren Blicken des Entsetzens. Er fand ihn; aber mit ausgebreiteten Armen, blauen Lefzen, und verdrehten Augen am Boden liegend. Hier verließ den Kühnen sein bisheriger Muth; er verlor das Bewußtseyn und taumelte nieder.

Es war hoch am Mittag, als er sich in seinem eignen Bette wiederfand, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen wäre. Sein erster Gedanke war der Geisterseher und dessen Schicksal. „Ich muß, sprach er zu sich selbst, ihn aufsuchen; er allein kann mir über die Bedeutung der letzten Erscheinung Aufschluß geben.“ Er warf sich in seine Kleider, und flog in die Wohnung des Thaumaturgen. Aber Faust war verschwunden: der Eigenthümer des Hauses sagte, daß er früh am Tage abgereis't sey, man wisse nicht wohin.

Ottmair kehrte zurück, und mußte sich mit dem prophetischen Dunkelklar des Gesehenen begnügen.

Engelschall.

III.

Die Schlacht bey Lautern.

Den 28. 29. 30. Nov. 1793.

Auf, mein Gesang! noch nie entweiht
Durch Scenen blut'ger Schlacht!
Auf! sieh zwey Völker dort im Streit,
Sieh ihrer Heere Macht! —
Sie kämpfen um ihr Eigenthum,
Um Freyheit, Leben, Glück, und Ruhm! —

Hier gilt es falschen Ehrgeiz nicht,
Und nicht Eroberungswuth. —
Des Feldherrn größter Ruhm heißt Pflicht,
Und seine Stärke Muth. —
Drum preise laut, du mein Gesang,
Wie Guelfe Karl den Sieg errang! —

Und ihr, der Ruhmsucht Sklaven, ihr,
Auf die die Menschheit flucht,
Ihr Alexander, lernet hier,
Die Ehre, die ihr sucht.
Sie schonet Blut, vergießt es nicht;
Das ist des wahren Helden Pflicht!

O folget Karl! Dann segnet Euch,
Gleich ihm, die Menschheit jetzt;
Und preist sie weniger euch gleich,
Weil ihr sie nie verletzt:
So glaubt, die Nachwelt rächt und lohnt,
Nachdem ihr Blut vergießt und schont! —

Flieht Ruhmsucht, flieht Schmeicheley;
Sie sind dem Herzen Gift! —
Und du, mein Lied, sey wahr und frey,
Daß dich kein Fluch einst trift; —
Denn Lobgesang der Heldenthat
Ist oft am Enkel Hochverrath! —

Ihm wird Syrenenton das Lied,
Das Heldenruhm besingt; —
Es weckt den Jüngling, und er sieht
Den Cäsar, den der Dichter singt,
In sich schon blühn; — Er wird ein Held,
Und in dem Helden — Pest der Welt! —

Hörts, die ihr ihm dieß Opfer bringt,
Und Euch den Musen weiht, —
O hörts, und, wo vom Tod gedüngt
Das Feld ist, singt den Streit: —
Da singt ihn, und ihr schmeichelt nicht
Der Ruhmsucht mehr, nein, singt der Pflicht!

Triumph der Pflicht; — sie giebt den Sieg! —
Sie macht den Krieg gerecht!
Gerecht ist unser Deutscher Krieg:
Des Franken Sache schlecht!
Wohl, wer für Recht und Freyheit ficht,
Dem fehlt der Muth zum siegen nicht! —

Der flieht, wähnt auch der Franke schon,
Daß er geflohen sey.
Triumph! er ist zuletzt geflohn,
Und Deutschlands Gränze frey! —
Wer weise einmal rückwärts geht,
Wer sagt dir, daß er nimmer steht! —

Thuiskons kleines Häuflein stand,
Als wie ein Fels im Meer;
Und schüttelte, wie Sturm den Sand,
Dein dreymal stärkres Heer! —
So steht ein Held und sieht sein Grab,
Und schlägt beherzt den Angriff ab! —

Sieg oder Grab! so schallt es laut
Im Heer von Mann zu Mann,
Und jeder, mit dem Kampf vertraut,
Sieht froh den Feldherrn an. —
Doch dieser schweigt gedankenvoll,
Und zeigt, wo jeder kämpfen soll! —

Schon früh hat er darauf gedacht,
Dem Feind zu widerstehn,
Wenn er, mit überlegner Macht,
Versucht ihn zu umgehn;
Hat längst den Kampfplatz ausersehn,
Wo jetzt verschanzt die Krieger stehn! —

Nun schützt sie hier ein breiter Wall
Vor stürmender Gewalt,
Ein Graben da, und dort ein Thal,
Und ein gefällter Wald. —
Hier ward ein Meer aus einem Bach,
Den die Gewalt des Dammes brach; —

Und dort aus jener Kaiſerſtadt,
Wo ſtill die Lauter floß,
Nun eine Burg und veſte Stadt. —
Hier hält der Heere Troß,
Hier liegt die Frucht auf ſicherm Heerd,
Die Roß und Reuter beyde nährt! —

Und weiter ſtehet Reih an Reih
Da Fußvolk, hier Geſchoß! —
Dort auf der Flur, der Reuterey
Durch Kunſt gezähmtes Roß; —
Und alles ſtill zwingt die Natur,
Und harrt dem Wink des Feldherrn nur. —

Da blinkt der Tag, es ſteigt das Licht,
Es ſinkt die ſchwarze Nacht,
Und als ſich jetzt der Nebel bricht,
Beginnt die große Schlacht! —
Es kommt der Feind daher geſtürmt,
Wie Woge ſich auf Woge thürmt! —

So brauſt ein wüthender Orkan,
Und knickt die grüne Saat,
So ſtürmt und ſchäumt der Ocean,
Der aus dem Ufer trat,
Bringt Tod der lebenden Natur,
Und überſchwemmet Hain und Flur! —

Gleich ihm verheerend, kommt der Feind!
Nur Wüſten hinter ſich!
Und vor ſich Augen, die, verweint,
Fliehn vor dem Wüterich! —
Doch weiter nicht! — Heuſchreckenbrut! —
Hier iſt der Lohn für Tiegerwuth! —

Mit Tiegerwuth beginnt die Schlacht,
Der Schlünde Dampf steigt auf,
Der Hufschlag tönt, — der Donner kracht! —
Der Rosse schnellen Lauf
Hemmt nicht des Reuters Zügel mehr,
Er fliegt, und mäht die Felder leer! —

Oft wankend ist der Schlachten Loos,
Veränderlich das Glück;
Und jeder Held, auch noch so groß,
Weicht oft der Macht zurück! —
Nur Er, der zählt der Welten Heer,
Er lenkt den Kampf, Er stillt das Meer! —

Drum trotze nicht, du eitler Thor,
Nur stolz auf deine Zahl!
Dringst du auch heut im Walde vor,
Und über Berg und Thal;
Wenn siegreich auch die Sonne sinkt:
Wer weiß, was dir der Morgen bringt! —

Die Menge schreckt des Feigen Blut:
Den edlern Löwen nicht. —
Bey ihm erweckt sie erst den Muth,
Mit dem er morgen ficht. —
So bricht der zweyte Tag heran,
Und vester stehet Mann an Mann. —

Ein jeder reicht dem Freund die Hand;
Für Karl, und alten Ruhm,
Für König, Freyheit, Vaterland,
Für Wohl, und Eigenthum: —
Da gilts! spricht er. — Und noch so groß
Sey nun die Zahl, und das Geschoß,

Aus dem des Feindes Donner kracht; —
Die Wuth, mit der er stürmt,
Auch noch so groß, — sey gleich der Macht,
Die Glied auf Glieder thürmt; —
Wie sich das Schiff am Felsen bricht:
Prallt er zurück, wo er auch ficht! —

So dauert, bis die Sonne sinkt,
Am zweyten Tag die Schlacht;
Und als der Morgen wieder winkt,
Fließt neues Blut zur Nacht. —
O harter Kampf, für Glück und Ruh!
O harter Kampf, wann endest du? —

Schon ist mit Todten übersät
Das Feld, die Flur, der Hain,
Wo nur der kalte Nordsturm weht,
Haucht Leichenduft er ein. —
Hier liegt ein Arm, dort liegt ein Fuß,
Da fließt, von Blut gefärbt, der Fluß;

Dort steht das Roß mit stummem Schmerz,
Was jüngst noch muthig sprang. —
Ach! seinem Reuter brach das Herz,
Als es darniedersank;
Und dennoch, seiner Pflicht getreu,
Trabt es, gelähmt, in Glied und Reih; —

Hier hinkt ein halber Krüppel fort,
Am Morgen noch gesund; —
Und der gespaltne Schädel dort
Eröfnet starr den Mund:
Er fleht von seinem Freund den Tod,
Als letzte Wohlthat in der Noth! —

Ha, wie sein brechend Auge klagt,
Daß der, zu schwach der That,
Die letzte Freundschaft ihm versagt,
Ihm, der so flehend bat. —
O! Grausamkeit! — o hartes Loos! —
Er giebt sich selbst den letzten Stoß! —

Seht ihn! — o junge Helden, seht,
Wie sich der Lorbeer schlingt! —
Seht, wie der Tod dieß Feld gemäht,
Seht, — was kein Lied Euch singt! —
Das ist der Lohn vom schweren Sieg!
So schaft der Ruhm! so wirkt der Krieg! —

Ach, dennoch kehrt mit neuer Wuth
Der Feind zur Schlacht zurück,
Und findet immer gleichen Muth;
Doch minder gleiches Glück.
Bald stürmt sein Jäger, bald sein Roß,
Bald Fußvolk, bald Kartaungeschoß;

Bald sucht er hier, bald scheint er dort
Die Flügel zu umgehn,
Doch Guelfe Karl, an jedem Ort,
Heißt stets den Trotzer stehn,
Und Friedrichs Geist beschirmet ihn,
Und sieht den Feind, wo er ist, fliehn! —

Beschirmt durch ihn, kämpft dort der Held,
Der gleiche Wunder thut,
Geliebt von ihm, und von der Welt
Gestählt mit gleichem Muth.
Sieh, wie er durch die Reihen fliegt!
Wie leicht der Sachse mit ihm siegt! —

Erkenn den Zögling Heinrichs ihn,
Der früh den Krauz ſich flocht.
Er, deſſen Lorbeer, immer grün,
Noch ſiegte, wo er focht.
Doch ſchweig, Geſang! Es weint ſein Heer,
Denn trauernd wähnts, — er ſey nicht mehr! —

Allein er lebt! — Sein Blut nur fließt, —
Und weiter rollt der Streit! —
Doch mancher fällt, und gern verzießt
Er nun ſein Blut; erfreut
Stirbt er, ſchon ahndend in dem Dampf,
Sieg kröne ſeinen letzten Kampf! —

So ſinkt zum drittenmal die Nacht,
Eh man nach Ruh verlangt;
Und immer kehrt der Feind zur Schlacht,
Selbſt da noch, wo er wankt. —
Er fühlt noch Kraft, weicht er auch ſchon;
Und immer wird der Tod ſein Lohn. —

Doch als der vierte Tag erſcheint, —
Da ſteht Thuiskons Heer;
Und weit geflohen iſt der Feind,
Kein Auge ſieht ihn mehr! —
Ha, ſchwerer Kampf, für deutſche Ruh,
Mit Sieg, mit Sieg gekrönt biſt du! —

So wollt' es, der im Blitze ſchwebt,
Und in der Schlachten Sturm;
Der in des Weltalls Raume lebt,
Und in der Erde Wurm!
Er wollt' es, und Thuiskon ſtand,
Und ſiegte für ſein Vaterland!

Triumph! gelirbtes deutſches Land!
Triumph! dir, Hermanns Sohn!
Triumph! wie Varus früher fand,
Fand dieſer Feind den Lohn!
Triumph! — Fort Freyheitsſchwärmerey!
Geſetz nur gilt, — nur das macht frey! —

Viktoria! mit uns iſt Sieg!
Mit uns des Krieges Recht! —
Gerecht iſt unſer Deutſcher Krieg:
Des Franken Sache ſchlecht!
Wohl, wer für Recht und Freyheit ficht,
Dem fehlet Gott zum Siege nicht! —

Anmerkungen.

Str. 9. Wer weiſe einmal rückwärts geht,
Wer ſagt dir, daß er nimmer ſteht?

Als die verſchiedenen Corps der Preußiſchen und Sächſiſchen Truppen ſich von der Saar und dem Zweybrückſchen wegzogen, glaubten die Franzoſen ſchon ganz gewiß, ſie würden uns ſo immerfort mit leichter Mühe über den Rhein jagen. Ein von uns am erſten Tage der Schlacht gefangener Franzöſiſcher Offizier (ein ſonſt ſehr vernünftiger Mann) war davon ſo überzeugt, daß er mich im voraus bedauerte, daß ich ſchwerlich ſo gut behandelt werden würde, wie er, wenn ich ihren Sansculotten in die Hände fiele. Als ich ihm darauf zu verſtehen gab, daß es ſo weit noch nicht wäre, wandte er ſich mit vieler Beredſamkeit zu mir: „Wie „ſo, Citoyen? Ohne es grade ihnen zu wünſchen, iſt es vielleicht ſo „entfernt nicht; unſere Armee iſt ſtärker, wie die Ihrige, unſer Anführer berechtige uns zu einem guten Zutrauen, unſere Artillerie iſt zahlreich, unſer Muth erprobt. Ein wenig Kriegsglück, und wir jagen „ihre Truppen in wenig Tagen über den Rhein!“ Mit ſolchen Hoffnungen, mit ſolcher Zuverſicht des Sieges, kamen ſie zur Schlacht. — Ganz anders aber waren die Urſachen, aus welchen unſere Armeen zu

rückgezogen wurden. Hier nur einige Wahrscheinlichkeiten darüber. Nach der Verstärkung, die der Feind durch einen Theil der Ardennenarmee erhalten hatte, war er uns zu überlegen geworden, um ihm so vertheilt zu widerstehn, als es die Umstände in jenen Gegenden nothwendig machten. Die Position bey Lautern war daher vorzuziehn, denn sie konzentrirte die so sehr vertheilten Truppen. Die immer mehr zunehmende Schwierigkeit, die Lebensmittel so weit über das Gebirge hinzuschaffen, ward dadurch ebenfalls um vieles erleichtert; jeder Marsch rückwärts ward Ersparniß für den Staat, und während des Winters würden Kosten und Schwierigkeiten immer mehr zugenommen haben, und das Problem, ihn in diesen unfruchtbaren Ländern zuzubringen, immer größer geworden seyn. —

Dieß machte es zur weisen, obgleich traurigen, Nothwendigkeit, jenen Theil Deutschlands den Verwüstungen des Feindes Preis zu geben.

Str. 12. „Hat längst den Kampfplatz ausersehn,
„Wo jetzt verschanzt die Krieger stehn."

Schon in den Monaten Juny, July und Aug. wurden die Verschanzungen bey Lautern zuerst von dem Major von Massenbach unter dem Prinzen von Hohenlohe angelegt, und nachher von dem Obristen v. Grawert, auf Befehl des Herzogs, vollendet. Die ganze Armee wunderte sich zu dieser Zeit über diese Arbeiten, und bewundert jetzt darin die weise Vorsicht ihrer Anführer.

Str. 21. „Wenn siegreich auch die Sonne sinkt,
„Wer weiß, was dir der Morgen bringt!"

Der Anfang des Gefechts am ersten Tage der Schlacht war für die Franzosen sehr günstig. Sie nahmen gleich des Morgens auf unserm linken Flügel die Schanze bey Vogelweh durch Umgehung weg; und drangen den Nachmittag auf den rechten Flügel über Otterberg bis Otterbach vor.

So heftig ihre verschiedenen Angriffe aber die beyden andern Tage auch waren, gewannen sie doch keinen Fuß breit Land mehr.

Str. 27. „Dort steht das Roß mit stummem Schmerz"
u. s. w.

Dieß ist nicht Erdichtung, sondern wirklich geschehene Thatsache. — Am zweyten Tag der Bataille stand ein Pferd, welchem der eine Fuß entzwey

geschossen war, blutend, den Blick auf seine Wunde gerichtet, da; — indem ward zur Attake der Kavallerie geblasen, und es schloß sich hinkend an den linken Flügel der Sächsischen Karabiniers an, und machte die Attake ohne Reuter und ohne Sattel auf drey Beinen mit. —

Str. 34. „Erkenn den Zögling Heinrichs ihn" u. s. w.

General Graf von Kalkreuth, bey dessen Korps die Sachsen diesen ganzen Feldzug standen, war während des größten Theils des siebenjährigen Kriegs Generaladjutant beym Prinzen Heinrich. Man fürchtete einen Augenblick, daß seine erhaltene Wunde tödtlich sey, und die Freude war allgemein, als man das Gegentheil davon erfuhr. Auch der Herzog erhielt eine Kontusion am Fuß, und hatte die große Gewalt über sich, es den Truppen zu verheelen. Er ließ sich erst am dritten Abend nach geendigter Schlacht verbinden.

v. Knesebeck.

IV.

Chathams Geist

in einigen seiner Reden gegen Walpole.

Die nachstehenden Reden und Fragmente des unsterblichen Grafen von Chatham sind theils ganz, theils Stellenweise aus Chandlers Sammlung von Parlaments-Debatten genommen. Da sie meines Wissens noch gar nicht unter uns bekannt, ja manche neuerlich zum erstenmal *) im Druck erschienen sind; da so manche Stelle auf die jetzige Lage der Dinge, besonders in England, so überraschend paßt; da sich der kühne, freie, jugendlich aufstrebende Geist ihres großen Verfassers schon so stark und wahr darin spiegelt; so hielten wir es der Mühe werth, einen Versuch zu machen, wie weit sie sich in unsre vaterländische Sprache übertragen lassen. Wenn es uns gelungen ist, den lebendigen Eindruck, den das Original auf uns machte, unsrer Nachbildung einzupflanzen; so wird der Kenner die ganze kühne Eigenthümlichkeit; den starken runden Periodenbau, der im Lesen wie Orgelton durchdringt; den tiefen logikalischen Geist, der nichts aufnimmt, als was zur Sache gehört, und was er aufnahm, durch unzerreisbare Bande zu verflechten und zusam-

*) In den Anecdotes of the life of W. Pitt. &c. 92.

menzuhängen weiß; die Tiefe und Klarheit des Raisonnements; das Feuer und die siegende Gewalt der Anwendung: kurz, alle die herrlichen Bestandtheile nicht mißkennen, welche dem Verf. in der Folge den ersten Platz unter den Rednern seiner Nation zugesichert haben.

Zu einer Zeit, da mit dem erwachenden Geiste der Freiheit auch der Geist der Beredsamkeit einen so kühnen und unaufhaltbaren Schwung genommen hat; da eine Annäherung an die Verfassungen der alten Griechen und Römer, auch dem — nie ausgestorbenen, sondern immer nur unter verschiedenen Gestalten vorhandenen Genie ähnliche Ergüsse zu entlocken beginnt; da man nicht lange mehr fragen wird: hat Prometheus die Flamme wieder dem Himmel zugehaucht, die einen Cicero begeisterte, einen Demosthenes himmelan trug: zu einer solchen Zeit wird es nicht uninteressant seyn, die ersten Flüge eines Jünglings zu beobachten, der als Mann und Patriot, selbst nach Friedrichs Zeugniß, seine ganze Nation so weit überflog.

Ludwig Schubart.

I.

Am 4ten Februar 1738, als über die Zahl der Landmacht debattirt wurde, sprach Pitt (damals noch Cornet) für die Herabsetzung derselben, in Antwort auf die Rede Saundersons, nachmaligen Grafen von Scarborough, welcher die von dem Minister (Walpole) vorgeschlagene Anzahl verfochten hatte.

Saunderson hatte geäußert, daß er erstaune, einige Beamte für eine Herabsetzung des Heers stimmen zu hören (was Joseph Jekyl, Lyttelton, und andere gethan hatten.)

Wilhelm Pitt stand auf, und begann:

„Was sein Vorgänger über die, so er Beamte nenne, gesagt so stimme er darin mit ihm überein, daß wenn sie in ihren Meinungen durch die Aemter geleitet würden, die sie bekleiden, so möchten sie sich zu ihrem wechselseitigen Schutze, wohl zuerst gegen das gemeine Wohl der Nation vereinigen. Ich will aber nicht hoffen, fuhr er fort, daß irgend einer von ihnen sich einem so kleinen Beweggrunde unterwirft; ja ich bin sicher, daß mein Vorgänger selbst nicht in dem Fall ist, und kann mich daher keineswegs überreden, daß es ihm mit seinem Erstaunen Ernst sey; denn unter allen Menschen sollten gewiß diejenigen, so einträgliche Stellen unter der jetzigen Regierung zu genießen haben, am vorsichtigsten seyn, das Volk mit unnöthigen Auflagen zu beschweren. Denn da ihnen ihre Posten gemeiniglich mehr eintragen als sie verhältnißmäßig an den öffentlichen Abgaben entrichten; so kann man sagen, daß sie durch ihre Einwilligung in irgend eine neue Auflage, auf andere ein Gewicht legen, wovon sie selber nichts tragen."

„Ich selbst betrachte mich eben so sehr als Beamten, wie der Ehrenmann der zuletzt sprach."

„Ich stehe im Dienst eines Gliedes der königlichen Familie, und rechne mirs zur Ehre darin zu stehen. So würde ich aber nicht denken, wenn es mir nicht frey stünde, meine Meinung über jeden in diesem Hause vorkommenden Gegenstand eben so unbefangen herauszusagen, wie vor der Annahme eines solchen Postens, und ich hoffe, es soll sich aus dem Betragen der Biedermänner die mit mir im gleichen Falle sind, bald zeigen, daß sie auf eine gleiche Freiheit Anspruch machen, weil sie über die vorliegende Frage vermuthlich verschiedene Meinungen äußern werden. Aber es giebt hier eine andere Art von Beamten, über deren Betragen ich mich noch mehr wundere, weil sie über jeden öffentlichen Gegenstand stets übereinstimmen; und ich gestehe, daß es ein wenig mein Erstaunen erregt, daß zweyo oder dreyhundert Parlamentsglieder,

durch eine beispiellose Harmonie, über die verschiedensten Fragen, welche hier jährlich verhandelt werden, übereinstimmend denken. Ich hoffe, daß diese bewundernswürdige Sympathie nicht von den Hofstellen herrühren werde, welche diese Männer bekleiden, denn wäre dieß, so müßte eine solche Stelle ein unumstößlicher Grund für das Volk seyn, dem der sie bekleidet, nichts weniger als die Erhaltung seiner Freiheiten und das Heiligthum seines Eigenthums im Parlamente anzuvertrauen."

. . . . . „Ich gehe zu dem einzigen Beweisgrunde meines Vorgängers über, der eine ernstlichere Widerlegung zu verdienen scheint; und wenn unser Heer ganz oder größtentheils aus geprüften, durch Gefahr abgehärteten Veteranen, und aus Kriegern bestünde, die öfters schon ihr Leben gegen die Feinde unsers Landes gewagt hätten; so räumte ich jenem Argument sein volles Gewicht ein: bey der wahren Beschaffenheit unsrer Armee aber fällt es mir schwer zu glauben, daß es meinem Freunde so ganz Ernst damit gewesen seyn könne. Von den Offiziers kann hier gar die Frage nicht seyn, denn im Fall einer Herabsetzung ist für jeden derselben hinreichend gesorgt, und ihr halbes Gehalt beträgt immer noch mehr oder eben soviel, als das volle in irgend einem andern Staate Europa's: denn nach der Art wie unsre Truppen gegenwärtig unterhalten werden, getraue ich mir durch Berechnung darzuthun, daß sie der Nation mehr kosten, als dreimal soviel Truppen in Frankr[illegible], oder Deutschland. Die Soldaten betreffend, so glaube ich, daß man wenigstens von Dreiviertheilen derselben sagen kann, daß sie sich nie andern Strapazen als allenfalls einer Heerschau, noch andern Gefahren auszusetzen haben, als allenfalls Schleichhändler zu greifen, oder Pöbelhaufen auseinander zu treiben. Sie können sonach meines Ermessens auf keine größere Belohnung Anspruch machen, als die sie bereits erhalten, noch wird man uns den mindesten Undank vorwerfen können, wenn wir sie heute lieber als morgen abschaffen."

„Aber setzen wir, unsre Truppen sollen einen oder mehrere Feldzüge gegen unsre Feinde gemacht haben, müssen sie darum von nun an dem Müßiggang obliegen, und auf Kosten des Landes unterhalten werden, darum der Freiheit ihrer Landsleute gefährlich werden? Wenn ein Mann sein Leben einmal im Dienste des Staats gewagt hat, soll er dafür in der Folge eine Last, ein Schreckbild eben dieses Staats werden? Warlich, eine Art von Belohnung, die kein braver Soldat annehmen, kein Ehrenmann verlangen wird.“ *)

„Dankbarkeit sind wir allerdings den Männern schuldig, welche ihr Leben für uns gewagt haben; diese Dankbarkeit darf aber nie unsrer Freiheit gefährlich, nie dem Volke zur Last werden. Ist daher ein Krieg beendigt, und kann sich der Soldat durch Arbeit, oder durch eignes Vermögen fortbringen; so soll er keine weitere Belohnung mehr erwarten, ja wenn er kein Lohnknecht ist, soll er jede andere verachten als die so in der besondern Ehre und den Begünstigungen besteht, welche man ihm einräumen kann.“

„Die jedem verdienten Krieger schuldige Dankbarkeit vorausgesetzt; so kann nach unsern jetzigen Gesetzen dennoch ein alter Offizier, der sein Leben öfters gewagt, sein Blut für das Vaterland verspritzt hat, entlassen, zurückgesetzt, und nach dem Eigensinn oder der Grille eines Ministers vielleicht gar in Dürftigkeit versetzt werden: so, daß nach unsrer jetzigen Militair-Verfassung die Belohnung des redlichen Soldaten nicht von den Diensten so er dem Vaterlande, sondern von denen so er den jedesmaligen Ministern geleistet, abzuhangen scheint. Ist dieß nicht ein offenbarer Fehler

*) Es ist mit ein Hauptgrund, warum wir diesen Passum hier aufnehmen, weil die erste französische N Versammlung ganz gleiche Grundsätze über diesen Gegenstand äußerte — Grundsätze, worauf man auch in unserm Deutschland nach Beendigung des Frankenkriegs wird Rücksicht nehmen müssen.

in der jetzigen Einrichtung? Und doch erinnern wir uns noch, welchen Widerstand eine Motion zu Abstellung dieses Uebelstandes selbst von denjenigen fand, welche jetzt so sehr darauf bestehen, daß man sich dankbar gegen die Armee bezeigen müsse."

II.

Als Waller den 24ten Jan. 1740 den Antrag machte, daß dem Hause Abschriften von den Briefen und Befehlen vorgelegt werden sollten, welche dem Admiral Haddock und andern gegeben worden, vertheidigte Pitt die Motion in einer kleinen Rede gegen Walpole, der dagegen war. Der Minister schloß: „daß die zu so unnützen Untersuchungen erforderliche Zeit, nützlicher angewandt werden könnte." Dieß brachte unsern Pitt auf, er sagte:

„Meiner Meinung nach können wir unsre Zeit im Laufe eines Kriegs nicht nützlicher anwenden, als wenn wir untersuchen, wie er geführt wird, wenn wir den Grad des Vertrauens festsetzen, das wir zu denjenigen tragen können, deren Wachsamkeit wir unsre Ehre, unser Glück und unser Leben anvertraut haben."

„Ich kenne keine wichtigere Untersuchung als diese, m. H. Hier ist nicht von einem unsichern Vorrecht, oder von einem Gesetz die Frage, das man, wo es nicht ansteht, wieder zurücknehmen kann. Wir sollen hier die große Frage entscheiden: ob es wahrscheinlich sey, daß wir unsern Handel und unsre Unabhängigkeit beybehalten, oder einer auswärtigen Macht unterliegen werden?"

„Eine solche Untersuchung aber wird uns freilich wenig Belehrung geben, wenn diejenigen, deren Betragen untersucht wird, selbst die Art des Beweises bestimmen dürfen, — Beweise, wie wir sie oft genug schon vor uns liegen hatten, und die man uns jetzt abermals ohne Mühe vorlegt: — dunkel, unvollständig, voll Falschheit und Verworrenheit, woraus man unmöglich klug werden kann, die dem Minister warlich nicht zum Lobe gereichen, wenn sie ihn gleich vor der Strafe schützen!"

III.

In der nehmlichen Sitzung am 10. März 1740 brachte Karl Wager eine Bill ein „zur Aufmunterung der See„leute, und schnellerer Bemannung der königlichen „Flotte.“ Pitt sprach gegen die Bill:

. . . „Nichts ist einleuchtender, als daß Personen einen gewissen Grad von Achtung nothwendig genießen müssen, die in die Verwaltung einer Regierung wie die unsrige einigen Einfluß haben: sie müssen uns entweder die Redlichkeit ihrer Anhänger durch ihre eigene Weisheit und Tugend verbürgen; oder ihre Gegner müssen durch ihre Rechtschaffenheit in Ehrfurcht, oder durch ihren Witz in Schranken gehalten werden. Bloße plumpe Bestechung wird ihre Majorität nie groß genug machen, um sie vor den Angriffen des Tadels zu sichern. Verschiedene Temperamente wollen verschiedne Motive: dem einen, der sein Glück darinn setzt, daß man seinen Witz lobpreise, liegt wenig daran, den Karakter der Rechtschaffenheit zu behaupten; andere lassen sich überreden, Maaßregeln beizutreten, deren Schwachheit und Unzweckmäßigkeit sie gar wohl einsehen, weil sie glauben, daß die Urheber derselben nicht schlecht, sondern blos irregeführt sind, und weil sie es für ungerecht halten, einen Menschen natürlicher Gebrechen, oder einer zufälligen Unwissenheit wegen zu bestrafen.“

„Ich kann nicht bestimmen, welcher von diesen Beweggründen auf die Vertheidiger der vorliegenden Bill am meisten Einfluß gehabt hat, — einer Bill, worin Grausamkeiten vorgeschlagen werden, die den wildesten Völkern unbekannt sind, — wie sie die Sklaverey selbst noch nicht hervorbrachte, die Tyranney noch nicht ausspie; ja die man nicht ohne Unwillen anhören, nicht ohne Entsetzen denken kann.“

„Vielleicht ist es ein Glück, daß noch ein Umstand hinzugefügt wurde, der die Sache eher lächerlich, als empörend macht;

ein Glück, daß jene Tyrannen unsrer Regierung, die sich ein Vergnügen daraus machen, ihre Mitmenschen zu unterdrücken, die gefühllos einen Jammer auf den andern häufen, und denen so sie bereits mit Abgaben überladen, nun auch die Freiheit rauben; sie zuerst plündern, sodann einsperren; die bey jeder Gelegenheit das allgemeine Elend vergrößern, und das Ungemach des Kriegs zum Werkzeug neuer Unterdrückungen gebrauchen: — daß diese, sage ich, zu unwissend sind, um uns furchtbar zu werden, und daß sie ihre Gewalt nicht sowohl ihren Fähigkeiten als dem Zufall, oder der Bestechung zu danken haben."

„Die übrigen Theile dieser aus Grausamkeit und Thorheit zusammengesetzten Bill sind bereits mit gerechtem Unwillen zurückgewiesen worden: sie verdienen aber in Wahrheit unsern Eifer und unsre Erbitterung weniger, weil sie, wenn gleich eben so ungerecht, doch weniger verderblich sind: denn ein Gesetz das sich nicht ausführen läßt, kann nicht viel Unwillen erregen."

„Die Papiermühlen zu beschäftigen, und das Gesetzregister voller zu machen, — ist all das Gute oder Uebel, was sich von einem Gesetz wie dieses hoffen, oder fürchten läßt, ein Gesetz — wodurch etwas festgesetzt werden soll, was seiner Natur nach veränderlich ist, das der Jahrszeit Regeln, dem Winde Grenzen vorschreiben will."

„Ich kenne die Gesinnungen der beiden Verfechter dieses Gesetzes zu wohl, um sie an die Verachtung zu erinnern, womit es von der Nachwelt betrachtet werden wird: sie haben ihre Geringschätzung des Urtheils der Nachkommenschaft bereits hinlänglich an den Tag gelegt. Aber erinnern muß ich sie, daß sie hier ihren ganzen Einfluß zumal aufs Spiel setzten; bedenken sollten sie, eh es zu spät ist, daß diejenigen so da wähnen, daß sie auf das Glück des Landes bedacht seyen, durch offenbare Grausamkeit und Unterdrückung wahrlich nicht in ihrer Meinung bestärkt werden; und daß andere die einzig ihr eignes Interesse

im Auge haben, ungern solchen Führern anhangen werden, (mögen sie noch so alt und verschmitzt, noch so sicher durch Bestechung, so übermüthig durch Großmacht seyn,) die weder von ihrer Tugend, noch von ihrer Geschicklichkeit mit Fug einen glücklichen Erfolg erwarten können."

Diese Rede veranlaßte eine Antwort von Seiten Walpole's, worin er unter andern sagte: „Furchtbare Töne, und wüthende Deklamation, Orakelsprüche, und hochtrabende Perioden mögen den Jungen und Unerfahrnen hinreißen; und vermuthlich mag sich der Jungmann, welcher so eben sprach, seine Rednerkünste mehr im Umgang mit Leuten seines Alters, als mit Männern eigen gemacht haben, die mehr Gelegenheit hatten, sich Kenntnisse zu erwerben, und die ihre Meinungen anständiger vorzutragen wissen." Er bediente sich im Verfolg der Ausdrücke: Gebährdenspiel, Theaterstreiche u. s. w. und wandte sie auf Pitts Vortrag an. So wie sich Walpole setzte, erwiederte ihm Pitt:

„Das schreckliche Verbrechen, ein junger Mensch zu seyn, das mir mein Vorgänger mit soviel Geist und Anstand zur Last legt, werde ich wohl hier weder läugnen, noch mildern können; doch begnüge ich mich mit dem Wunsche, daß ich einer von denen seyn möge, deren Thorheiten mit ihrer Jugend verschwinden, nicht aber von denen, die ihrer Erfahrung zum Trotz unwissend bleiben."

„Ob Jugend irgend einem Menschen zum Vorwurf gereichen könne, unterstehe ich mich nicht, hier zu entscheiden; aber sicher wird das Alter mit Recht verächtlich, wenn es die häufigen Gelegenheiten zur Belehrung fruchtlos vorübergehen ließ, wenn das Laster an die Stelle der erloschenen Leidenschaften tritt. Der Elende der, nachdem er die leidigen Folgen von tausend Fehlern gesehen, noch immer fortfährt neue zu begehen, dessen Alter nur Starrsinn zu seiner Unwissenheit fügte, ist gewiß ent-

weder ein Gegenstand des Abscheus, oder der Verachtung, und verdient nicht, daß ihn sein Graukopf vor Schimpf sichere."

„Noch ungleich verabscheuungswerther ist der, welcher mit dem zunehmenden Alter immer mehr von der Rechtschaffenheit abweicht, dessen Bosheit mit der abnehmenden Versuchung wächst, der sich für Gold, was er nicht einmal genießen kann, der schreiendsten Schande preis gibt, und die Hefen seines Lebens zum Verderben seines Landes verbraucht."

„Aber Jugend ist nicht mein einziges Verbrechen; ich bin überdieß der Theaterkünste bezüchtigt. Theaterkünste können hier entweder Eigenheiten in Gebärden, oder Verstellung der wahren Gesinnung, Annahme der Sprache und Gesinnungen eines andern bezeichnen."

„Im ersten Falle ist die Beschuldigung zu unbedeutend, um widerlegt zu werden; ich führe sie auch blos an, um ihr meine Verachtung zu bezeugen. Es steht mir wie jedem andern frey, mich meiner eigenthümlichen Sprache zu bedienen, und wenn ich gleich vielleicht von Ehrgeiz nicht ganz frey bin, so werde ich mir doch meinem Gegner zu gefallen, durchaus keinen Zwang anthun, noch mich sehr bemühen, ihm seine Sprache und Mienen abzusehen, so sehr sie auch durch das Alter ausgezeitigt, durch Erfahrung verfeinert seyn möchten. Sollte mir aber irgend jemand mittelst dieser Theaterkünste aufbürden wollen, daß ich andere Gesinnungen als meine eigenen vortrage, so werde ich ihn als einen niederträchtigen Verläumder behandeln, und keine Protection auf der Welt soll ihn vor meiner Rache schützen. Ohne Bedenken würd' ich in einem solchen Falle alle Schranken mit Füßen treten, womit ihn Reichthum und seine Würde umgibt, und nichts als sein Alter könnte meiner Wuth Grenzen setzen, — das Alter, welchem die Welt das Vorrecht eingeräumt hat, ungestraft stolz und unverschämt seyn zu dürfen."

„Ueberhaupt bin ich in Rücksicht derer die ich beleidigt haben sollte, der Meinung, daß ich gerade durch Annehmung einer fremden Maske ihrem Unwillen entgangen wäre: was sie an mir beleidigte, war die Glut der Ueberzeugung, und mein Eifer für das Wohl meines Vaterlandes, worin mich weder Hofnung noch Furcht je wankend machen sollen. Nie werde ich gleichgültig sitzen bleiben, sobald meine Freiheit angetastet wird, nie mit Stillschweigen öffentliche Räuber vor Augen sehen. Mag erfolgen was will, so werde ich alle meine Kraft aufbieten, jeden Angriff zurückzuweisen, und den Dieb an das Licht der Gerechtigkeit hervorzuziehen, wer auch irgend den Nichtswürdigen beschützen, und an seinem Raub Theil nehmen mag. Und wenn mein Vorgänger“ —

Hier ward er durch Winnington zur Ordnung verwiesen, der sich in sehr unanständigen Ausdrücken über ihn herwarf, und sich eben weiter herauslassen wollte, als ihn hinwiederum Pitt zur Ordnung verwieß, und fortfuhr:

„Wenn dieß die Ordnung wieder herstellen heißt, so wird sie selbst die frechste Zunge nicht verletzen: denn welche Verläumdung wird himmelschreiender, welcher Vorwurf unerträglicher geachtet, als wenn man in irgend einer Sache die Wahrheit sagt? Wohl wird die Ordnung bisweilen durch Leidenschaft, oder Mangel an Aufmerksamkeit gestört; schwerlich aber wird sie ein Censor wieder herzustellen vermögen, der seine eigne Leidenschaft nicht zügeln kann, indem er dem Ungestüm anderer begegnen will.“

„Glücklich wäre der Mensch, wenn jeder seinen eignen Beruf kennen lernte, dann würden wir nicht denselben Menschen als Schuldigen, und als Richter erblicken, noch würde sich einer das Recht herausnehmen, andern etwas vorzuschreiben, was er selbst nicht gelernt hat.“

„Um übrigens meinem Censor den mir zugedachten Dienst einigermaßen zu erwiedern, so rathe ich ihm, sich hinfort nie

mehr mit der Ordnung des Hauses zu befassen, sondern so oft ihn in solchen Fällen die Lust zum Sprechen anwandelt, zu bedenken, wie übel er dießmal weggekommen, und das im Stillen zu verdammen, was seine Angriffe doch nicht besser machen werden."

IV.

Am 12. Febr. 1741 schlug Mr. Sandys eine Addresse an den König vor, worin man Seine Majestät bitten sollte: „Den „Minister Sir Robert Walpole auf immer von Ihrer „Gegenwart, und aus Ihrem Kabinet zu entfernen."

Pitt sprach gewaltig für die Motion:

„Gleichwie wir sehen, daß diejenigen, welche bisher die Schritte des Mannes billigten, dessen Betragen wir untersuchen, ihre gute Meinung nicht ablegen werden, wofern nicht Beweisgründe von größerm Gewichte als die bisherigen gegen ihn vorgebracht werden; eben so müssen wir dieselbe Beharrlichkeit von seinen Gegnern so lange erwarten, bis sie ihn besser vertheidigt finden."

„Es ist ein bewährter Grundsatz, m. H. daß die Zeit der beste Probierstein der Meinungen ist, und daß durch sie Trug und Falschheit unterdrückt, Recht und Wahrheit über das Menschengeschlecht verbreitet wird. Dieß gilt vorzugsweise von politischen Behauptungen, die sich häufig auf künftige Ereignisse, und die entferntern Folgen der Unterhandlungen deuten — und sofort immer durch die Zeit unfehlbar bestätiget, oder niedergeschlagen werden müssen. In manchen Fällen fällt es unmöglich, die Tauglichkeit der Mittel anderst als durch Vermuthungen zu bestimmen, weil fast jeder nützliche Schritt eben sowohl einen guten als einen niedrigen Zweck haben kann: und da der Referent sowohl als der geh. Beförderer ihre wahren Absichten, bevor sie zur Vollziehung reif sind, verheimlichen werden, so wird die Zeit

allein die Motive ihrer Anträge, und die Grundsätze ihres Verhaltens aufdecken können."

„Aus diesem Grunde läßt sich erwarten, daß rechtschaffene Männer schlechte Mittel, sobald sich ihre Folgen nur zeigen, eben so gewiß verdammen werden, als sie vielleicht den nehmlichen Maaßregeln, von Versprechungen und Scheingründen verführt, anfangs ihren Beifall ertheilt hatten. Diejenigen, deren eigne Arglosigkeit, und reine Absicht sie zur Leichtgläubigkeit, und zu allzugroßem Zutrauen hinriß, werden die Künste verwünschen, durch die sie sich zu Entwürfen verführen ließen, welche dem Vaterlande verderblich wurden, deren Folgen man aber künstlich vor ihnen versteckte."

„Was solche Mitglieder betrift, deren Unkunde in den politischen Wissenschaften sie außer Stand setzte, wichtige Fragen, da sie zuerst verhandelt wurden, zu beurtheilen, und die sonach bey Gebung ihrer Stimmen nicht sowohl durch eigne Ueberzeugung, als durch die Autorität von Männern geleitet wurden, in deren Erfahrung und Kenntnisse sie großes Vertrauen setzten, und deren Rechtschaffenheit sie bisher zu bezweifeln keine Ursache hatten; — bey diesen darf man sich nicht wundern, wenn sie, da sie eben die Maaßregeln die man ihnen als wesentlich nothwendig für unser Glück und unsern Frieden empfahl, nur Verwirrung, Sklaverey und Elend hervorbringen sehen, ihren Irrthum einsehen, ihre Führer, (die sie entweder auf Unwissenheit oder Verrätherey ertappen) verlassen, und durch einen offenen Widerruf ihrer vormaligen Bescheide den Schaden wieder gut zu machen suchen, den sie unschuldig über das Land brachten."

„Der Umfang und die Verwicklung unsrer politischen Parlamentsverhandlungen ist so groß, daß sich niemand schämen darf, in seinen Entscheidungen bisweilen irre geleitet worden zu seyn; überdem ist das menschliche Herz so sehr zum Vertrauen und zur Freundschaft geneigt, daß jeder, mag er noch so vorsichtig, noch

so erfahren und scharfsinnig seyn, mitunter den Künsten des Eigennutzes, den Netzen der Verstellung unterliegt: es ist aber Pflicht eines jeden, und jeder sollte eine Ehre darinn setzen, seinen Irrthum zu bekennen, sobald er ihn entdeckt, und andere vor den Betrügereyen zu warnen, welche so glücklich gegen ihn selbst angewandt worden."

„Ich bin daher geneigt zu hoffen, daß man bey der gegenwärtigen Debatte weniger voreilig verfahren werde, und daß so wie ich bereit bin, der Weisheit und Rechtschaffenheit überall Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und sollt' ich sie gleich da finden, wo ich lange schon Unwissenheit und Bestechung vermuthete; eben so auch andere Bosheit und Irrthum nicht ungeahndet lassen werden, und sollten sie solche gleich bey einem Manne entdecken, den sie lange genug als ein Orakel von Kenntniß, als ein Muster von Tugend zu betrachten gewohnt waren."

„In politischen Dingen ist immer von der Zeit das meiste Licht zu erwarten; sie kann bey solchen Untersuchungen nie neutral seyn, sondern muß immer entweder lossprechen, oder verdammen. Zwar wird die Zeit nicht immer neue Beweisgründe gegen ein schlechtes Verhalten hervorbringen, weil sich die Folgen desselben schon ursprünglich voraussehen und angeben lassen: doch bestätiget sie jene Vorahndungen, und reift die Vermuthung zur Gewißheit. Wenn man daher gleich mit Recht behaupten kann, daß in der gegenwärtigen Debatte nichts ist, was nicht ehedem schon ausgeführt worden wäre; so folgt daraus nicht, daß dieselben Beweisgründe auch dießmal dieselbe Wirkung hervorbringen sollten: denn was wir damals blos voraussagten, das sehen und fühlen wir jetzt; was wir damals blos glaubten, das erkennen wir jetzt!"

. . . . „Dieß ist gegenwärtig die Lage der Sache. Maaßregeln, welche einst durch sophistisches Geschwätz vertheidigt, oder durch leere Deklamationen von Aufrichtigkeit, und von uneigen-

nützigem Eifer für das allgemeine Beste bemäntelt wurden, werden jetzt so erfunden, wie sie von ihren Gegnern von Anfang blosgestellt worden waren. Wir wissen es jetzt gewiß, daß der Traktat von Hannover einzig auf die Erhebung des Hauses Bourbon berechnet war; daß man unsre Armeen blos darum beysammen behält, um die Sklaverey zu vermehren, und die Nation von der Verfolgung ihrer Rechte abzuschrecken; daß man Spanien blos zum Verderben unsers Handels schmeichelte, und daß die gepriesene Convention wenig mehr war als ein Gaukelspiel, um das Volk durch den leeren Schein einer Aussöhnung zu unterhalten, an die unsre Feinde nie dachten."

„Die Unwahrscheinlichkeit der Verabredungen, welche den wichtigen Traktat von Hannover hervorbrachten, ward oft genug berührt; die absolute Falschheit derselben konnte indeß nicht anders als durch eine Erklärung von einer der Parteyen erwiesen werden: Die Zeit hat uns endlich eine solche Erklärung gegeben, die überhaupt den Entwürfen unsers Ministers nie sehr günstig war; denn der Kaiser der Deutschen versicherte uns aufs feierlichste, daß nie dergleichen Artikel im Vorschlag gewesen wären, und daß seine Verbindungen mit Spanien durchaus die Absicht nicht hätten, in der Regierung dieses Königreichs eine Veränderung hervorzubringen."

„Und so ist es klar, m. H. daß alle die Schrecknisse, die man um dieß Bündniß herwarf, blos Wirkungen des Betrugs waren, daß sie der schlaue Franzmann blos darum anschürte, um uns mit der einzigen Macht zu entzweyen, an die uns unser Interesse am unzertrennlichsten hinkettet. Und diese Entzweyung wird dem Minister mit Recht zur Last gelegt, der dadurch offenbar das Interesse seines Landes verletzte, und die Freiheit Europens in Gefahr setzte."

„Fragt man, wie er die Falschheit der Angabe habe wissen können, ehe sie noch von dem verstorbenen Kaiser widerlegt war?

ſo dient zur Antwort, daß er dieß durch dieſelben Merkmale hätte vorherſehen können, die ſeine Gegner angaben — nemlich, die Unmöglichkeit, die Sache in Ausübung zu bringen. Denn man muß geſtehen, daß ſeine franzöſiſchen Lehrmeiſter, die ſeinen Hang zum panſchen Schrecken kannten, in der Anlage ihres Betrugs wenig Vorſicht brauchten, und daß ſie weiter keinen Zweck hatten, als einen Schreck auf den andern zu häufen, um ſeinen Kopf in Aufruhr und Zerrüttung zu bringen.“

„Nachdem ſie ihn einmal durch die vorgeſpiegelte Gefahr unſers Handels durch Feinde ohne Seemacht! in Verwirrung gebracht hatten, ſo entdeckten ſie weiter, daß, um ihn zum Sklaven Frankreichs zu machen, nichts mehr nöthig ſey, als noch hinzuzufügen: daß jene blutgierigen Verbündeten eine Landung vorhätten, und den Prätendenten auf den Thron ſetzen wollten. Durch ſolche Umſtände zur Wachſamkeit aufgejagt zu werden, wäre des beſten und ſcharfſichtigſten Miniſters nicht unwürdig geweſen; ſich aber dadurch zu Vorkehrungen einſchüchtern zu laſſen, die ein wirklicher feindlicher Einfall kaum hätte rechtfertigen können — das war wenigſtens ein Beweis von Eigenſchaften, die die Natur wahrlich nicht für die Verwaltung des Staates beſtimmt hatte, — und die ſonach durch die gegenwärtige Motion in ihre Schranken zurückgewieſen werden ſollen, um ſich da unter die übrigen Gemeinen zu miſchen.“

„Frägt man weiter, was für einen Nutzen Frankreich von dieſem Traktat hatte, und was für ein Nachtheil eigentlich daraus für unſer Volk erwuchs? ſo können wir mit größtem Recht unſre Antwort ſolange zurückhalten, bis der Miniſter, oder ſeine Vertheidiger uns ſein Betragen in dem letzten Krieg mit Spanien erklärt und gezeigt haben werden: warum man die Silberflotte ſchonte; warum man unſre Schiffe den Würmern, unſern Admiral nebſt ſeinen Leuten dem Gifte eines ungeſunden Klimas Preis gab?

warum

warum die Spanier in voller Sicherheit unsre Zurüstungen belachten, über unser Unglück triumphirten?“

„Das Leben Hoziers und seiner Truppen können wir mit Recht von diesem Menschen fordern; ihm muß der Mord jener Unglücklichen aufgebürdet werden, die er dem Elend und der Ansteckung aussetzte, um einerseits diejenigen von uns zu beruhigen, welche Krieg haben wollten, andernseits den Franzosen nachzugeben, welche den spanischen Schatz geschont wissen wollten.“

„Der Minister, welcher irgend eine günstige Gelegenheit, die Macht und den Wohlstand seines Vaterlands zu vermehren, unbenutzt läßt, kann schon als ein Feind seiner Mitbürger betrachtet werden; welchen Tadel verdient aber der, welcher einem Heere eine Niederlage zuzieht, das so leicht hätte siegen können; der seine Nation, die ihm ihre größten Angelegenheiten anvertraute, durch Unternehmungen arm macht, wodurch er sie hätte bereichern können? der Heerschaaren zusammenzieht, um sie der Pestilenz auszusetzen; und sie nöthigt, im Angesicht ihres Feindes zu Grunde zu gehen, ohne ihm den mindesten Schaden zu thun? Man wird nicht läugnen, daß solch ein Verhalten eine noch strengere Ahndung verdient, als sie die vorliegende Motion enthält; und daß der Mann, welcher Tausende ins Grab brachte, der sich mit fremden Mächten gegen sein Vaterland einließ, der dessen Feinde beschützte, dessen Waffen entehrte, nicht allein seiner Ehre, sondern seines Lebens beraubt werden sollte; oder daß man ihm wenigstens die Schätze wieder abnehme, die er durch eine lange Reihe unentdeckter Niederträchtigkeiten an sich riß; und ihn nicht bloß von neuen Verbrechen und Veruntreuungen abhalte.

Diese Strafen aber, m. H. lassen wir hier dahin gestellt. Seine langwierigen Gegner legen durch die vorgebrachte Motion einen Beweis ab, daß sie nicht durch persönliche Rache geleitet werden; sie tragen nicht auf eine willkührliche Strafe, nicht auf eine Ueberweisungs-Acte, oder Straf-Bill an, — wozu sie

sein eignes Beispiel hätte berechtigen können. Sie wollen weiter nichts, als daß durch seine Entfernung von dem Posten, den er so lange mißbrauchte, die Sicherheit der Nation wieder hergestellt, und die Mißvergnügten unter dem Volke beruhiget werden möchten.

„Das Mißvergnügen des Volks ist in sich selbst schon ein Grund, diese Motion zu unterstützen, dem alle Künste der Rhetorik nicht das Gegengewicht halten werden: denn da es für das Glück unsrer Regierung wesentlich ist, daß das Volk sein Interesse befördert, seine Freiheit beschützt glaube; da eingebildete oder würkliche Vernachläßigung bei ihr denselben Verdacht, dasselbe Mißtrauen hervorzubringen pflegen; so ist es Pflicht jedes treuen Bürgers, den sein Posten in den Stand setzt, seinem Monarchen Rath zu ertheilen, ihn bei der Erhaltung seiner eignen Ehre, und der Liebe seiner Unterthanen zu beschwören, einen Mann aus seinem Kabinet zu entfernen, den sie länge schon als den Urheber verderblicher Anschläge, als den Begünstiger der willkührlichen Gewalt betrachtet haben.“ Die Motion ward von 290 gegen 106 verworfen.“

V.

Eine wichtige Beschuldigung ward dem neuen Ministerium gleich anfangs dadurch zur Last gelegt, daß dessen Gegner in den bestimmtesten Ausdrücken behaupteten: Pulteney und seine Freunde hätten sich mit dem Hofe wegen der Sicherheit des Grafen Orfard in einen Tauschhandel eingelassen, bloß unter dieser Bedingung seyen sie in ihre Posten eingesetzt worden: ein solcher Schacherhandel aber sey eine gänzliche Verläugnung aller Grundsätze, und gleiche einer Verauctionirung des öffentlichen Zutrauens; er setze eine Verrätherey gegen das Volk wie gegen die Krone voraus, und sey der würkliche höchste Ausbruch der Verrätherey selbst. Um diesen Behauptungen das Siegel

aufzudrücken, machte Lord Limerick (dessen Sohn zum Grafen von Clanbrassil ernannt worden war) am 9. Merz 1742 im Unterhause den Antrag „auf eine Untersuchung über das Betragen der Administration während der letzten zwanzig Jahre.“ Diesen Antrag unterstützte Pitt in Antwort auf die Rede Pelhams, der ihn bestritten, und unter andern gesagt hatte: „man würde die Debatte um ein Beträchtliches abkürzen können, wenn sich die Herrn genauer an Beweisgründe halten, und weniger oratorischen Fechterkünsten und rhetorischen Flittern nachjagen wollten, welche auf jeden andern Gegenstand eben so gut wie auf den vorliegenden paßten.“ Pitt erwiederte:

„Was die Herrn von der andern Seite unter langen Reden und rhetorischen Flittern verstehen, will ich nicht untersuchen; wenn sie sich aber aller dieser Dinge enthalten, so ist es ein schlechter Beweis von ihrer Aufrichtigkeit. Denn ein Mann der aus dem Herzen spricht, der von dem Gegenstande den er abhandelt, nahmhaftig gerührt und durchdrungen ist (wie es jeder Rechtschaffene seyn soll, wenn er in der Sache seines Vaterlandes auftritt!) ein solcher Mann kann sehr natürlich in dergleichen Ausdrücke verfallen, verdient aber darum eben so wenig der Affectation beschuldiget zu werden, als der stupideste Sachwalter, der je einen Handel für eine halbe Guinee Miethslohn vertheidigte. Was mich betrift, so schien mir alles was ich bisher zu Gunsten der Motion anführen hörte, ungemein richtig und zweckmäßig zu seyn. Was dagegen von der andern Seite über die Sache vorgebracht wurde, sonderlich die lange Rechtfertigung ehemals genommener Maaßregeln — das schien mir minder zweckmäßig zu seyn, weil sich der Antrag auf die gegenwärtige traurige Lage der Dinge, und auf das allgemeine unaufhaltbare Geschrei des Volks gegen das Betragen unsrer Staatsbeamten bezieht: und beide Punkte sind meiner Meinung nach

hinreichend, eine ſolche parlamentariſche Unterſuchung zu rechtfertigen, denn ohne ſie fällt es mir, und jedem andern unmöglich zu entſcheiden: ob unſre öffentlichen Maaßregeln gut geweſen ſeyen oder nicht?“

„Aber der Ehrenmann, welcher den Antrag beſtreitet, ſcheint (ich will nicht ſagen abſichtlich) den Unterſchied zwiſchen einer Anklage- und Unterſuchungs-Motion zu miskennen. Sollte ſich irgend ein Mitglied dieſes Hauſes erheben, und die Anklage eines Miniſters in Vorſchlag bringen; ſo würde es ihm beſondere Verbrechen oder Fehler zur Laſt legen, Beweiſe bereit halten, oder wenigſtens erklären müſſen, daß es dergleichen aufzubringen im Begrif ſtehe: auf eine bloße Unterſuchung aber läßt ſich antragen, ohne daß man deswegen beſondere Umſtände und Beweiſe anzuführen oder zu verſprechen nöthig hätte, weil es ja gerade die Abſicht der Unterſuchung iſt, dergl. beſondere Angaben und Beweiſe aufzufinden. Allgemeine Umſtände oder Gerüchte ſind ſchon hinlänglich zu einem ſolchen Antrag, und zur Genehmigung deſſelben. Dies m. H. war faſt durchgehends der Gebrauch, und der Grund aller Unterſuchungen, welche in dieſem Hauſe erkannt, beſonders derjenigen, welche durch geheime Ausſchlüſſe geführt wurden. Was für einen andern Grund hatte die Committee vom Jahr 1694 (um nicht weiter rückwärts zu gehen) wodurch die Bücher und Rechnungen der oſtindiſchen Compagnie, und der Kammer zu London unterſucht werden ſollten? Nichts als ein allgemeines Gerücht, daß einige verderbliche Mißbräuche eingeſchlichen ſeyen. Was war der Grund der Unterſuchung im Jahr 1714? Bürdete der Mann der auf den damaligen Ausſchuß antrug, der vorhergehenden Adminiſtration gewiſſe beſondere Verbrechen auf? Führte er Beweiſe an, oder erklärte er ſich bereitwillig dazu? Die Maaßregeln jener Adminiſtration ſind, wie man ſagt, durch eine große Majorität der Gemeinen verdammt worden. Wie, m. H. konnte man die da-

maligen Minister verdammen, ohne sie vorher anzuhören? Konnte ein Mann von Ehre so ungerecht seyn, sein Urtheil über ein Verfahren auszusprechen, bevor er es noch untersucht hatte? Vielleicht mißbilligte er den Vertrag von Utrecht? Konnte sich aber nicht durch eine Untersuchung ausweisen, daß er der bestmöaliche war? — Auch hat es sich seitdem gezeigt, daß er wenigstens eben so gut wo nicht besser war, als irgend ein anderer Vertrag, den wir seit dieser Zeit abschlossen."

„Nein, nicht der Vertrag von Utrecht, noch sonst ein öffentlicher Schritt jener Administration war die Veranlassung oder der Grund der gegen sie erkannten Untersuchung. Die lauten Klagen einer großen Partey, der allgemeine Verdacht, daß sie verrätherische Unterhandlungen zu Gunsten des Prätendenten, und zu Unterdrückung der protestantischen Thronfolge angesponnen — das war es was jene Untersuchung veranlaßte, wodurch man erst noch Ueberzeugung gewinnen wollte."

„Kein anderer Grund veranlaßte die Untersuchung über die Geschäftsverwaltung der Südsee-Compagnie i. J. 1721. Als die Sache zuerst durch Neville in dem Hause in Wurf kam; wollte, konnte er da gegen die Directoren oder ihre Untergebene die mindesten speciellen Beweise anführen? Sein Antrag, daß die Directoren dem Hause eine Rechenschaft ihrer Maaßnehmungen vorlegen sollten, gründete sich auf die damalige allgemeine Lage der Dinge, auf die Gefahr, welche dem öffentlichen Kredit der Nation bevorstund, und auf die lauten und allgemeinen Klagen gegen sie. Die Motion ward zwar, so billig sie war, von unsern damaligen Höflingen, sonderlich von zween mannhaften Rittern bestritten, welche seitdem stets Höflinge geblieben sind: aber ihr Angriff brachte das ganze Haus dergestalt in Bewegung, daß sie bald davon abstanden, und es sich in der Folge nie wieder gelüsten ließen, sich gegen die Untersuchung zu setzen. Möchten wir jetzt durch einen gleichen Eifer für die öffentliche Ge-

rechtigkeit erfreut werden! Die Lage der Umstände verdient diesen Eifer gewiß. Unser öffentlicher Kredit war würklich damals in einer mißlichen Lage, jetzt aber ist die Nation selbst, ja nicht nur sie, sondern alle unsre Freunde auf dem festen Lande sind der augenscheinlichsten Gefahr ausgesetzt."

„Dieß, m. H. wird selbst von denjenigen eingeräumt, welche gegen den Antrag sind, und wenn sie je mit Männern Umgang pflegen, die ihre Meynung frey herauszusagen wagen, so müssen sie einräumen, daß das Geschrei des Volks gegen die Administration jetzt eben so allgemein und so laut ist, als es je war. Aber das Unglück ist, daß Leute die im Amte stehen, selten mit andern als mit solchen, die wieder ein Amt haben, oder nach einem streben Umgang pflegen; und Leute dieser Art mögen sagen was sie wollen, immer werden sie ihren Vorgesetzten Beifall geben: Männer also die mit der Administration zu thun haben, werden sehr selten die Stimme des Volks erfahren *). In diesem Saale tönte ehmals, und soll noch immer die Volksstimme wiedertönen. Wäre der Parlamentswechsel größer, nähmen wir weniger Beamte und Pensionaire darinn auf; so würde dieß noch immer der Fall seyn. Zieht man aber die Parlamente in die Länge, behält die Bestechung nicht allein in der Wahl der Glieder, sondern im Hause selbst stets die Oberhand; so wird unsre Stimme von der Volksstimme stets sehr verschieden, ja ihr nicht selten stracks entgegengesetzt seyn. Da dieß jedoch gegenwärtig, wie ich hoffe,

*) Die Stimme des Volks war und bleibt für alle Arten von Regierungen von der äußersten Wichtigkeit. Von wem soll sie der Regent erfahren? Friedrich der Große, dem immer sehr viel an der Stimme seiner Nation lag, hielt sich, um sie zu erfahren, nicht an seine Minister und Räthe, sondern an Unterbeamte, an Tafelgenossen, und seine eigne Erfahrung auf Reisen; ja wohl gar lieber an Bediente und Kammerhusaren — als an Ministerialberichte.

der Fall nicht seyn wird; so darf ich annehmen, daß der Mehrheit von uns jene Volksstimme bekannt seyn wird: und wenn alle darinn übereinstimmen, daß sich die Nation gegenwärtig in der äußersten Verlegenheit und Gefahr befinde, die Mehrheit aber gestehen muß, daß die Volksstimme laut dem Verfahren der Administration entgegen sey; so muß die vorliegende Motion nothwendig durchgehen, weil ich bewiesen habe, daß diese beiden Umstände, ohne nähere Angaben, der Grund fast aller bisherigen Parlaments-Untersuchungen gewesen sind."

„Ich gestehe gern, m. H. daß wir uns wenig mehr um den Karakter und die Ehre eines Ministers zu bekümmern haben, als in so fern beide mit der Ehre unsers Monarchen ins Spiel kommen, in so fern das Volk schwierig und mißvergnügt werden kann, wenn es findet, daß der König hartnäckig einen Minister beibehält, von dem es glaubt, daß er es zu Hause unterdrücke, und gegen das Ausland verrathe. Wir sind es daher schon unserm Könige schuldig, das Betragen eines Ministers zu untersuchen, der dem Volke einmal verdächtig geworden, um seinen Karakter zu retten, wenn wir ihn in den ihm angeschuldigten Punkten unschuldig finden; oder, falls wir ihn schuldig finden, seine Entfernung aus dem Staatsrathe des Fürsten, und seine verdiente Bestrafung zu bewirken."

„Nachdem ich mich so weit herausgelassen, so bedarf es keiner langen Antwort auf die Behauptung: „daß keine parlamentarische Untersuchung jemals statt haben könne, wofern wir nicht die Ueberzeugung hätten, daß irgend ein erweißlicher Schaden angerichtet worden." Schon der Name, den man diesem Hause beilegt, beweißt das Gegentheil. Man nennt uns den ersten Gerichtsstuhl der Nation. Als solcher müssen wir pflichtmäßig jeden Schritt der öffentlichen Verwaltung im Auslande wie zu Hause genau untersuchen, um zu sehen, ob kein Schaden gestiftet werden. (Bey jeder Gelegenheit einen geheimen

Ausschuß niederzusetzen — ist unnöthig. Nur wenn dem Hause Angelegenheiten vorgetragen werden, die ihrer Natur nach geheim gehalten werden müssen — dann nur wäre dieß rathsam; da aber die Erfahrung ausweiset, daß General-Ausschüsse oder Committeen des ganzen Hauses stets irgend eine specielle Untersuchung zum Zweck hatten, wünschte ich, daß Dinge dieser Art als Rechnungen, Anschläge u. s. w. immer an besondere Ausschüsse verwiesen würden. Ihre Untersuchungen würden in diesem Falle genauer seyn, ihre Berichte dem Hause weniger Zeit wegnehmen ꝛc.) . . . . . .

„Manche von uns befürchteten, daß durch die vorgeschlagene Untersuchung die Geheimnisse unsrer Regierung an unsre Feinde verrathen werden möchten. Dies Argument m. H. beweißt zu viel, und folglich gar nichts. Wollen wir es gelten lassen, so mußte es uns bisher, und muß uns ewig von der Untersuchung irgend einer Angelegenheit abhalten, an der unsrer Regierung etwas liegen kann. Wir würden unsre Untersuchungen alsdann bloß auf Krämer-Societäten, auf Zoll und Accise-Bediente einschränken müssen; denn sobald wir uns herausnehmen wollten, Commissäre von großen Kompagnien in Untersuchung zu nehmen, so würde man sagen, die Regierung ist bei ihrem Geschäft interessirt; man darf ihre Geheimnisse nicht aufs Spiel setzen. Wer sieht diese Folge nicht ein, sobald wir jenes Argument aufnehmen? Außerdem aber ist es an sich selbst falsch, und der Erfahrung zuwider. Man hat bekanntlich schon manche Parlaments Untersuchung über das Betragen der Minister angestellt; und doch wüßt' ich nicht, daß irgend ein Staatsgeheimniß dadurch entdeckt worden wäre, oder daß unsre öffentliche Angelegenheiten, zu Hause, oder im Ausland dadurch irgend nothgelitten hätten. Es gibt Mittel und Wege, m. H., Papiere die sehr geheim gehalten werden müssen, nicht nur den Händen laurender Mäkler, sondern auch der Mehrheit

eines geheimen Ausschusses zu entziehen. Sollte uns der König benachrichtigen lassen, daß etliche der entsiegelten und uns vorgelegten Depeschen sehr geheim gehalten werden müßten, so würden wir sie einer Committee übergeben, mit der Anweisung, daß nur zwei oder drei von der Zahl sie einsehen, und nichts daraus referiren sollten, als was nach ihrer Ueberzeugung der ganzen Gesellschaft mit Sicherheit mitgetheilt werden könnte. Auf solche Art sollte wohl die Gefahr einer Entdeckung umgangen werden; und eben darum können wir eine solche Gefahr als keinen guten Grund gegen eine Parlaments-Untersuchung gelten lassen.

Die andere Einwendung, m. H. ist in der That noch auffallender, weil sie von einem Umstande hergenommen ist, der in vorigen Zeiten gerade als ein starker Grund für eine unmittelbare Untersuchung galt. Unsre Gegner sind so gütig zu gestehen, daß unsre innern und äußern Angelegenheiten dermalen in der größten Verwirrung sind; aber fahren sie fort, ihr solltet euch vorerst von diesem Uebelstande befreien, eh ihr euch mit der Untersuchung abgebt, auf was Art ihr darinn gerathen. Nach dieser Art zu schließen, m. H. hat ein Minister der sein Land geplündert und verrathen hat, und von dem Parlamente zur Rechenschaft gezogen zu werden fürchtet, nichts anderes zu thun, als selbiges in einen gefährlichen Krieg, oder irgend ein anderes Unglück zu verwickeln, um einer Untersuchung seines Betragens auszuweichen, denn wahrscheinlich wird ihm noch vor Beendigung dieses Kriegs der Tod durchhelfen. So darf ferner der verworfenste aller Diebe, nachdem er das Haus ausgeplündert, solches nur in Brand stecken, um in der Verwirrung zu entkommen. Es ist zum Erstaunen, ein solches Argument im Ernst in diesem Hause vortragen zu hören. Aber — fahren jene fort, wenn ihr euch an einem schwindelnden Abhang befindet, wollt' ihr erst lange stehen und untersuchen, wie ihr dahin gekommen, eh ihr auf den Rückzug bedacht seid? Nein,

m. H. hat mich aber ein Wegweiser dahin gebracht, so werd' ich mir ihn höchst wahrscheinlich zuerst vom Halse zu schaffen suchen, eh' ich an irgend etwas anderes denke; wenigstens werde ich mich sicher nicht von dem nemlichen Wegweiser wieder wegbringen lassen: und gerade dies m. H. ist der stärkste Grund für eine Untersuchung.

Seit zwanzig Jahren, darf man wohl sagen, standen wir unter der Leitung eines Menschen, eines einzigen Ministers. Und jetzt erwachen wir endlich an einem Todtdrohenden Absturz. Sollte nicht unser erster Gedanke seyn, zu untersuchen, ob uns seine Unwissenheit oder Bosheit dahin geführt habe; und wenn beide, — werden wir ihn nicht zuletzt wählen, uns wieder hinwegzubringen? Dies ist ein neuer und stärkerer Grund für diese Untersuchung als je einer vorgebracht wurde; denn lassen wir die Untersuchung liegen, so bleiben wir noch ferner unter seiner Leitung, und wenn er gleich von der Schazkammer entfernt wurde, so steht er doch noch immer am Hofe des Königs, den er wohl schwerlich verlassen wird, wenn wir nicht ins Mittel treten, oder ihm am andern Ende der Stadt zu einem Quartier verhelfen, wo er seinem Vaterlande weniger schaden kann. Unsre einheimische Noth m. H. rührt offenbar von unsrer schlechten Oekonomie, und von allzuvielen und zwecklosen Ausgaben her; unsre mißliche und gefährliche Lage gegen das Ausland offenbar — von der schlechten Führung des Spanischen Kriegs, von dem schlechten Zutrauen, was unsre ältern und natürlichen Bundsgenossen in unsre Rathschläge setzten. Dies ist so klar, daß ich es für unnöthig erachtet hätte, mich in dies Detail einzulassen, wenn nicht ein Ehrenmann der Gegenseite sich in eine Rechtfertigung der meisten bisher genommenen auswärtigen und einheimischen Maaßregeln unsrer Regierung eingelassen hätte u. s.

. . . . „Was die außerordentlichen Zuschüsse zu der Civilliste betrift, so ist der nemliche Umstand, welchen mein Geg-

ner zur Rechtfertigung derselben anführte, ein starker Grund zu ihrer Untersuchung. Hat die Liste eine Zeit her große Ausgaben gehabt, so laßt uns sehen, worinn sie bestanden, laßt uns untersuchen, ob sie nothwendig waren oder nicht? Wir sind hiezu um so mehr berechtigt, weil die Einkünfte der Civilliste des verstorbenen Königs wenigstens eben so groß waren, als die König Wilhelm, oder die Königin Anna bezogen, die doch beyde nie auf außerordentliche Zuschüsse antrugen, ja von denen die letztere jährlich 100,000 Pf. St. aus der Civilliste zur Unterhaltung des Kriegs hergab; und dennoch war die Gastfreundschaft im königlichen Pallast damals so groß, als sie es je seitdem gewesen. Außerdem läuft jetzt das allgemeine Gerücht, daß die Civilliste stark im Vorschuß stehe — wodurch eine Untersuchung um so unumgänglicher wird; denn es ist der Ehre und Würde unsrer Krone durchaus zuwider, von ihren Dienern und Handelsleuten Vorschüsse beziehen zu müssen; und diesem Hause liegt ob dahin zu sehen, daß die Einkünfte, so wir zu Handhabung der Ehre unsrer Krone aussetzten, nicht verschleudert, oder an Nichtigkeiten verschwendet werden. Wenn ehemalige Parlamente hierinn gefehlt haben, so verdienen sie Tadel, ob wir sie gleich nicht zur Strafe ziehen können. Uns gebührt, ihre Nachläßigkeit wieder gut zu machen; uns gebührt, die Urheber, wo wir sie finden, zu bestrafen."

. . . . „Man führt zur Entschuldigung der Minister an, sie hätten mit löblicher Vorsicht die Verwicklung ihres Vaterlandes in einen Krieg zu vermeiden gesucht. Diese Behutsamkeit, m. H. rührte keinesweges von einer Rücksicht auf das Vaterland her. Dieses wurde wirklich in einen Krieg verwickelt: Spanien führte Krieg gegen unsre Handlung, den es im ganzen Laufe der Unterhandlungen auf die unverschämteste Art fortsetzte. Gerade diese Behutsamkeit war es, und die Unvorsichtigkeit, womit wir sie den Spanischen Hof merken ließen, was uns am Ende durchaus zwang, unsrer Seits den Krieg anzufangen. Hätten die Minister

gleich anfangs auf eine bestimmte ausdrückliche Antwort gedrungen, so würde Spanien gewiß nicht auf die Anmaßung verfallen seyn, worauf es in der Folge bestand: durch lange Erfahrung aber, die wir die Spanier machen ließen, fanden sie die Früchte dieser Anmaßung so süß und schmackhaft, daß sie solche eines Straußes werth achteten: auch war der Schaden auf unsrer Seite schon so beträchtlich, daß es der Mühe werth schien, dafür zu fechten. Außerdem wußte der Spanische Hof wohl, daß uns unter unsrer dermaligen Administration nichts vermögen würde, den Krieg zuerst anzufangen; oder wenn er losbräche, daß er matt und wankelmüthig geführt werden würde. Und fanden wir nicht seitdem dieses Urtheil bestätigt? Nichts, m. H. forderte je mehr eine parlamentarische Untersuchung, als unser Betragen im Kriege. Was wir bis jetzt davon der Prüfung unterwarfen, das haben wir gerügt und verdammt. Ist dieß nicht Grunds genug, auch die übrigen Theile der Untersuchung zu unterwerfen, da Mißvergnügen und schlechter Erfolg uns so sehr dazu berechtigen? . . Unsre Admirale wünschen nichts mehr als eine solche Untersuchung, weil sie überzeugt sind, es werde sich alsdann zeigen, daß unsre Unthätigkeit und unser Unglück nicht von ihnen, sondern von denjenigen herrührten, die sie aussandten."

. . . . . .

„Ich erstaune, meinen Vorgänger sagen zu hören, daß wir durch den Schmachvertrag mit Spanien nichts verloren, ja wohl gar etwas gewonnen hätten. Verloren wir nicht die Freiheit unsrer Handlung und Schiffahrt, indem wir sie dem Gutdünken der Bevollmächtigten unterwarfen? Kann man der Freiheit einen Weg verzeichnen, ohne sie einzuschränken, und gewissermaßen zu zerstören? Gaben wir nicht Georgien, oder einen Theil davon auf, indem wir uns durch Bevollmächtigte daselbst neue Grenzen vorschreiben ließen? Thaten wir nicht auf den ganzen Ehrenersatz Verzicht, worauf wir mit so großem Recht bestehen konnten? ga-

ben wir nicht einen Schaden von fünf- oder sechsmal hundert tausend Pfund für die armselige Summe von 27,000 hin? . . . So daß wir mithin durch diesen verwünschten Vertrag überall nichts gewonnen, aber unendlich viel verloren haben; und daß, meiner Meinung nach, die Ehre unsers Volks nicht anders wieder hergestellt werden kann, als wenn die Rathgeber und Urheber desselben gerichtet und zur Strafe gezogen werden, welches ohne eine parlamentarische Untersuchung nicht bewerkstelliget werden kann."

„Durch diese und ähnliche elende, schwache und kleinmüthige Schritte sind wir jedem Hof von Europa zum Gelächter geworden, und haben das Vertrauen aller unsrer alten Bundsgenossen verloren. Durch sie haben wir Frankreich aufgemuntert, seine ehrgeizigen Entwürfe immer weiter auszudehnen, und endlich einmal einen Versuch zu ihrer Vollstreckung zu machen. — Durch schlechte Oekonomie und grobe Fehler in unsrer innern Haushaltung haben wir uns zu Hause so sehr geschwächt, daß wir fast gänzlich unfähig sind, einen Krieg auszuhalten. Durch Schwäche und Unredlichkeit in unsern auswärtigen Unterhandlungen brachten wir die Angelegenheiten Europens in eine solche Zerrüttung, daß uns die Vermeidung eines Kriegs unmöglich fallen wird; ja, durch diese Schritte sind wir allerdings auf den gefährlichen Absturz gebracht worden, an dem wir jetzt schwindeln: aber noch einmal — sollen wir von dem nemlichen Führer Rettung erwarten, der uns dahin gebracht hat? Unmöglich kann er dieß thun, unmöglich werden wir Sicherheit finden, wofern wir nicht unter unsern alten Bundsgenossen das Vertrauen wieder erhalten, das sie uns ehedem zu widmen gewohnt waren. Dies wird aber so lange nicht seyn können, als sie unsern Staatsrath durch den letzten Minister angestellt glauben — und dieß werden sie so lange, als er Zutritt zum Kabinet des Königs hat, und sein Betragen ununtersucht bleibt. Ich bestehe demnach, nicht sowohl um uns an der Vergangenheit zu rächen, als uns für die Zukunft zu sichern, aus allen Kräften auf dieser

Untersuchung. Sey seine Strafe auch noch so strenge, so wird sie doch nur ein geringes Sühnopfer für die Vergangenheit seyn; statt daß die Erlassung seiner Strafe noch manches Elend über Europa und unser Vaterland bringen wird. Gnade — möglichste Gnade mag immerhin unser Herz lenken, wenn wir das Urtheil über ihn sprechen: aber ausgesprochen muß es seyn, die Untersuchung muß ihren Lauf haben, wenn wir nicht unsre Freiheit, und die Freiheit Europens der Erhaltung Eines Verbrechers aufopfern wollen!"

Das Haus theilte sich. 242 stimmten für, 244 — gegen den Antrag. Man fand in dem Schicksal dieser Motion den Vorwurf gegen das neue Ministerium bestätigt, daß es sich für die Erhaltung des Beklagten zusammen verschworen hätte. Pulteney ward über diesen schiefen Ausgang äußerst aufgebracht. Und kaum waren Sandys und andere aufs neue erwählt; so brachte Lord Limerick am 23. März den nemlichen Antrag aufs neue in Gang — wobey er ihn jedoch auf die letzten zehn Jahre der Verwaltung einschränkte. Pitt sprach auch dießmal für die Motion, ob sie gleich auf die halbe Zeit herabgesetzt war. Er antwortete dem Mr. Georg Cooke von Harefield, welcher eben erst ins Parlament gekommen war:

VI.

. . . . „Wenn ein Mitglied des Hauses, oder dessen Verwandte mit einem Manne genaue Freundschaft geschlossen haben, der durch eine Untersuchung der Gefahr ausgesetzt wird; so ist nichts natürlicher als anzunehmen, daß die Einwendungen eines solchen Mitglieds gegen eine Untersuchung nicht das Wohl des Ganzen allein zum Grunde haben; und folgt er vollends dem Rath seiner Freunde, so ist noch weit mehr zu zweifeln, ob er je Gründe und eine schickliche Zeit zu einer solchen Untersuchung ausfindig machen werde. Da sich ferner eine parlamentarische Untersuchung eben so wohl auf bloßen Verdacht, als auf Thatsachen und offenbare Ver-

brechen gründen kann; so wird es wohl nie an Gründen und Vorwänden fehlen, jeden Verdacht als grundlos zu verwerfen; und dem Grundsatz zu Folge, daß eine parlamentarische Untersuchung nothwendig die Geheimnisse unsrer Regierung verrathen müsse, würden wir auf nun und immer auf dergleichen Verzicht thun müssen, weil sich schwerlich eine Zeit denken läßt, wo unsre Regierung nicht Geheimnisse verwahrte, die der Nation wichtig sind."

„Dieß, m. H. wäre der bequemste Katechismus für Minister, weil er allen Untersuchungen über ihre Amtsführung mit einmal ein Ende machen würde. Wenn ich daher eine gewisse Partey dieses Hauses so gewaltig darauf bestehen sehe; so muß ich derselben weitgreifende Hofnungen zutrauen. Ich muß bey ihr die Erwartung voraussetzen, daß sie und ihre Nachkommen stets die Ministerstellen behalten werden — welches denn freilich, wenn es sich denken ließe, die Sache noch mehr verschlimmern würde, als ihre seitherige Amtsführung. Die Erfahrung hat indessen diese Lehre schon so oft zu Schanden gemacht, daß ich mich wundere, wie man noch darauf bestehen könne. Ja, die gegenwärtige Sitzung selbst liefert uns einen überzeugenden Beweis, wie grundlos die Behauptung sey, daß eine Parlamentsuntersuchung die Geheimnisse der Regierung verrathe."

„In einem Kriege mit Spanien, den wir meist zur See führen müssen, können wir unmöglich umhin, den Lords der Admiralität die wichtigsten Staatsgeheimnisse anzuvertrauen; und doch haben wir in gegenwärtiger Sitzung, ohne irgend einen geheimen Ausschuß, das Verhalten unsrer Emissäre bey der Admiralität in Untersuchung genommen. Ja wir erlaubten uns diese Untersuchung nicht nur, sondern entdeckten auch dabey so viele Gebrechen, daß die Commission dadurch ihr Ende fand. Sind durch diesen Act Geheimnisse unsrer Regierung verrathen worden? Im Gegentheil fand die Committee keinen Grund, einem Geheimniß zu nahe zu

treten. Keiner der Commissäre suchte sich durch Papiere zu rechtfertigen, die man nicht hätte bekannt machen dürfen."

. . . . . „Ich weiß wohl, daß der Lord, dessen Betragen hier untersucht werden soll, ein Mitglied des geh. Königlichen Staatsraths war, und daß er folglich an den auswärtigen und einheimischen Maaßregeln, die wir seitdem befolgten, wenigstens Theil genommen haben muß, aber ich kann darum nicht einräumen, daß eine Untersuchung über ihn irgend ein Geheimniß ans Licht bringen sollte, was der Nation gefährlich werden könnte — weil wir ja nicht die Maaßregeln selbst, ihre Güte und Weisheit untersuchen wollen; weil wir nicht berufen sind, die dahin sich beziehenden Geheimnisse der Regierung einzusehen. Dies alles gehört keineswegs zu seiner Untersuchung. Aber man treibt sich mit mancherlei Muthmaßungen in Rücksicht seines Betragens als Geheimer Rath herum, deren Erörterung für die Nation von der äußersten Wichtigkeit seyn muß. Man behauptet wol aufs bestimmteste, daß er nicht nur den geh. Rath, sondern den Beweger, und einzigen Lenker des Königl. geh. Kabinets machte. Man behauptet, daß er dem Spanischen Hofe den ersten Wink zu der ungerechten Anforderung an unsre Südsee-Gesellschaft gegeben, welches eine der Hauptveranlassungen zum Kriege zwischen beiden Nationen wurde. Man behauptet ferner, eben dieser Minister habe dem französischen Kabinet an die Hand gegeben, wie es sich bei mancherlei Gelegenheiten zu benehmen hätte, um unsern Hof in seine Netze zu verstricken; besonders habe er demselben gerathen, verwichnen Sommer ein zahlreiches Heer nach Westphalen zu schicken. Wie viel an diesen Behauptungen wahr sey, will ich hier nicht entscheiden. Diese Dinge sind so beschaffen, und müssen so vorsichtig und geheimnißvoll betrieben worden seyn, daß man sie schwerlich durch eine parlamentarische Untersuchung ans Licht bringen würde: der bloße Verdacht aber ist schon Grunds genug, eine solche Untersuchung mit möglichster Strenge zu veranstalten, —

wodurch

wodurch ich veranlaßt werde, die Motive näher zu beleuchten, die uns jetzt zu einer Untersuchung auffordern.

„Und hier m. H. kann ich meine Verwunderung nicht bergen wenn ich sehe, wie wenig sogenannte Volksdarsteller auf die Gesinnungen und Meinungen der Nation Rücksicht nehmen. Daß Klagen und Verdacht unter dem Volke, und zwar unter der Mehrheit des edlern Theils herrschen, ist ein Umstand, der sich freilich schwer gegen einen beweisen läßt, der ihn läugnet. . . Dergleichen Dinge lassen sich unmöglich anderst beweisen, als durch die Meinung derer, so die besten Richter seyn können: und zuverläßig ist hier ein Landedelmann, der seine meiste Zeit unter dem Volke zubringt, der keine Hofgunst auszutheilen hat, vor dem mithin seine Leute ihre Gesinnungen nicht verbergen werden — ein besserer Richter, als einer der selten über das Hofgehege hinauskömmt, der mit niemand umgeht als mit solchen, welche Aemter und Ehrenstellen von seiner Gunst erwarten. Wenn wir daher diese Sache nach der einzigen Sicherheit die wir haben können, d. i. nach der Meinung derer beurtheilen wollen, welche am besten richten können, so werden wir sehen, daß die Klagen und Beschwerden des Volks über die neuste Führung unsrer Staatsangelegenheiten nie größer und allgemeiner waren als jetzt: und dies werde ich stets als einen hinreichenden Grund zu einer Parlamentsuntersuchung betrachten.

Meine Meinung über die vorige Administration mag beschaffen seyn wie sie will; so werde ich dennoch weder so eitel, noch meiner Meinung so abergläubisch zugethan seyn, um ohne Untersuchung gegen die Mehrheit meiner Landsleute zu entscheiden. Finde ich die Volksstimme gegen die Verwaltung, so mag meine Privatmeinung darüber noch so günstig seyn, ich werde doch auf einer Untersuchung bestehen, um entweder das Volk von seinem Irrthume zu überführen, oder mir selbst die überzeugendsten Beweise für meine angenommene Meinung zu

verschaffen. Das Verlangen, andere zu unsrer Meinung zu bekehren, ist dem Menschen so natürlich, daß mir die Redlichkeit derjenigen stets verdächtig seyn wird, welche in Sachen der Politik oder Religion gegen eine freie Untersuchung stimmen. Wenn überdies die Klagen des Volks gegen eine Administration, oder einen einzelnen Minister so allgemein sind wie jetzt; so ist die Untersuchung eine Pflicht, die wir dem Regenten nicht weniger, als dem Volke schuldig sind. Dort sollen wir dem Monarchen die Gesinnungen seiner Unterthanen offenbaren; hier die Beschwerden des Volks abhören, und berichtigen. Erfüllen wir diese doppelte Pflicht, so werden wir den Thron unsers Regenten auf die Herzen seines Volkes gründen, werden die Nation vor Aufstand und Rebellion mittelst Aufwieglung und falschen Verdachts bewahren. Wenn das Volk klagt, so thut es entweder recht daran, oder nicht. Thut es recht, so ist es unsre unumgängliche Pflicht, das Betragen der Minister zu untersuchen, und diejenigen zur Strafe zu ziehen, die die meiste Schuld auf sich laden. Hat das Volk unrecht, so untersuchen wir darum, um es zu überzeugen, daß man es irregeleitet habe. Nie sollen wir uns daher, wo von einer Untersuchung die Rede ist, von unsrer eignen Meinung leiten lassen. Die Gesinnungen unsrer Konstituenten müssen uns lenken, wenn wir anderst unsre Pflicht als ächte Repräsentanten des Volks, oder als treue Abgeordnete an den Regenten erfüllen wollen.

Ich gestehe meinem Vorgänger ein, daß wir, wo die öffentlichen Maaßregeln schlecht genommen sind, das Recht haben, sie in Untersuchung zu nehmen, wenn gleich das Volk noch keine Klage darüber führt; darinn aber kann ich ihm nicht beifallen, daß wir, wo die Administration oder der Minister allgemein von der Volksstimme angeklagt wird, nicht berechtigt seyn sollten, sein Verhalten zu untersuchen, wenn wir nicht selbst von der Zweckwidrigkeit seiner Schritte überzeugt sind. Ohne Untersuchung

können wir diese Frage eben so wenig bestimmen, als ein Richter einen Verbrecher ohne vorgängiges Verhör oder Untersuchung freisprechen kann. Ein allgemeines Gerücht ist hinreichend zu einer Untersuchung nach dem gemeinen Recht; aus eben dem Grunde muß die allgemeine Stimme der Englischen Nation gleichfalls als ein hinreichender Grund zu einer Parlaments-Untersuchung betrachtet werden.

Aber — wendet man ein, weshalb klagt man diesen Minister an? Was für ein Verbrechen wird ihm zur Last gelegt? Denn wofern ihm nicht irgend ein Unglück, irgend ein Frevel aufgebürdet werden kann; so findet auch keine Untersuchung statt. . . Die üble Lage unsrer einheimischen und auswärtigen Angelegenheiten; unser Jammerstand, das Elend, zu dem wir uns herabgebracht sehen — ist in sich selbst schon ein hinreichender Grund zu einer Untersuchung, gesetzt, wir hätten ihn auch keines besondern Verbrechens oder Fehltritts zu beschuldigen. Die Nation liegt als ein blutendes, vielleicht als sterbendes Schlachtopfer da. Das Gleichgewicht der Macht hat einen tödlichen Streich erhalten. Sollen wir dies vor uns sehen, ohne zu untersuchen, ob uns Unglücksfälle, oder das schlechte Benehmen, vielleicht gar absichtliche Bosheit unsers Ministers dahin gebracht haben? Vor dem Utrechter Frieden war man allgemein der Meinung, daß in wenigen Friedensjahren unsre meisten Schulden abbezahlt werden könnten. Fast dreißig Jahre genießen wir jetzt eines tiefen Friedens — wenigstens waren wir in keinen Krieg verwickelt, außer soweit wir unnöthigerweise selbst daran Theil nahmen; und doch sind unsre Schulden noch immer fast eben so groß als sie es bei Abschließung jenes Friedens waren. Ist dies kein Unglück, und sollen wir nicht untersuchen, wie und woher es kam?

„Ich bin erstaunt zu hören, daß keine Untersuchung erkannt werden könne, wo sich nicht irgend ein würkliches Staats-

verbrechen erweisen lasse. Der Verdacht eines begangenen Verbrechens wurde bisher immer als hinreichender Grund zu einer Untersuchung angesehen. Und ist hier nicht Verdacht genug vorhanden, daß die öffentlichen Gelder verschwendet worden, um einen strafbaren Einfluß bei Wahlen zu gewinnen? Ist der Ausdruck nicht beinahe zum Sprichwort geworden. „Man hat die Schleussen der Schatzkammer zu einer Generals Wahl geöffnet?“ Ich wünschte nichts so sehr, als daß jeder, der da weiß, daß dieses Mittel für oder gegen ihn angewandt worden, die gegenwärtige Motion unterstützen möchte. Oder will etwa jemand läugnen, daß dies ein Verbrechen sey, da sogar durch ein ausdrückliches Gesetz auf Privatbestechung eine so hohe Strafe gesetzt ist? Ein Minister der diesen Frevel begeht, der öffentliche Gelder zu dieser Absicht mißbraucht, fügt Diebstahl und Treulosigkeit noch zu dem Laster der Bestechung; und da ein solches Verbrechen bei ihm ungleich gefährlichere Folgen haben muß, als wenn es ein Privatmann begeht; so wird dadurch eine parlamentarische Untersuchung, und strenge Bestrafung desto unerläßlicher. . . . . So lange dieser Minister die Gunst der Krone und damit die Ausübung seiner Gewalt behält, so lange können wir keine Aufklärung über seine Vergehungen erwarten: die Bosheit selbst wird keinen Ankläger wecken, weil sie, wie jede andere machtlose Klage, auf den Angeber zurückprallen würde.

. . . „Wenn es sich ein Minister zum festen Gesetz macht, keinem eine Ehrenstelle, eine Pension oder sonst eine Beförderung angedeihen zu lassen, als solchen, die für seine Maaßregeln und seine Günstlinge stimmen; wenn er zur Probe einige aus dem Dienst bringt, die anderer Meinung sind: ist es nicht eben soviel, als wenn er dies öffentlich erklärte? und kann ein Ehrenmann auftreten und behaupten, daß dies nicht der Fall bei dem Minister sey, dessen Aufführung untersucht werden soll? Hat er

nicht im Angesicht dieses Hauses erklärt, daß er diesen Unfug fortzutreiben gedenke? Und ist dies nicht eben so viel, als hätte er jedes einzelne Mitglied besonders angegangen, und zu selbigem gesagt: „Herr, wenn ihr dieser oder jener Maaßregel, diesem oder jenem Kandidaten eure Stimme gebt, so sollt ihr die erste Stelle weghaben, die der Hof zu vergeben hat; stimmt ihr anderst: so macht euch gefaßt, auch das zu verlieren, was ihr schon habt."

„Man läugne die Sonne am hohen Mittag vom Himmel hinweg; wer aber Augen hat, und sie nicht absichtlich verschließt, der wird meine Behauptungen nicht verkennen. Ich lobe daher den Mann, der es unternahm, die Schritte des Ministers zu rechtfertigen — wenigstens war es redlicher gethan, als sie ganz zu läugnen: da aber seine Beweisgründe bereits hinlänglich widerlegt sind, so füge ich nichts mehr über diesen Gegenstand hinzu."

„Aber was! rufen einige aus, willst du der Krone die Macht nehmen, die Offiziere unsrer Armee hervorzuziehen oder zu kassiren? Nein, m. H., dieß ist weder die Absicht, noch wird es die Wirkung der vorliegenden Motion seyn. Der König hat gegenwärtig volle Gewalt in Händen, unsre Offiziere zu befördern oder zu kassiren. Dieß ist ein Vorrecht das wir ihm einräumten, um es zum Wohl und zur Sicherheit des Staats zu gebrauchen. Es kann aber gleich andern Vorrechten mißbraucht werden; und geschieht dieß, so ist der Minister dem Parlament dafür verantwortlich. Wird ein Offizier darum hervorgezogen, oder kassirt, weil er für, oder gegen einen Hofantrag gestimmt hat; so ist ein übler Gebrauch von jenem Vorrecht gemacht, und der Minister muß zur Verantwortung gezogen werden. Wir urtheilen nach gegebenen Umständen, und nach dem äußern Schein. Nach diesen müssen wir ihn verdammen; und hoffentlich wird uns noch Macht genug übrig seyn, einen Menschen zur Strafe zu ziehen, der sich untersteht, dem König aus derley Beweggründen zu Beförderungen oder Kassationen zu rathen. Ob dieses Vorrecht so wie es ist, ohne

Einschränkung bleiben könne? — ist eine Frage, die nicht in diese Debatte gehört; nur muß ich dabey bemerken, daß der Grund, den man dafür anführt, mit gleichem Recht dahin ausgedehnt werden könnte, unserm Könige unumschränkte Macht über unser aller Vermögen zu ertheilen; denn ein großes Vermögen wird seinem Besitzer immer eine beträchtliche Anzahl von Menschen unterwerfen, die er nach Belieben bewaffnen und disciplinirn kann. Wenigstens kenne ich kein Gesetz, wodurch ihm dieß verboten würde, hoffe auch nicht, daß man dergleichen auf die Bahn bringen werde, und wünsche sehr, daß unsre größern Güterbesitzer mehr Gebrauch wie bisher von diesem schlummernden Rechte machen möchten, weil wir dadurch sowohl unsre einheimischen als auswärtigen Feinde mehr in Ehrfurcht halten würden. Ich meines Theils glaube, daß einer der seinen Posten durch Kriegsdienste erworben, oder mit Geld an sich gekauft hat, eben so gut ein Eigenthumsrecht darauf behaupten könne als ein anderer auf seine Besitzungen, und daß er nicht weniger durch die Gesetze des Landes darinn geschützt werden müsse. So lange er aber dem Machtgebot der Krone unterworfen ist, so bleibt er ein Sklave des Ministers, wenn er sonst nicht aus eignen Mitteln zehren kann: und wenn die Offiziere unsrer Armee noch lange in dem gegenwärtigen Stande der Sklaverey beharren, so fürchte ich, daß sie zuletzt uns andern alle zu Sklaven machen werden."

„Der einzige gesetzliche Weg, dieser leidigen Folge zuvorzukommen, ist der, daß wir guten und standhaften Gebrauch von dem Rechte machen, was uns als Gliedern dieses Hauses zukömmt: jeden Minister zur Untersuchung zu ziehen, der sich erfrecht, dem Könige zu einem Mißbrauch seines Vorrechts zu rathen; und da gegen den erwähnten Minister ein starker Verdacht eines solchen Rechts obwaltet, so müssen wir ihm unstreitig näher auf den Leib gehen, theils um ihn zu bestrafen, wenn wir ihn schuldig befinden, theils zum Schrecken aller künftigen Minister."

„Dieß, m. H. ist unter den übrigen wichtigen Gründen zu einer Untersuchung sicher nicht der letzte. Ein anderer ist der: daß die Civilliste allem Anschein nach in beträchtliche Schulden verwickelt seyn muß: ist dieß, so muß das Geld entweder schlecht angewandt, oder gar verschwendet worden seyn — was wir beydes unsrer Pflicht gemäß zu bestrafen und abzuwenden trachten müssen. Es verträgt sich schlechterdings nicht mit der Ehre der Nation, einen König an der Spitze zu haben, der seinen Dienern und Handelsleuten schuldig ist, die vielleicht durch einen Aufschub der Zahlung ins Verderben gestürzt werden. Das Parlament hat hinlänglich dafür gesorgt, die Nation vor dieser Schande zu bewahren; und wenn auch das was wir aussetzten, zehnmal verpraßt und vergeudet worden, so müssen wir die Lücke wieder ausfüllen, — müssen es thun, der König mag sich deshalb an uns wenden oder nicht: die Ursache ist ganz einfach, weil wir sonst über die Anwendung dieser Gelder Rechenschaft fordern, und die so den Abgang veranlaßten, zur Strafe ziehen könnten. Sicherlich werden die Minister eher die Gläubiger der Krone, ja die Ehre der Nation Noth leiden lassen, als dem Könige zu einem Antrag an uns rathen — wodurch nur ihr Betragen zur Sprache, und sie selbst zur verdienten Züchtigung kommen würden.“

„Außerdem aber, m. H., gibt es einen noch ungleich dringendern Grund zu einer Untersuchung. Da nemlich großer Verdacht vorhanden ist, daß die öffentlichen Gelder zu Bestechungen bey Wahlen und im Parlament angewandt worden; so darf man bey den notorischen Schulden der Civilliste annehmen, daß ein Theil derselben, unter dem Vorwande geheimer Staatsausgaben, zu eben dieser niederträchtigen Absicht vergeudet worden.“

„Ich schließe mit einigen Bemerkungen über das letzte Argument, was man gegen den Antrag vorbrachte. Der Minister, sagt man, hat stets seine jährlichen Abrechnungen eingereicht; diese Rechnungen wurden alljährlich vom Parlamente genehmigt: es

wäre mithin ungerecht, ihm nun noch eine allgemeine Rechnung abzufordern, weil manche Bürgschaft verloren, manche fliegende Ausgabe seinem Gedächtniß entwischt seyn könnte. Wahr ist es, m. H., man hat uns jedes Jahr dergleichen Rechnungen vorgelegt. Die Form des Rechtsgangs machte dieß nothwendig. Aber haben wir sie jemals eigentlich untersucht? Wurden nicht alle Anträge dieser Art von den Anhängern des Ministers im Parlament zurückgewiesen? Haben wir sie nicht stets auf Treue und Glauben angenommen, und sie ohne alle Untersuchung passiren lassen? Kann eine solche oberflächliche Behandlung — um mich keines schlimmern Ausdrucks zu bedienen — als ein Grund gegen eine neue und allgemeine Rechenschaft angezogen werden? Wenn der Verwalter eines Mündelvermögens, statt einer 20jährigen Abrechnung, den Vormündern jährlich summarische Rechnung eingibt, und wenn die Vormünder entweder aus Nachläßigkeit, oder für einen Antheil am Raube, seine jährliche Rechnungen ohne Prüfung, wenigstens ohne Einwendung passiren lassen; könnte man dtum den Mündel ungerecht nennen, wenn er seinem Verwalter eine Totalrechnung abforderte, nachdem er mündig geworden? — besonders wenn dieser sich mit Bauen und kostspieligen Anlagen befaßt, während seiner ganzen Amtsführung auf einen sein Einkommen weit übersteigenden Fuß gelebt, und sich dabey doch noch große Reichthümer erworben hätte?"

„Das Volk, m. H., bleibt ewig in einem Stande von Kindheit; daher kann keine Verjährung, keine Befreiung von Rechenschaft gegen selbiges statt haben, wenn der mindeste Verdacht vorhanden ist, daß man sie heimlich erschlichen habe. Oeffentliche Gewährschaften werden sich nie aus dem Gedächtniß verlieren, wenn keine öffentliche Ausgabe ohne eine dergleichen Gewährleistung vorgenommen werden darf. Daher ist der Fall auf das ganze Publikum angewandt noch ungleich dringender als bey einem einzelnen Kinde. Der Ehrenmann also, der diese Einwendung in Gang

brachte, sieht hieraus, wie wenig Gewicht sie im vorliegenden Fall habe: ich hoffe sofort, daß er mit uns die Motion unterstützen werde."

Der Antrag ward angenommen, und ein Ausschuß deshalb niedergesetzt. Leider aber verlor er durch einen Parlamentskniff die beabsichtete Wirkung. Verschiedene Personen nemlich, welche vor dem Ausschuß verhört werden sollten, weigerten sich zu antworten, indem sie anführten, daß sie sich durch ihre Antworten wohl gar selber anklagen möchten. Diese Einwendung ward vor das Haus gebracht, und veranlaßte eine Bill: „daß alle und jede wegen der Entdeckungen, so sie der Committee zu machen hätten, entschädigt werden sollten." Diese Bill fand im Hause der Lords heftigen Widerstand, und fiel durch. Verschiedene von der Ministerialpartey im Unterhause stellten sich zwar sehr ungehalten hierüber: indessen blieb die Sache hangen, und Graf Orfard behauptete den Rest seines Lebens ungestört seinen Posten.

V.

Die Weinflasche und die Schlossen. *)

Zwey Idyllen.

Die Weinflasche.

Le plaisir d'un repas n'est senti qu'au village.
Nous ne nous doutons pas des charmes d'un festin,
Qu'ont seuls assaisonnés le travail et la faim.

St. Lambert.

Möris. Siehst du die Flasche hier, Vater Alkon? Wie voll und schön! Sieh einmal! Lieblich durchstrahlt sie der Mond. Lacht dich der blinkende Wein nicht an? Hervor, aus der dumpfigen Hütte! Laß uns trinkend einen fröhlichen Abend feyern!

Alkon. Wunderlich, Möris! Du junger, verdächtiger Raubvogel! Wie kommen du und der Wein zusammen? Bey allen Mächten des Himmels! Mir soll kein Tröpfchen deines Weins die Zunge befeuchten, wofern du ihn nicht mit rechten Dingen gewonnen hast.

Möris. Schönen Dank für so viel Zutrauen! du Seele voll Argwohn! Du hegest eine allerliebste Meynung von mei-

*) Von dem Verfasser dieser beiden Idyllen, hat das Publikum 3 Bändchen unter dem Titel: F. H. Bronners Schriften, im Verlage von Orell, Geßner, Füßli und Comp. in Zürch, nächstens zu erwarten.

ner Redlichkeit! Beynahe sollt' ich allein trinken! Doch — höre mich. Ich ruhte am Ufer des Sees von der Arbeit aus, und verzehrte meinen Hecht zum Mittagmahl. Mein Kahn stand im Schilfe. Da kam ein wohlgewachsener Jüngling zu mir, den vollen Köcher auf dem Rücken, und den eibenen Bogen in der Hand. Ein Sklave folgte ihm mit Brod und mit zwey Flaschen in einem Körbchen. „Fischer!" sagte er freundlich, „führe mich auf die große Felseninsel hinüber; ich sehe „drüben so viele Wasservögel fliegen. Horch, wie sie schreyen!" Da nahm ich ihn und den Sklaven in den Kahn, und setzte sie auf der Insel ans Land. Er schoß wilde Enten und Fischervögel, und weißbläßige Taucher. Eine Ente flog schreyend mit dem Pfeil im Leibe davon, und fiel, fern von der Insel ins Wasser. Da ruderte ich hin, und brachte ihm den schlagenden Vogel. Sein Sklave holte schwimmend heraus, was näher bey der Insel in die Fluthen stürzte. Abends führte ich beyde wieder ans Ufer hinüber. Da drückte mir der Jüngling, lächelnd, dieß Goldstück in die Hand, und reichte mir diese volle Flasche. Nun, alter Vater, wie stehts mit deinen Bedenklichkeiten? Glaubst du jetzt meiner Erzählung? Oder hast du noch immer Lust, dein graues Haupt mißtrauisch zu schütteln?

Alkon. Laß das gut seyn, junger Muthwille! Mich wunderte nur, wie diese Flasche dir zu Theil ward; und du weißt ja, vor Entwendeten ekelt mir mehr als vor modernden Krebsen. Es ist kein Segen dabey. Aber was man verdient, das schmecket gut. Warte doch! Noch steht eine schöne halbe Forelle in unserm kleinen Felsenkeller: ich briet sie heute über Kohlenfeuer, in frisches Reblaub gewickelt. Auch schmackhaftes Brod ist da! Laß uns fröhlich seyn, lieber Junge!

Möris. Herab von der Wand, bestäubte Muscheln! heute wird euch ein köstliches Getränke benetzen.

Alkon. Weich ist der Sitz hier auf dem trocknen Riedgras, und sanft beleuchten unsre Mahlzeit der volle Mond und die Sterne, und die Nachtigall flötet dazu im nahen Gebüsche.

Möris. Halte deine Muschel unter, alter Vater! Aber zittere nicht so! Hörst du, wie der Wein gluckend der Flasche enthüpft? O ein lieblicher Ton für mein Ohr!

Alkon. Noch lieblicher ist der feurige Trank im Munde. Wie süß! Wie schmeichelt er meiner gereizten Zunge und erquickt den lüsternen Gaumen!

Möris. Lange lebe der freundliche Jüngling, der den süßen Wein mir gab. Segen thaue auf ihn herab, wie ein sanfter Frühlingsregen auf das lechzende Land!

Alkon. Und Lob sey der gütigen Gottheit, die so köstlichen Traubensaft zur Labung des Entkräfteten reifen läßt. Wie riecht er so geistig, so erfrischend ins Gehirn hinauf! Freund! gieß mir noch einmal die Muschel voll!

Möris. Wohlan, trinke dich jung, Vater Alkon! Stärkte uns täglich ein so herrliches Naß, ich wette, jeder von uns sähe die Gegend, wenigstens hundertmal, das grüne Kleid mit dem weißen vertauschen. O wie schmeckt es so würzhaft! Wie rinnt es es so lieblich hinab! Selig sind die Reichen, denen immer ein so göttlicher Trank aus vollen Fässern quillt!

Alkon. Beneide sie nicht, guter Möris! Wir sind so glücklich als sie. Wie Wasser, kaum geachtet, durch unsre Kehlen hinabfließt, so fließt der Wein durch die ihrigen: sie fühlen sein Angenehmes nicht; denn steter Gebrauch hat ihre Sinnen abgestumpft; und manchmal, wenn sie zu sehr im fro-

hen Genusse schwelgen, wird ihnen wilder Taumel und schmerzliches Nachwehe zu Theil. Aber wir, auf dem Riedgrase hier, wir empfinden ganz das Süße dieses balsamischen Nektars, für uns würzt ihn die Seltenheit mit zehenfacher Anmuth. Tränken wir ihn öfters, gewiß, wir würden ihn weniger schätzen! Dank dir, gütige Gottheit! daß du den seltenen Genuß deiner süßen Gaben, die wir Armen meistens entbehren, uns durch vielfach erhöhte Lust vergütest. Immer will ich zufrieden leben, gütige Geberinn! Immer will ich deine weiseste Vorsicht preisen, die für jedes Geschöpf so mütterlich sorgt! Arm bin ich zwar, und alt; und so gut, wie heute, wird es mir selten mehr werden. Aber Dank dir, gütige Gottheit! Freuden, die du nicht oft mir giebst, die schenkest du auf einmal desto süßer mir ein.

Die Schlossen.

Alterius sic alter eget. . . . . .
Officiis quantum poterit bonus adjuvet omnes.

Vanier.

Idas. Horch, der Donner murret nur noch in weiter Ferne: das Rauschen des Regens verstummet. Riech hinaus in die Luft, wie lieblich es düftet! Balsamischer Pflanzengeruch erfrischt jede welkende Lebenskraft. O wie labend und kühl! Und siehst du den Bogen am Himmel mit blendendhellen Farbenstrei-

ſen? Wohlan, ich eile zur Arbeit, und danke dir, fleißiger Mann, für das ſchützende Obdach im Gartenhauſe. Wären die Wolken nicht ſo grau und ſchwarz durcheinander gelaufen, wie Wirbel in trüben Gewäſſern, du hätteſt mich Waſſermann nicht zu Gaſte bekommen: Näſſe fürchte ich nicht, leicht wiſch' ich die Tropfen vom Angeſicht; aber Schloſſen zerdreſchen den Kopf, und blaue Mahle — wer wiſcht ſie mir ab?

Neulich ſaß ich badend in einem ſeichten Arme des Fluſſes. Hinter mir zogen ſich hohe Gebüſche hin. In ſchwüler Hitze kochten die Dünſte, und bebten über dem Wieſengrund in durchſichtigen Wellen. Da tönte ein fernes Donnern in mein Ohr. Aber ich ſah nur leichte Wolken ſchweben; einzeln zogen ſie hinter den Weiden empor: und nie ſollten einzelne Wolken, und fernes Donnern mich ſchrecken? Von beyden beſorgte ich ſo wenig, als ein Flug Staaren vom Wandeln und Brüllen der Rinder *). Es wird ſchon zur Seite hinüberziehen, dachte ich, und wollte noch länger meine heißen Glieder in erquickende Kühlung tauchen. Auch das Brauſen des Windes, rückwärts im hohen Gebüſche, ſtörte mich nicht. Endlich fielen große klatſchende Tropfen auf meinen Scheitel, und rings um mich ins Waſſer, daß es, Blaſen werfend, aufhüpfte. Lachend fühlte ich das mannichfaltige Spiel der ſchaurigen Tropfenſchläge auf der zuckenden Haut. Aber plötzlich rauſchten harte Schloſſen herab, und begrüßten mit ſchmerzenden Würfen mein Haupt und den brennenden Rücken. Bruder, da war ich des Lachens ſatt! Ein hübſcher Schildkröten-Panzer über den ganzen Leib her, glaubſt du's, der hätte mich nicht übel ge-

*) Wer weiß nicht, daß die Staaren ſich immer in großen Schaaren bey weidenden Heerden aufhalten, weil ſie dort Fliegen in Menge haſchen können?

kleidet. Gebückt eilte ich ans Ufer, und kroch, wie die Hasen, unter schützende Stauden, bis der Sturm vorübersauste. Am Fuße steiler Felsen liegen, von denen kletternde Ziegen hüpfende Schiefer herabrollen; mich unter Wasserfällen baden, die schlammig und Kiesel wälzend von der Höhe stürzen; am Ziele sitzen, wohin geübte Schleuderer werfen; und bey Hagelwettern im Freyen bleiben; fürwahr, das sind Uebungen, die mir seitdem gleichgroße Ergötzung versprechen.

Aber hörst du auch, traurige Seele? Gewinnt dir denn meine fröhlichste Laune gar kein Lächeln ab? Erheitere doch deine finstere Stirne: das sind ja Runzeln, wie Wagengeleise! Und deine Augenbraunen hängen immer nieder, gleich Sturmwolken. Welcher Mißmuth spuket dir im Herzen, der dem aufstrebenden Frohsinn stets wieder die Schwingen benetzt? Sprich doch endlich, oder muß ich die Worte dir abkaufen?

Der Arbeiter. O glücklicher Jüngling mit der heitern Seele! Nicht jedem rinnt, wie dir, so federleichtes Blut in den Adern: und traurig ist, mein Loos; mich quält ein strenger Gebieter. Sieh diese Gartenbeete! Alle soll ich heute noch umgraben, oder mich treffen bittere Vorwürfe, und der Arbeitslohn wird mir verweigert. Ach und doch bedarf ich dessen dringender, als dürstende Gärten des Regens: denn Weib und Kinder seufzen schon lange nach Labung. Da zog nun, gerade zur Unzeit, ein Gewitter heran, und scheuchte mich weg von der Arbeit; und die Sonne sendet bereits schiefe Strahlen aus Westen: unmöglich kann ich mein bestimmtes Tagewerk vollenden. Nun sprich, wie soll ich fröhlich seyn?

Idas. Ich sehe wohl, Freund! wer einem bösen Herrn dient, wandelt immer wie unter Hagelwolken: er ist keinen Augenblick sicher, ob der Sturm nicht über ihn losbraust. Aber

über dich soll er heute nicht losbrausen! Dort lehnt noch ein Spaten im Winkel; ich helfe dir graben: vier Hände wühlen doch mehr um, als zwey. Komm, wir vollenden dein Tagwerk.

Der Arbeiter. Du lieber freundlicher Jüngling! Deine Güte wälzt mir eine Last von der Brust. Gern will ich dir auch helfen beym Dämmen am Bache, oder am Ufer, wenn du Fischzäune *) flichst. O sage nur: wie soll ich dir danken?

Idas. Du sollst — nun, was meynst du, daß ich fordern werde? — Du sollst — merke wohl auf! — heute fröhlich seyn, und bedenken, daß du bereits meinen Dank verdient hast. Da es stürmte, gönntest du mir im Gartenhause ein sicheres Obdach. Diese Gefälligkeit fordert Erwiederung. Wohlan denn, wir graben! Wer nicht dienstfertig ist, wie die fleißigen Bienen, die stets einander bey der Arbeit helfen, der mag sich denn auch, verlassen und einsam, mit seinen Bedürfnissen plagen, wie die feindselige Spinne im Winkel mit den größten, sich unbändig wehrenden Fliegen.

*) Fischzäune werden so geflochten, daß sie, schiefstehend, in einem oder in mehrern Winkeln die ganze Breite eines Flusses beschließen. Die Spitze jedes Winkels sieht den Strom hinauf, und hat eine enge Oeffnung, vor welcher obenher Reusen oder Gaensäcke, oder künstliche Fallen angebracht werden, um darinn die Fische zu fangen, welche Stromaufwärts streichen, und indem sie der Leitung der Zäune folgen, zur Oeffnung der Maschine geführt werden.

F. H. Bronner.

Deutsche Monatsschrift.

1794. April.

I.

Hoffnung und Erfüllung.

An der verwittweten

Frau Herzogin von Braunschweig

Königl. Hoheit.

Am 9. Oktober 1793. *)

Noch weilt, Gebirgen gleich, die nächtlich dunkle Wolke,
Mit drohender Gefahr gefüllt,
Die Seinem harrenden, Ihm zärtlichst treuen Volke
Des besten Fürsten Blick verhüllt.
Zwar theilte jünast ein Blitz, von Seinem Glanz entglommen,
Die dichten Nebel um uns her:

*) Geburtstag des Herzogs von Braunschweig.

Doch, ach! noch harrt umsonst die Sehnsucht Seines frommen,
Beglückten Volkes Seiner Wiederkehr.
Zwar schwebt das Morgenroth des Tags, der Ihn uns schenkte,
Auch heut empor im heitern, milden Licht:
Doch vom Zenith des hell besäumten Himmels senkte
Sich jenes Wetterdunkel nicht!

O! Du, die Ihn gebar, Du, der wir Ihn verdanken,
Den Volksbeglücker! laß dein Leben, dein Vertraun,
Uns ferner Stärkung seyn, Ermuntrung, nicht zu wanken,
Und hoffnungsvoll emporzuschaun.
Nicht immer wird der Nacht Gebirge weilen;
Zu mächtig strahlt des Helden Glanz!
Bald sehn wir ihn das Dunkel rings zertheilen,
Und freun uns Sein und Seiner Nähe ganz.
Und feyern dieses Fest dann oft, vom Wonnebeben
Noch feuriger durchglüht, noch inniger entzückt,
Durchs sichre Wohl des Sohns, durch Seiner Mutter Leben,
Durch Beyder Gegenwart beglückt!

II.

An Ebendieselbe.

Am 6. Februar 1794. *)

Drück' Ihn ans Mutterherz, heiß' Ihn willkommen!
Er kehrt zurück, und mit Ihm Schutz und Ruh,
Ach! aller Brust, von Sehnsucht längst entglommen,
Glüht, lodert, flammt Ihm Dank und Freude zu.

*) Der Tag Seiner Zurückkunft nach Braunschweig.

Glüht Dank, daß Er des Schlachtgetümmels müde,
Glüht Freude, daß er Er wieder Unser ist.
O! daß nicht aller, aller Länder Friede,
Wie unsers Landes, sein Begleiter ist!

Doch, Wonne gnug, Ihn nun als Mitgenossen
Des Glücks zu sehn, das uns Sein Arm erstritt.
Den Lorbeern gleich, die Seine Stirn umsprossen,
Sproßt Segen unter Seines Rückwegs Tritt.

O! Wonne gnug! Er beut nicht mehr dem Dräuen
Des Kriegs Sein Leben; auch darf unsre Brust
Nicht für Ihn fürchten mehr, darf Sein sich freuen,
Sein, unsrer Sorge sonst, jetzt unsrer Lust!

Wir sehn Ihn wieder! Unter Seinem Schirme
Genießt Sein Braunschweig neidenswerther Ruh,
Und sieht dem Aufruhr wild empörter Stürme
Nun, selbst gesichert, minder angstvoll zu.

Drück' Ihn ans Mutterherz; und dann beschwöre
Sein Vaterherz, ganz Unser nun zu seyn!
O daß Er dich, daß uns der Himmel höre;
Des Sohns, der Mutter lang' uns noch zu freun!

Eschenburg.

III.

Anrede

an

die deutsche Nation,

der

Stimmung des Zeitalters angemessen.

Tempora mutantur nos et mutamur in illis.

Neidisch, wenn ich kein Deutscher wäre und stolz drauf, daß ichs bin, wag ich dich anzureden, älteste, ehrwürdigste und edelste aller Nationen. Unter so vielen entschiedenen Vorzügen, hast du auch einen eben so bekannten Fehler, nemlich den der Nachahmungssucht. So hast du dir nach und nach das Gute der meisten Nationen eigen gemacht, aber oft auch ihre Fehler und Ungereimtheiten aufgenommen. Möchtest du von nun an dein eigenes Gutes behalten und fremdes Böse nicht aufnehmen! Deine Waffen und deine Künste, machten dich blühend, siegreich und groß. Deiner allmähligen Aufklärung hast du es zu danken, daß die Nacht des Aberglaubens und der Barbarei verschwand, daß du weise und gute Regenten,

milde und vernünftige Gesetze, treue und geschickte Bürger bekamst, daß deine Künste und Fluren blühten, kurz, daß du Ruh und Glück von innen bekamst und Sicherheit und Ehrfurcht von außen. Aber der Mensch erträgt sein Glück seltner, als sein Unglück. Das Licht, welches unter dir aufgieng und nunmehr strahlt, droht dich zu verblenden und zu verführen, wenn du nicht seine Strahlen vorsichtig brichst und leitest. Bald möchte man nicht mehr an Arzeneien glauben, weil man den Betrug der Quacksalber einsehn lernte, oder gegen die Wahrheit gleichgültig werden, weil man den Aberglauben haßt, oder Regenten beschwerlich finden, weil es bisweilen auch Tyrannen gab.

Indessen so lange die Welt steht, waren Völker, Staaten, Regenten. Unsere Vernunft wird uns dies schon lehren, wenn es auch nicht die Geschichte thäte. Diese Einrichtung kann nur mit der Welt untergehen. Als das ganze Menschengeschlecht noch in einer Familie bestand, war sie schon eine gewisse Art von Staate, vereiniget zu gemeinschaftlichen Vortheilen, an einander gebunden durch innerliche Neigung und bestimmt und vertheilt zu verschiedenen Beschäftigungen. Alter, Erfahrung und erzeigte Wohlthaten verschaften Ansehn, Ehrfurcht, Vertrauen und Gehorsam. So ward der Vater Regent und seine Anordnungen, Gesetze. Noch hatte er keinen andern Frieden zu stiften und zu erhalten, als den im Hause. Aber bald wuchs das Menschengeschlecht und trennte sich in mehrere Familien, welche von ihrem ersten Mittelpunkte sich abrissen. Die nun mehr getheilten Vortheile schwächten die vorige Neigung. Auch ward nach und nach das Eigenthum eingeführt, ein einziges Wort, welches so vieles Glück und Unglück in sich faßt, und die vorher schlafenden meisten Leiden-

schaften auf einmal aufweckte. Wie wollte man sich in dem Besitze desselben erhalten? wie sich und sein Leben gegen gewaltthätiges Unrecht schützen, wenn man nicht von vereinigten Kräften die Stärke erwartete, welche man bey einzelnen vermißte. So vereinigte man sich in Gesellschaften. So wie diese mit der Zeit zunahmen, so wuchs auch ihr Reichthum, ihre Bedürfnisse und ihre Leidenschaften. Je mehr man hatte und bedurfte, destomehr dachte man auf Schutz und Sicherheit von innen und außen. So entstanden Städte und Mauern, Waffen und Gesetze.

So wie kein Körper bestehen, oder würken kann ohne Haupt, so bedurfte auch die Gesellschaft ein oder mehr Oberhäupter, welche Leben und Ordnung, äußerliche Sicherheit durch einen wirksamen Gebrauch der Waffen und innere Ruh und Glückseeligkeit durch Erfindung und Verwaltung weiser Gesetze erhielten. Nunmehr ward es Pflicht, für das Ganze zu leben und oft auch zu leiden und sein Vermögen, ja sogar sein Leben für Opfer anzusehn, welche man in gewissen Fällen dem Staate schuldig sey. Auch in diesem Falle nützte man sich selbst. Denn man sicherte, oder beförderte das Glück und die Sicherheit seiner Familie und Nachkommen. Es war natürlich, daß an diesem Staatskörper die übrigen unentbehrlichen, edlern, oder unedlern Theile nach und nach sich bildeten. So entstanden die mannichfaltigen Stände und Ordnungen, welche durch Hülfe ihres Kopfs oder Hand, oder Vermögens zum Glück des Ganzen beytrugen. Es war billig, daß nach dem Werth ihrer Verdienste um den Staat zugleich ihr Werth und Vorzug bestimmt und berechnet wurde. Den obersten Rang bekam der Regent. Diesen erhabenen Posten würde er umsonst bekommen haben, wenn nicht andere ihm ertheilte

Vorrechte ihn in den Stand setzten, das Ganze zu erhalten und zu beglücken. Höhere Macht, Ansehn, Einkünfte und unverletzbare Heiligkeit seiner Person waren es, welche ihm Ehrfurcht, Gehorsam und Wirksamkeit verschaffen mußten. Es sey nun, daß die Würde eines Herrschers ihm ausdrücklich übertragen und von ihm unter gewissen gelobten Bedingungen angenommen wurde, oder daß es nur ein Stillschweigender Vertrag war, welcher aus der Natur der Sache und ihrer Absicht sich selbst erklärte, oder daß er durch Geburt dazu gelangte, oder sich derselben selbst bemächtigte — die Sache bleibt in jedem Falle ziemlich dieselbe. Selbst wenn unsere Philosophen behaupten, das Recht des Stärkeren sey es, welches hier jeder Zeit entscheide. Denn ist es siegende Stärke des Geistes, so ist es ja eben das, worauf die freieste Wahl von selbst fallen würde, oder fallen müßte, ist es aber entschiedene Macht, so ist es wiederum Wink der Natur und die einzige Weisheit, ihm zu folgen, eine Weisheit, welche sogar Menschen von Thieren lernen können. Ueberwiegende Stärke macht den Löwen zum Herrn des Waldes und überwiegende Vernunft den Menschen zum Herrn des Löwen. Die Natur, welche es so einrichtete, mußte es auch gut und gerecht finden. Und überhaupt wie wenig ist der Mensch geneigt, zu folgen, und zu gehorchen, wenn er nicht muß?

So verschieden die Wege sind, zur höchsten Gewalt zu gelangen, eben so verschieden sind die Arten sie zu verwalten, mehr, oder weniger eingeschränkt, auf mehr Punkte vertheilt, oder auf einen vereiniget. Auch ist keine Regierung, welche nicht durch die Umstände mehr, oder weniger verändert worden wäre. Ueberhaupt hängt ihre so große Verschiedenheit ab, von der Geschicklichkeit des Regenten, von dem Charakter der Nation,

von dem Klima, Boden, Religion und Zeitalter und überdem noch von so manchen äußern Umständen ab. Jede derselben hat ihre größern, oder kleinern Vortheile und Nachtheile, jede derselben findet ihre Tadler und Lobredner. Denn so wie oft der Sklav seiner Ketten sich rühmt, so dünkt hingegen oft der Freye mitten im Genuß seiner Freyheit sich noch nicht frey und glücklich. Kein Wunder, da der Mensch selbst mit Gott und seiner Regierung nicht immer zufrieden ist, und die so augenscheinliche Wahrheit nicht einsehn will, daß in dieser Welt in jeder Art dasjenige das Vollkommenste sey, was die wenigsten Fehler hat.

Es läßt sich nicht mit Worten ausdrücken, wie viel und mannichfaltiges Gutes der Mensch genießen kann, Aber nur in der bürgerlichen Gesellschaft ist er desselben fähig. Denn was ist ihm theurer, als das Eigenthum seiner Güter und seiner Ehre? was heiliger, als seine Freiheit und sein Leben? So oft er an denselben gekränkt wird, fühlt er sich unglücklich und so lang er es nur fürchten muß, fühlt er sich nicht glücklich. Als das Menschengeschlecht noch in einer einzigen Familie bestand, und nur zween Brüder hatte, da ward der eine schon Mörder des andern. Denn das erste Blut, welches vergossen wurde, war Bruderblut. Wenn nun einzelne Familien sich gegen sich selbst nicht einmal schützen können, wie wenig würde es eine ganze Masse von Familien können. Nur unter dem Schutze der Gesetze kann der Bürger sagen, alles was mein Fleiß mir erwirbt, oder das Glück mir giebt, ist mein. Die Macht des Stärkern, die Bosheit des Ungerechten, die List des Betrügers können mir nicht schaden. Denn so bald sie an mich sich wagen, haben sie es mit dem Staate zu thun, und der Staat hat für mich einen starken Arm, ein wachendes Auge und ein rächendes Schwerdt. Unbewafnet wandere ich

auf meinen Fluren und unter meinen Mitbürgern, gleich sicher auf meinen Reisen und in meinem Hause, so sicher unter nie gekannten Menschen, als im Schooße meiner Familie, so sicher in der Nacht, als am Tage. Ein leichtes Schloß und allenfalls ein wachendes Licht und ein wachender Hund schützen mich schon genug vor dem furchtsamen Diebe. So verschlaf' ich ruhig den Schweiß und die Sorgen des vorigen Tages, gewiß, daß ich meinen Pflug auf dem Felde morgen wieder finde, wo ich ihn heute verließ, oder mein Gewerbe mit meiner Werkstatt zugleich wieder eröfne. Denn warum sollt ich nicht arbeiten? gern arbeiten? Sind doch die Früchte meiner Arbeiten mein. Ich weiß, daß ich die Saaten erndte, welche ich säe, das Haus bewohne, welches ich baue und den Garten genieße, welchen ich pflanze. Noch mehr; ich weiß, daß das Meinige noch nach Jahrhunderten das Meinige seyn wird, wenn meine Nachkommen es der Mühe werth halten, es zu behaupten. Daß viele mehr sind, oder mehr haben, als ich, das kümmert mich nicht. Ich habe weder nöthig sie zu fürchten, noch zu beneiden. Diese Ungleichheit besteht doch nur in Nahmen, aber nicht in Rechten. Meine Hütte ist eben so heilig, als der Pallast. Wer dem Könige das Leben raubt, der verliert das seinige und wer mich tödtet, verliert es auch. So hab ich mit allen gleiche Rechte. Die einzige Gleichheit, welche unter Menschen möglich und nützlich ist. Zwar daß nicht demohngeachtet die List des Betrügers und die Gewalt des Mächtigen bisweilen mich hintergehn und drücken könnte, wer wollte dies leugnen? Aber doch immer nur selten und nie lange. Es ist nur ein kurzer, vorübergehender und widernatürlicher Zustand, gleich einer Krankheit. Es ist nur Ausnahme, aber nicht Regel. Es ist

endlich ein einleuchtender Beweis, wie wenig Sicherheit außer bürgerlicher Verfassung Statt finde, da sie sogar in derselben noch bisweilen leiden kann.

Aber auch die Freiheit, dies Kleinod des menschlichen Geistes, läßt nirgends, als unter dem Schutze der Gesetze sich erwarten und finden. Wer unter ihnen lebt, der findet sich weislich durch sie eingeschränkt, so daß er durch den Mißbrauch seiner Freiheit, der Freiheit, den Rechten und dem Glück seiner Mitbürger nicht schädlich werden kann. Wer die Stimme der Vernunft, der Gerechtigkeit und Billigkeit hören kann und will, für den sind die Gesetze nicht da. Aber wer von seinen Leidenschaften sich beherrschen läßt, den zwingen sie zur Vernunft und Gerechtigkeit. Und doch, indem sie ihn hindern, andern zu schaden, zwingen sie ihn zugleich sich selbst zu nützen. Denn wenn das Gesetz ihm verbietet, unmäßig und verschwenderisch zu seyn, so gebietet es ihm sein Vermögen und seine Gesundheit zu erhalten. Wenn es ihn verhindert, den Gütern, der Ehre, oder dem Leben anderer zu schaden, so setzt es eben dadurch seine Güter, Ehr und Leben gegen die Anfälle anderer in Sicherheit. Kurz, das Gesetz ist nichts anders, als die Stimme des Glücks und der Freiheit. Unabhängig von allen andern lebt unter ihnen der Bürger, als freier Herr seiner Zeit, seines Eigenthums, seines Lebens, seines Geistes, erkennt Niemanden über sich, als die Gesetze und hat nichts zu fürchten, als die Elemente und seine Thorheiten.

Es ist viel, daß andere ihm nicht schaden können, aber es ist ungleich mehr, daß sie sogar auf unzählige Art ihm nützen. Wenn es uns nicht die Natur der Sache schon lehrte, so würde uns doch die Erfahrung überzeugen können, daß Kunst und Gewerbe jeder Art nur durch Hülfe der politischen Ein-

richtung entstehn und aufblühn können. Eine kleinere, oder größere Menschenmasse in einen Körper vereinigt, vermehrt eben dadurch schon die Kräfte ihrer Hände und ihres Geistes. So wie die Bedürfnisse steigen, so wächst auch die Betriebsamkeit und Erfindung. Man zwingt die Erde zur Fruchtbarkeit, indeß der Künstler in seiner Werkstatt drauf denkt, die unzähligen Produkte der Natur zu verarbeiten und zu verschönern. Nothwendigkeit erhält den Fleiß in beständiger Bewegung und Gewinn und Ehre spornt den Geist zu immer neuen Erfindungen. Von den Bedürfnissen geht man zur Bequemlichkeit, und von dieser zum Vergnügen über. So ziehen endlich die Künste und Wissenschaften mit ihrem wohlthätigen Gefolge ein, erleuchten den Verstand der Nation, erwärmen ihr Herz, mildern ihre Sitten, bilden Religion und Gesetzgebung, lehren den besten Gebrauch des Pfluges, des Meißels, oder auch der Waffen. Wüsten verwandeln sich in Fluren, Berge in Ebenen, Sümpfe in Thäler, Wälder in Gärten, Flecken in Städte und Hütten in Palläste. Zugleich entstehn so manche wohlthätige Einrichtungen, welche nur durch gemeinschaftliche Kräfte entstehn, oder erhalten werden können, öffentliche Zufluchtsorte für die Armuth, die Schwachheiten und das Alter. Der Staat übernimmt es seine Kranken zu heilen, seine Armen zu pflegen, seine Waisen zu erziehen und so die unvermeidlichen Uebel der Natur zu mildern. Er übernimmt es sogar, seine Bürger zu unterrichten und zu bilden. Daher die öffentlichen Schulen für den jugendlichen Unterricht, daher die öffentlichen Anstalten zur Bildung des Gelehrten und Künstlers jeder Art, daher endlich die öffentlichen Anstalten des Religionsunterrichts und der allgemeinen Verehrung des höchsten Wesens, daher die Abtheilung der verschiedenen Stände und ihrer bestimmten

Rechte und Pflichten. Das Band, welches Gatten, Vater, Kinder, Herrn und Diener aneinander knüpft, kann nirgends veſter und heiliger ſeyn, als unter den Augen und dem Anſehn des Staats: ſo wie hingegen Menſchen außer bürgerlicher Verbindung nicht einmal die Rechte der Völker genießen. Keiner Verträge und Bündniſſe gewürdiget, dienen ſie gemeiniglich nur zur leichten Beute jedem Mächtigen, welcher ſie zu berauben, oder zu unterjochen gut findet. Und wo anders könnten jene gefälligen Tugenden der Treue, der Tapferkeit, der großmüthigen Aufopferung und des herrſchen Patriotismus entſtehn, oder gedeihn, als in einem wohleingerichteten Staate? Wer wagt es nun wohl die Vortheile zu berechnen, welche er der bürgerlichen Geſellſchaft zu danken hat? oder zu berechnen, wie viele Hände ſelbſt in der größten Entfernung für ihn arbeiten? Wahrlich der Bettler in einem glücklichen Staate, kennt mehr Bequemlichkeit, als der Monarch einer Wüſte und einer wilden Horde.

Wenn es nie Staaten gegeben hätte, ſo wüßte man noch nicht, wie viel aus dem Menſchen werden könne und wie viel ſich ſogar aus der Natur machen laſſe. Bey ſeiner Entſtehung grenzt der Menſch ans Thier. Nur in bürgerlicher Geſellſchaft erhebt er ſich zum Menſchen, und bisweilen ſogar zum Weiſen. Außer ihr bleibt er zum wenigſten ewig Barbar. Stumm und Gedankenlos, wild, wie die Gegend, welche er durchirrt, fühlt er nur die Bedürfniſſe ſeines Magens, aber nie ſeines Geiſtes. Unaufhaltſam reißt ihn die Leidenſchaft dahin, es ſey nun zur ungebundenen Liebe, zur unbegrenzten Nahrung, oder zur grauſamen Rache. Ungerecht gegen ſich und andere, lebt er im ewigen Kampfe, iſt oft Mörder und immer Räuber, und doch auch immer ſchwach, hülflos und arm,

unglücklicher, als die Thiere, unter welchen er lebt. Denn diese leitet ihr Instinkt sicherer, als den Menschen die Vernunft, welche er nicht gebrauchen kann. Sie bedürfen fremder Unterstützung weniger, haben weniger Wünsche, Bedürfnisse, Leidenschaften und hassen und verfolgen nicht leicht ihr eigenes Geschlecht. Daher fiengen auch jene großen Wohlthäter der Menschheit, welche durch die Bildung derselben sich unsterbliche Verdienste und Ruhm erwarben, jederzeit damit an, daß sie die Menschen in geordnete Gesellschaften vereinigten, in Städte versammleten und unter sich durch Gesetze und von außen durch Mauern sicherten. So ward der Mensch nach und nach veredelt und glücklich. Aber nicht nur er, sondern auch die ganze Natur um ihn her, ward zugleich veredelt und verschönert. Wilde Thiere wichen dem mildern Bewohner ihrer Wälder. Die andern schmiegten sich gehorsam an ihren neuen Herrn, dienten ihm auf unzählige Art und wurden von ihm ernährt und gepflegt. In eben dem Grade, ward auch die ganze Natur milder. Bäume veränderten ihre Natur und ihre Früchte. In Auen walleten Saaten, auf Bergen reiften Trauben und heiter lächelte der vorher finstere Himmel. So ist das Deutschland welches wir bewohnen, wie verschieden von dem Deutschlande, welches Tacitus beschrieb. So schufen Preußens Regenten ihre Sandwüsten um und besäeten sie mit Menschen und Städten. Und so liegen hingegen noch in allen Welttheilen unermeßliche Gegenden traurig, wüst und öde. Ihnen fehlts nicht an der Milde des Bodens, nicht an der Güte des Himmels, nur an politischer Verfassung.

Ich denke mir einen Europäer, plötzlich versetzt an die Küste der Kaffern, oder in das Land der Huronen, oder Kamtschadalen. Wie müßte er erstaunen, wenn er in dem ersten

ihm begegnenden Wilden zwar die Figur des Menschen, aber nicht den Menschen selbst erblickte. Fliehe nicht vor mir, würd' er ihm zurufen, wenn er mit ihm sprechen könnte, fliehe nicht, ich bin ein Mensch, wie du. Eben deswegen flieh' ich, würde jener erwiedern. Der Schlange kann ich entfliehn, den Löwen und Tiger kann ich bezwingen, aber unter allen Thieren, sagte mein Vater, ist der Mensch das gefährlichste. — So hast du noch einen Vater? — Ob ich ihn heut noch habe, weiß ich nicht, gestern hatt' ich ihn noch — Wunderbar! — Nicht so sehr, als du glaubst. Tief im Walde liegt er, entkräftet von Alter und erwartend den Tod, vom Hunger oder von wilden Thieren. — Grausamer und unmenschlicher Sohn! — Gar nicht, sonst hätt ich ihn nach der Sitte meines Volks selbst erschlagen — Oder, wenn du Mensch wärest, ernährt. — Ernährt? Wer nicht mehr jagen kann, seys vor Krankheit, oder Alter, zu dem sagt die Natur: stirb! Denn wer sich kaum ernähren kann, wie könnt er andere ernähren? — Und warum nicht? trägt denn euer Boden keine Früchte? — Keine, wie du siehst — Aber doch, wenn ihr ihn bebauetet, pflügtet, pflanztet? — Vielleicht — aber für wen sollten wir säen? vielleicht für die Affen, welche es verwüsteten? Für wen sammlen? vielleicht für unsere Nachbarn, welche es raubten? — Habt ihr keine Häuser? — O ja Hütten für den Sommer, Höhlen für den Winter — Aber auch Häuser mit Mauern? — Wer könnt' oder möchte sie auch haben? Und was würd es helfen? Sie würden uns doch nicht nachfolgen, wohin uns die Jagd lockt, oder der Feind vertreibt — So werden euch doch wenigstens eure Gesetze und Fürsten schützen? — Auch das nicht. Denn wir kennen weder das eine noch das andere. Der Stärkste ist jederzeit unser Herr

und sein Wille unser Gesetz. Ueberdem ist jedesmal so viel erlaubt, als man mag. Und Gesetze, — wer wollte sie geben, oder befolgen? Sind wir nicht alle gleich und frey? — Armer Wilder, wie fern bist du noch von Glück, da du es nicht einmal kennst. Du rühmst dich der Gleichheit und bist doch der Sklav jedes Stärkern, rühmst dich der Freiheit und hast nicht einmal ein Eigenthum. Hast du ein Weib? — Jetzt nicht mehr, vor kurzen hat ich deren drey — Und alle starben so plötzlich? — Nur eine, welche die Tiger zerrissen. Die andere raubten die Feinde und die dritte hat mein Nachbar, welcher sie entführte. — Das durft er thun? — Wer wollte es ihm wehren? er ist ja stärker, als ich. — Sagtest du nicht, ihr wäret alle unter einander gleich und frey? — Freilich, du mußt mich nur verstehn, frey von Gesetzen und ihren Strafen — nun ja, aber nicht frey von Unrecht, Raub und Unterdrückung — Hast du Kinder? — Nicht mehr! — Also sie schon versorgt? — Ich verstehe dich nicht, ich habe sie verkauft, verkauft an einen deiner Nation, an einen Weißen. — Barbar! — Doch nicht mehr, als ihr! Denn Menschen kaufen und Menschen verkaufen, ist doch wohl ziemlich einerley. — Wer wird dich pflegen, wenn du krank, alt wirst? — Hab ich dirs nicht schon gesagt? Wer bey uns nicht jagen kann, dem hat die Natur das Urtheil des Todes schon gesprochen. Wird es ihm zu lang ihn zu erwarten, so thut er wohl, wenn er ihm zuvorkömmt. — Aber eure Götter? oder vielleicht scheut ihr sie nicht, oder vielleicht habt ihr keine? — Mehr als ihr! Auch können wir von ihren Priestern hören, was sie von uns begehren. Nur einen Bogenschuß tiefer in den Wald kannst du sie und ihre Priester sehn. — Und diese Götter regierten die Welt? — Wer sonst? woher käme sonst

Gutes und Böses? — So der Wilde und der Europäer! Beide Menschen von einem Stamme. Aber welch ein Zwischenraum unter ihnen, und doch hängt dieser von einem einzigen Umstande ab, von Cultur und bürgerlicher Verfassung.

So unglücklich ist der Mensch außer einem Staate; aber noch unglücklicher in einem empörten Staate. Die schrecklichste Stimme in der ganzen Natur ist die Stimme des Aufruhrs. Wer kennt sie nicht aus der Geschichte? Denn es sind nur wenige Staaten, welche nicht, hin und wieder, eine gewaltsame Erschütterung erfuhren, es sey nun, daß die Herrschsucht Einzelner alles umwarf, um alles zu beherrschen, oder daß man das eiserne Joch der Tyranney zerbrechen mußte, weil man es nicht länger ertragen konnte, oder daß bethörter Schwindel einer chimärischen Freiheit, oder endlich politischer, oder religiöser Fanatismus die Fackel der Empörung anzündete. Die Sache bleibt in jedem Falle gleich schrecklich. Und wenn sie bisweilen in ihren Folgen das Glück der spätern Nachwelt wurde, so war sie doch das Unglück ihres Zeitalters.

Die Stimme des Aufruhrs erschallt. Plötzlich werden die Gemüther erhitzt, die Vernunft verblendet und die Begriffe des Rechts und Unrechts verworren. Eigenthum und Sicherheit verlieren ihr Recht, Gesetze ihre Stimme und Menschenleben seinen Werth. Erlaubt ist nun so viel als man vermag. Nichts hat mehr Ordnung und Grenzen. Laster und Tugenden verändern ihre Natur und ihre Nahmen. Ruhe heißt Feigheit und Hochverrath, Wuth Tapferkeit und Patriotismus. Kämpfende Partheien, von gleichem Blut entsproßen, kriegen mit Tygerwuth gegen einander. Die eine um zu erhalten, was sie hat, die andere um es zu entreißen. Vermeinte Rechte vergrößern ihren Haß bis zur Wuth. Die festesten

Bande

Bande der Natur sind auf einmal gewaltsam gesprengt. Vater, Sohn, Gatte, Herr, Diener und Freund sind nichts mehr, als ein leerer Schall. Denn der Sohn verräth den Vater, der Diener den Herrn und der Vater stößt mit unverwandtem Blick das Schwerdt in des einzigen Sohnes Brust. Selbst das schwächere Geschlecht ergreift die Waffen und ersetzt die Stärke durch die Wuth. So fließt Bürgerblut in Ströhmen. Verwüstet und öde trauert die vorher blühende Flur, zertreten die vorher fröhlichen Traubenhügel. Denn der Landmann eilt zu den Waffen, indeß der Künstler seine friedliche Werkstatt verschließt und der seltne Edle und Weise sich verbirgt, oder bedächtig entflieht. Ohne Gesetze und Herrscher, will jeder befehlen und keiner gehorchen. Der Edle und Weise wird nicht gehört, oder als verdächtig verfolgt und der Unerfahrne folgt jedem Betrüger, geneigt, die stärkste und wüthende Stimme auch für die beste zu halten. Und schon nähern sich Armuth und Hunger und das ganze Gefolge Zügelloser Lasterhaftigkeit, Betrug, Raub, Gewalt, Mord. Nicht ohne geheime Schadenfreude sieht der Nachbar ein mächtiges Volk sich zerfleischen, oder geflissentlich entkräften, um so eine leichtere Beute für ihn zu werden. Gerufen und ungerufen eilt er herbei mit bewafneter Hand um es zu unterjochen, oder zur vorigen Ordnung und Einrichtung zu zwingen. Im ersten Falle verändert es nicht die Tyranney, sondern nur ihre Nahmen. Auch bekömmt es gemeiniglich schwerere Ketten zu tragen, als vorher. Im letztern Falle steht es wieder auf dem Punkte, von welchem es ausgieng. Aber mit welchem Aufwande verschwendeter Kraft und Vermögens und mit welcher Aufopferung verschwendeten Menschenbluts! Ganze Jahrhunderte können oft die Spuren des Unglücks nicht vertilgen. Der

Reisende, welcher ein solches Land vorher kannte und nachher wieder durchwandert, glaubt entweder sich verirrt zu haben, oder von seinen Augen getäuscht zu werden. Fleiß, Kunst und Thätigkeit sind ausgewandert und haben bey andern ruhigen Nationen sich niedergelassen. Ueber der verwüsteten Flur scheint noch der Fluch zu schweben. Selbst der Himmel scheint nicht mehr so mild herabzublicken, als vorher. Gezwungen zur Ordnung kehrt also das empörte und entkräftete Volk auf seinen ersten Standpunkt zurück.

Aber es erhält nie wieder, was es verlor, und wird nicht wieder was es war. Das gestörte Verhältniß des Herrschenden und der Gehorchenden kann so leicht nicht wieder hergestellt werden. Lange noch steigen und fallen die erschütterten Waagschaalen wechselsweis, ehe sie zum Gleichgewicht wieder gelangen. Zwischen beiden Theilen herrscht ein unglückliches Mißtrauen. Jeder ist geneigter von dem andern zu fürchten, als zu hoffen. Der Regent glaubt in seinen Unterthanen Rebellen und der Unterthan in seinem Regenten einen Despoten fürchten zu müssen. Anstatt mit vereinigten Kräften und Vertrauen auf einen Mittelpunkt zu streben, werden sie eifersüchtig gegen einander arbeiten. Der Regent wird ängstlich die Zügel immer fester anzuziehn suchen, und der Unterthan wird den leichtesten und gerechtesten Druck derselben empörend finden. So läßt Mißtrauen, Furcht und Unzufriedenheit beide Theile nie glücklich werden, geschweige, daß sie von ihren vorigen Wunden und von ihrer Verblutung genesen sollten.

Aber wenn nun ein empörtes Volk (denn auch dieser Fall ist möglich,) sich behauptet und seine Absichten durchsetzt und erreicht, dann hören doch die alten Klagen auf. Freilich wohl die alten, aber nicht auch die neuen, welche nun desto häufiger

und gerechter entstehn. In der Hitze fühlt der Körper seine Verwundung nicht. Aber deste gewisser, wenn er zur Ruhe kömmt. Eben so auch der Körper des Staats. Dann erst zählt er die unglücklich Erschlagenen und die verarmten, oder entwichenen Familien und Künste. Dann erst berechnet er die verwüsteten Fluren, die verödeten Städte und die verschwendeten Summen und findet, daß alle aufgehobene Mißbräuche und alle errungenen Vortheile das Glück und Blut nicht aufwiegen, um welche sie erkauft wurden.

So wie überall, so ists auch im Staate leichter niederzureißen, als aufzubauen. Ein wohleingerichtetes und festes Staatsgebäude ist wahrlich nicht das Werk einiger Stunden, oder auch eines Menschen. Die Weisheit vieler muß sich nach und nach daran erschöpfen, Zeit und Umstände müssen erst die Weisheit bewähren und selbst begangene Fehler sie berichtigen. Einer legt gemeiniglich den Grund, ein anderer führt das Gebäude auf, noch ein anderer giebt ihm Vestigkeit und ein vierter endlich die nöthige Bequemlichkeit. Wie wollte man also ein Staatsgebäude, dies Werk des längsten und ruhigsten Nachdenkens, sogleich aufführen? in eben dem Sturme von Leidenschaften aufführen, in welchem das alte niedergerissen wurde? oder wer sollt' es aufführen? Wem es nicht an Weisheit fehlt, dem fehlt es vielleicht an Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit, oder doch vielleicht an Muth, oder an Ansehn und Zutrauen des Volks. Auch hält jeder sich für berechtiget seinen Rath mitzutheilen und es übel zu nehmen, wenn er nicht angenommen wird. So ward ein Thurm zu Babel erbauet, aber nicht vollendet. Es fehlte nicht an Steinen, nicht an Rath, es fehlte nur an einer Kleinigkeit — man verstand sich nicht. Und gesetzt auch es käme zu Stande,

dies neue Gebäude, was würde das Volk in dem gewöhnlichen Falle gewinnen? Was anders, als daß es Statt eines Beherrschers, hundert kleine Despoten mit allen ihren Leidenschaften ertragen, oder Statt einiger aufgehobener Unbequemlichkeiten, andere unvorhergesehene und noch größere fühlen müßte? Nach vielem und langen Verbessern, Verändern, Hinzufügen und Hinwegnehmen nähert sich das neue Gebäude dem alten unvermerkt wieder, einige kleine Unvollkommenheiten abgerechnet, und nun ist man einig, daß es rathsamer war, das Haus nicht erst gewaltsam und mit so vielem Aufwand von Kraft und Glück niederzureißen, sondern ruhig nach und nach zu verbessern.

Aber nicht eben so leicht läßt sich der einmal verstimmte Charakter der Nation wieder umstimmen. Die Achtung für Gesetze und Gebieter muß nothwendig verlieren in den Augen eines Volks, welches die ersten, wie die letzten so leicht umgestoßen und herabgesetzt sah, so wie die Liebe gegen ein Vaterland, an welchem es sich so gewaltsam vergriffen hat. Eigenthum und die nächsten Banden der Natur hielt man vorher für heilig und unauflöslich. Aber man hat nunmehr in der Nähe ein schädliches Beispiel, daß das erste aufgehoben und die letzten zerrissen werden können. Der Geist der Unruhe, des Streits und der Parteisucht würkt in der Stille fort, unterhält die vorigen Feindschaften und tödtet die nöthige sich und andere ernährende Thätigkeit. Die Werkstatt der Bürger wird ein müssiger Sammelplatz, wo man sich über Staatsangelegenheiten berathschlagt und der Landmann eilt mit leeren Händen in die Stadt und kehrt mit Neuigkeiten bereichert zurück. Durch die gewaltsame Veränderung wurden einige reich und andere arm. Die letzten klagen unzufrieden, oder

suchen auf jede Art sich wieder zu entschädigen, indeß die ersten stolz und leichtsinnig verschwenden, was sie so leicht erhielten. Dies gilt noch mehr in Rücksicht auf die verschiedenen Stände und ihre Vorrechte. Wer sie verlor, der hat Mühe, diesen Verlust zu vergessen und wer sie vorher nicht hatte und nun erhielt, ist in Gefahr, sie zu mißbrauchen. Ueberhaupt ist man im Ganzen weniger, als vorher geneigt, ungleiche und verschiedene Stände anzuerkennen und zu ertragen. Es ist äußerst schwer auf den Mittelpunkt zurückzukommen, da einmal erhitzte Phantasie und Leidenschaft nach den Extremen hinstrebt. Man wollte das Gold von Schlacken absondern, aber verblendet schüttet man in der Hitze das Gold mit den Schlacken zugleich aus. Der unglückliche Schwindel chimärischer Freiheit und Gleichheit macht, daß man Ordnung für Zwang, Gesetze für Fesseln und kleine unvermeidliche Unbequemlichkeiten für unerträgliche Uebel hält. Man verwirft die Sache zugleich mit dem Mißbrauche und die Wahrheit zugleich mit den Irrthümern. Selbst Tugend und Religion leidet unter der gewaltsamen Erschütterung. Man reißt Vorurtheile aus und entwurzelt zugleich hier und da Ruh und Sicherheit. Man entwurzelt den Aberglauben und schadet unvorsichtig der nah daran liegenden Wahrheit. Man stürzt die Altäre der Priester um und erschüttert die Altäre der Gottheit. Vorher konnte das Gute nicht wachsen wegen Mangel der Sonne, nun kann es wieder nicht wachsen wegen Mangel des Schattens. So wird eine Nation zwar plötzlich verändert, aber nicht verbessert. Vom Aberglauben geht sie vermög' eines übereilten Sprungs zur Freigeisterei über, vom Despotismus vielleicht zu der noch fürchterlichern Anarchie und von stumpfer Ruhe, zur wilden Mordlust. Man

kann zwar die Herrschaft einzelner aufheben, aber nicht auch zugleich den allgemeinen Trieb zu herrschen aus der menschlichen Natur vertilgen. Wer seinen Geist fühit, wird gar bald einen ihm schmeichelnden und von andern beneideten Einfluß auf die Menge sich zu verschaffen wissen. Und dann müßt' er ausserordentlich mäßig seyn, wenn er dem Reize einer Diktatur widerstehn, oder ausserordentlich glücklich, wenn er dem Verdacht entgehn sollte. Auf jeden Fall wird er schon eine Parthei von Freunden und Feinden bilden. Und nun darf nur noch ein anderer Mann von gleichen Talenten und vielleicht noch größerm Ehrgeiz auftreten, die schon vorhandenen Partheien verstärken und erhitzen und der Bürgerkrieg ist schon so gut, als angekündiget. Gemeiniglich endiget sich derselbe nicht eher, als bis das eine Haupt das entgegenstehende unterdrückt und Despot, oder gar Tyrann wird. Dieser muß dann fürs Glück des Ganzen erst wieder gestürzt, oder eingeschränkt werden, aber mit welchem Aufwande von Glück, Zeit und Blute? Dies war zum wenigsten bisher der ordentliche Gang der Welt. Sollt' es auch hier Ausnahmen geben, so müßte man sie erst von der Zukunft erwarten. Nur von der Zeit und günstigen Umständen kann man hoffen, auf den Punkt der Ordnung und des Glücks zurückgebracht zu werden. Welcher Vernünftige wird es daher nicht rathsamer finden, das Gute seiner Verfassung zu genießen und die kleinen Uebel derselben zu ertragen, als eine gewaltsame, immer gefährliche und fast nie glückliche Veränderung zu wünschen? Wer wollte nicht selbst die Unbequemlichkeiten seiner Wohnung lieber ertragen, oder nach und nach zu verbessern suchen, als sie niederreißen, ohne zu wissen, ob er eine andere bessere wiederbekommen

werde, oder nicht vielmehr mit seinen Nachkommen unter freiem Himmel leben müsse.

Völker der Deutschen! daß ihr treue Unterthanen ruhiger Staaten waret, das war von jeher euer Glück und euer Ruhm. Ein deutscher Mann gilt schon vermöge dieses Nahmens, für einen muthigen, arbeitsamen und treuen Mann. Schon oft sahr ihr nah und fern Throne umgestürzt und Völker und Staaten verwandelt. Aber ihr nahmt keinen Antheil daran. Ungestört, als ruhige Zuschauer, behieltet und genosset ihr das Gute, welches ihr hattet. Und so werdet ihr auch an den Unruhen, welche jetzt ein nachbarliches großes Reich und Volk verwüsten, eher ein Aergerniß nehmen, als ein Beispiel. Einige eurer gutgesinnten Fürsten geben sich Mühe, euch in Unwissenheit dessen zu erhalten, was in jenen Gegenden vorgeht. Schon dies ist ein Beweis, daß sie euch und euer Glück lieben. Ihr werdet daher ihre Vorsicht schätzen, auch wenn sie unnöthig wäre und ihre Absichten ehren, auch wenn sie in ihren Mitteln fehlten. Denn wer kann durch einen Befehl die Luft abhalten? oder ihr verbieten zu wehn? Es giebt Dinge, über welche die größte Macht nichts vermag. Von dieser Art sind die Grundsätze. Es liegt sogar in ihrer Natur, sich da am schnellesten zu verbreiten, wo sie den meisten Widerstand finden. Aber wenn man auch das Wehn einer verpesteten Luft im Ganzen nicht abhalten kann, so kann man doch ihre Ansteckung verhindern. Ueberhaupt wird sie dem Körper nur dann gefährlich, wenn er schon eine Anlage dazu in sich hat. Dies letztere wird man verhindern, dadurch, daß man ihm immer freie und gesunde Luft erlaubt und gesunde Säfte und Blut zu erhalten sucht. Verbote können die natürliche Neubegierde leichter erhitzen, als unterdrücken.

Ueberdem giebt es wenig deutsche Provinzen, in welchen nicht Galliens Unterdrücker, oder Unterdrückte herumwandern. Wie könnte auch ein menschliches Auge alle geschriebenen und gedruckten unzählige Nachrichten abhalten? oder wie dürfte es, ohne die natürliche und bürgerliche Freiheit zu kränken? Oder wie könnte ein so alter und großer Staat und ein so mächtiger Thron umgestürzt werden, ohne daß der Schall davon bis in die entferntesten Welttheile gehört wird? Und über dies alles, o Deutschen! sind es ja eure Söhne, welche fast aus allen Provinzen hinzogen ihn wieder aufzurichten. Diese werden, wo nicht jetzt, doch nach ihrer Rückkehr erzählen, was sie sahn und hörten. Aber das sicherste Gegengift liegt in der Krankheit selbst. Deutsche, würde ich sagen, wofern ich eine Stimme hätte, oder rathen dürfte, Deutsche, wofern in euch bisweilen der Zweifel aufstiege, ob ihr auch glücklich seid, oder nicht noch glücklicher werden könntet, so seht auf eure Nachbarn, die Gallier, sonst oft eure, aber jetzt ihre eigenen Feinde. Auch sie wollten glücklicher werden, und stehn nun am Abgrunde des Verderbens. Sehet die gesittetste Nation plötzlich herabgesunken unter die Barbaren, ohne Gesetze, Sicherheit, Eigenthum. Vertilgt sind auf einmal alle noch so alten Rechte, zerrissen alle noch so heiligen Bande. Der Vater mordet den Sohn, der Sohn die Mutter, ein Freund verräth den andern. Jeder hat nur das, was er raubt, oder verbirgt. Niemand ist Herr seines Vermögens, nicht einmal seines Lebens. Der kleinste Verdacht kann es rauben, Unschuld und Thränen können es nicht retten. Nicht einmal die Flucht. Denn welcher Ort ist noch heilig. Die Wuth mordet am Thron und am Altar. Ein einziges Wort ist das Signal tausende zu würgen. Die Mutter hat nicht einmal Thränen. Mit stum-

pfer Betäubung sinkt sie hin auf die in ihrem Schooße ge-mordeten Kinder, und Knaben ermorden Knaben, mit welchen sie vielleicht den Tag vorher noch vertraulich spielten. Der Kannibal heißt ein Held, der Aufrührer ein Weiser, indeß der wahre Weise bedächtig verstummt. Seine Wohnung und Würde und Güter sieht er in der Hand des Räubers. Er selbst dünkt sich glücklich, wenn er sein Harmvolles Leben, als die einzige Beute, in ein entferntes besseres Land retten kann. Tugend und Laster, Recht und Unrecht sind in einander ge-flossen. Selbst ihre Nahmen sind untergegangen. Ohne Ge-setze, eingeführte Religion und Wohlstand, das heißt, ohne alle Banden der Menschheit, stürmt die tobende Menge rau-bend und mordend dahin, thut was sie will, und will was sie kann, stürzt die Denkmäler der Kunst um, verschließt die Werkstätte und zerstört die Fluren. Und kein Weiser wagt es zu bestimmen, wenn und wie die Wuth endlich entkräftet und verblutet aufhören werde. Wahrlich, eine Nation, welche man eher beklagen, als nachahmen kann. Laßt uns glauben, das es ihr nicht so sehr an Willen, als vielmehr an Kraft fehlte, die seit Jahrhunderten gehäuften Lasten länger zu tragen. In-dessen bleibt sie für alle Völker eine ewige Warnung, daß es besser sey, auch das schwerste Joch zu ertragen, als gewaltsam es zu zerbrechen.

Aber auch eine Warnung für Fürsten und ein Buch der Weisheit für Könige aufgeschlagen und mit großer Schrift ge-zeichnet. Nah und deutlich liegt hier vor ihren Augen, was der Höfling so gern aus dem Gesichtskreise seines Gebieters hinausschiebt. Selbst die unverschämteste Schmeichelei wagt es nicht mehr seine Augen zu verblenden und sein Ohr zu be-täuben. Wenn daher, o Deutsche! eure Fürsten nicht schon

weise und gut wären, so würden, so müßten sie es werden. Sie würden einsehn, daß die Macht eines Herrschers nicht von seiner Person, oder Titeln und noch weniger von dem Pomp, in welchen er sich einhüllt, sondern bloß von dem Willen des Volks abhänge. Daß das Volk jederzeit der stärkste Theil, Liebe die sicherste Stütze des Throns und Furcht nur so lang ein unnatürliches Mittel sey, als das Volk seine Kraft noch nicht fühlt und versucht hat. Daß es entweder in der Unwissenheit seiner Stärke erhalten, oder geneigt gemacht werden müsse, sie nicht zu brauchen. Dies letzte durch Güte, Weisheit und Gerechtigkeit, das erste durch Drohungen, Täuschung und Blendwerke der Politik so wohl, als der Religion, daß aber ein Volk nicht mehr getäuscht werden könne, sobald es eine höhere Stufe der Cultur und Freiheit zu denken, erhalten hat und die Stimme seiner Denker und Weisen laut geworden ist; daß nichts mehr erbittere und empöre, als wenn es listig, oder gewaltsam um seine edelste Freiheit gebracht und in die vorige Nacht der Barbarei zurückgestoßen werden soll, daß Despotismus der Politik und Fanatismus der Religion einzeln schon unerträglich, aber noch empörender sind, wenn sie sich verbinden um vom Thron und vom Altar unumschränkt zu herrschen; daß Völker, so lange sie noch einigermaaßen glücklich sind, geneigter sind, wo nicht aus Gründen, doch aus Gemächlichkeit das Zepter zu ertragen, und nur durch Unterdrükkung, Mangel und Grausamkeit gereizt, oder gezwungen werden, es zu zerbrechen; daß in diesem Falle der größte Theil der Schuld entweder an der gegenwärtigen, oder vergangenen Regierung, oder an beiden zugleich liegt; daß Empörungen nicht plötzlich und auf einmal entstehn, sondern schon längst vorher bereitet werden, und fast immer vermieden, oder unter-

drückt werden können, wenn es nicht an Willen, oder Klugheit fehlte; daß Regierung und Gesetzgebung sich nach den Bedürfnissen, Cultur und Stimmung des Zeitalters abändern und einrichten, und derselben bedächtig nachgehen, aber nicht entgegen arbeiten müsse; daß, je klüger die Welt nach und nach wird, sie auch desto klüger regiert werden will und ihre Regierung die Philosophie nicht, als eine gefährliche Feindin, fürchten und verfolgen, oder mit ihr im offenbaren Widerspruche stehn dürfe; daß Regenten sich über die Gesetze nicht hinwegsetzen, oder ihren Lauf durch Machtsprüche hemmen, Ehre, Rechte, Vermögen und Blut nur verwalten und verantworten, aber nicht für ihr Eigenthum ansehn dürfen, daß sie thätig und sparsam mit eigenen Ohren und Augen hören und sehn, der unterdrückten Unschuld leichten Zutritt zu ihrem Throne gestatten, das Recht des Höchsten und des Geringsten auf gleicher Waage abwägen, edle Freimüthigkeit nicht für Majestätsverbrechen halten und ganze Völker nicht der Willkühr, dem Raub und der Herrschsucht einiger Lieblinge, Schmeichler und Pfaffen überlassen dürfen; daß endlich ihre Ehre auf dem Glück und ihre Sicherheit auf der Liebe ihrer Völker beruhe und wenn sie diese verloren, die Zahlreichsten Heere, von ihnen gedungen, besoldet und auch vielleicht selbst angeführt, sie doch nicht schützen werden. So war Preußens Friedrich sicher, ohn' alle Wache. Denn er war nur das Schrecken Europa's, aber die Liebe seiner Völker. Und hingegen eben die Heere, welche für ihren 14ten Ludewig siegten, verheerten, bluteten, kehrten ihre Waffen gegen den 16ten Ludewig. So ward er erst der Gefangene seiner Garden und nachher des Volks.

Deutschlands Fürsten und Völker werden nie ein ähnliches Schicksal haben. Denn die letzten werden nie leiden und die ersten nie handeln, wie die Gallier. Deutschland hat so wie von jeher, also auch jetzt besonders die besten, weisesten und gerechtesten Fürsten, deren die meisten sich so geflissentlich bestreben, den Wünschen und Unbequemlichkeiten ihrer Völker freiwillig entgegen zu kommen. Auch hat die lange und glückliche Regierung des unsterblichen Friedrichs den Ton einmal angegeben und allgemein gemacht. Wer wollte sich wohl schämen, dem nachzuahmen, welcher das höchste Muster aller Könige seyn wird, so lange es Könige geben wird? Oder hat es nicht die Erfahrung bewiesen, daß dies die einzige sicherste Art sey, Völker zu beherrschen und zu beglücken. Seine Politik war nicht ein bloßes Ränkevolles Spinnegewebe, über welchem eine ewige Nacht brütete. Seine Grundsätze lagen offen vor den Augen der Welt. Ihm kümmerte es wenig ob die Afterpolitik sie verspottete, wenn nur der Erfolg sie bewährte. Seine Macht beruhte nicht auf Verheelung seiner Schwäche, oder auf Prahlerei, oder bloßer Schminke, sondern auf der natürlichen Stärke eines gesunden Körpers. Er fürchtete sich weder vor der Afterphilosophie, noch vor seinen Feinden, noch vor seinem Volke. Er schlug die erste selbst mit seiner Feder, so wie die zweeten mit seinem Schwerdte und zeigte sich seinem Volke, wenn es murrete. Ein Wort — und er war wieder, was er immer war, der Abgott seiner Nation. Mit Riesenhänden umspannte und hielt er das Ganze. Den Druck der mächtigen Hand fühlten oft die einzelnen Theile. Aber sie demüthigten sich unter die Nothwendigkeit und vertraueten seiner Weisheit, so wie man die unvermeidlichen Uebel der Natur beurtheilt und erträgt. Denn ob er gleich unumschränkt

und unwiederruflich befahl und herrschte, so erkannte man doch in ihm nichts mehr, als den Herrn in seinem Hause, welcher mit seinen Augen, Ohren und Händen, alles sah, hörte, that; nichts anders, als den Vater, welcher für seine Familie lebte, wachte, sparte. Vermögen und Ehre seines Volks war ihm eben so heilig, als sein Blut. Nur im Falle der Nothwendigkeit machte er Gebrauch davon und nie für sich, sondern fürs Ganze. Auf der einem Seite war er der uneingeschränkteste Monarch und auf der andern Seite hatte jeder Bürger unter ihm mehr Sicherheit, Recht und Freiheit, als in der freiesten Republik. Der König und der niedrigste Unterthan waren gleich, wenn es ihr Eigenthum betraf, und wenn die Waage der Gerechtigkeit inne stand, so hatte der Richter Befehl, sie nach der Seite des Unterthans hinzuneigen. Im Streite des Mächtigern mit dem Niedern, hatte dieser jederzeit mehr Hoffnung zu gewinnen, als jener. Und bey drohender Unterdrükkung kostete es ihm nichts mehr, als ein Wort, oder einen Brief. Alle so verschiedene Stände des Staats waren so natürlich in einander verschlungen, daß sie nur wirkend in einander greifen, aber keiner das Gleichgewicht aufheben, oder einander zu nah treten konnte. Die Pflichten des Bürgers und die Rechte des Menschen waren so weise gegen einander abgewogen, daß nie die einen mit den andern stritten. Jeder genoß die vollkommenste Freiheit des Geists und Sicherheit des Lebens, zwo Sachen, welche nie ein Bürger an den Staat abtreten wird und kann. Der Regent selbst gieng vor seiner Nation einher, die Fackel der Aufklärung in der Hand. Aber im Reiche der Wahrheit war er nicht mehr Monarch. Hier galt seine Stimme nicht mehr, als die Stimme jedes andern. Wer nicht wider die Gesetze des Staats handelte, der durfte

ungestraft denken, sprechen, schreiben, was er wollte. Auch kannte er keine Verbrechen gegen sich und seine Person, sondern nur gegen den Staat, so wie er auch keine persönliche Geheimnisse hatte. Seine Einnahmen, Ausgaben, Bedürfnisse und Vergnügen, so wie überhaupt die ganze Einrichtung und Verwaltung seines Staats wurden der Welt von Zeit zu Zeit vorgelegt, gleich, als wenn er öffentlich Rechenschaft ablegen müßte. Endlich zeichnete er durch sein Gesetzbuch und seinen Unterricht für Fürsten, welches beides die Welt erst nach seinem Tode erhielt, die einzige richtige Bahn vor, auf welcher Völker zum höchsten Glück und Fürsten zum höchsten Ruhm gelangen können. Und so steht vor den Augen der Welt seine Regierung noch immer da, bewundert von Fremden, gesegnet von den Seinigen, als ein immerwährendes Muster, wonach Fürsten nach ihren Verhältnissen sich zu bilden suchen.

Aber auch als ein Maaßstab, wonach Völker ihre Regenten messen. Mit aller Mühe und Kunst würde man es nicht erhalten, daß man entgegengesetzte Grundsätze für gut und richtig hielte. Ich wage sogar die Vermuthung, daß, wenn Friedrich nicht gelebt und regiert hätte, Frankreich noch seyn würde, was es war. Wie wäre es dem Gallier, welcher seine Könige abgöttisch verehrte, eingefallen zu glauben, oder gar zu verlangen, daß ein König gleich einem seiner Unterthanen und noch mehr, als dieser, arbeiten, wachen und sich fürs Ganze aufopfern müsse, oder mit der Sparsamkeit eines Privatmannes Schätze sammlen, Statt jener Machtsprüche sogar seine Sache den Gesetzen überlassen, die Zügel der Regierung mit eignen Händen halten und regieren und auch ohne jenen ungeheuren Aufwand und Pomp noch König seyn könne, wenn er nicht dies große und einleuchtende Beispiel vor sich gehabt

hätte. Wenn auch Philosophen bisweilen in ihren Schriften diese Forderungen an Könige gethan hätten, so würde man es für bloße philosophische Träume gehalten haben, wenn man nicht gesehn hätte, daß der deutsche Plato das ausführte, was der griechische Plato nur träumte. Kurz, nachdem die Natur an diesem ausserordentlichen Manne einmal gezeigt hatte, wie viel sie vermöge, seit dem halten die Völker sich für berechtiget, sie beym Worte zu halten.

Ihm hat Deutschland also größtentheils die guten Fürsten zu danken, welche es hat und künftig noch haben wird. Denn, wenn auch sein Beispiel sie nicht lehrte, so würden doch seine Anstalten sie zwingen, gut zu seyn. Aufklärung und Publicität wurden von ihm theils eingeführt, theils begünstiget. Da sie beide zum Glück der Welt und der Menschheit gehören, so ist ihr Werth eben dadurch schon entschieden. Wenn es jemand für rathsam hielte, sie aufzuheben, oder zu unterdrücken, so würd' ich ihn fragen, ob er es im Ernst auch noch für möglich halte? Und wenn es die Frage wäre, wer ihr wohl Grenzen setzen könne und müßte, so würd' ich ihm antworten: eben der, welcher der Sonne Grenzen gesetzt hat, oder noch setzen wird. Dieser Aufklärung haben wir es zu danken, daß Fürsten über ihre Rechte und Pflichten und ihr ganzes Verhältniß nachdenken und nach richtigern Grundsätzen handeln. Auf diese Art sehn sie ein, daß es vernünftige, denkende und urtheilende Wesen sind, über welche sie herrschen, welche belehrt und geleitet, aber nicht gezwungen werden wollen und können. Je lauter die Wahrheit in ihnen wird, desto mehr verstummt die Stimme des kriechenden Schmeichlers, welcher sie so gern zu untrüglichen Orakeln, oder allmächtigen Gottheiten machte. Auch sehn sie ein, daß die Wissenschaften

ihren rechten Platz nicht nur unter und neben, sondern auch auf dem Throne haben und daß Klugheit zu allen Zeiten mehr vermöge, als Macht und Gewalt.

Auf der andern Seite gewöhnen sich die Völker, heller zu sehn. Es ist nicht mehr die stumpfe Unwissenheit, welche erträgt, was sie muß, und thut, was sie kann. Sie fangen vielmehr an zu urtheilen, wie es ist und wie es seyn könnte und müßte. Ermattet ist selbst der strahlende Pomp, welcher sonst das Volk biendete, oder hinderte, sich zu nähern. Dieser Pomp thut nicht mehr seine Wirkung weder vom Throne, noch von der Kanzel. Das Volk sieht durch ihn hindurch und sucht und findet den Fürsten. Gesalbte des Herrn und Statthalter Gottes sind verrochene Blumen des veralteten Styls und ein Schall vor welchem Niemand mehr zittert. Sonst hatten Regenten nur einen Richter. Dies war die Nachwelt. So unpartheiisch auch immer dieser Richter war, so war er doch nur guten Fürsten wichtig und furchtbar. Die übrigen konnten ihre Rolle desto sicherer spielen, da sie wußten, daß sie nicht eher beurtheilt und gerichtet werden konnten, als bis sie dieselbe ausgespielt und abgegeben hatten. Daher glichen auch manche Regierungen der Vorzeit einem bloßen Gaukelspiele, bey welchem alles darauf ankömmt, daß man die Hände nicht sehen läßt. Aber nunmehr handeln Fürsten vor den Augen sehender, denkender und urtheilender Völker. Ihre Sicherheit und Glück, Werth und Ruhm hängt nicht erst von den Urtheilen der künftigen, sondern gegenwärtigen Welt ab. Denn diese kennt größtentheils ihren Charakter, und ihre ganze Art zu denken und zu handeln und erfährt ihre Einrichtungen und Gesetze, Absichten und Thaten, Fehler und Vorzüge. Wollten sie dies durch Verbote, oder Veranstaltungen

gen verhindern, so würden sie schon dadurch ein Mißtrauen gegen sich, oder ihre Völker verrathen und in jedem Falle sich selbst schaden. Und doch würden auch die klügsten und gewaltsamsten Maaßregeln ihren Endzweck nicht erreichen. Je stärker der Widerstand ist, welchen der Schall findet, desto mehr wird er verstärkt und verbreitet und tönt daher selbst aus der Ferne stärker wieder, als an dem Orte, wo er zuerst entstand. Und so ist, gut seyn, das einzige würksamste Mittel für Fürsten um glücklich, groß und sicher zu seyn.

Selbst seine natürliche Lage und politische Einrichtung macht Deutschland zu einem der glücklichsten und dauerhaftesten Staaten. Gerundet und an einander gekettet, liegt es weder zu entfernt, noch auch zu nah am Ocean. Auf diese Art kann es die Schätze fremder Welttheile ziemlich leicht erhalten, ohne in die Versuchung zu kommen, in andern Welttheilen Eroberungen zu machen, Kriege zu führen, und um eroberte Länder zu behaupten, sein Vaterland zu entvölkern. Was half es dem Spanier, daß er Amerika plünderte. Der deutsche Fleiß lockte seiner Trägheit diese Schätze nach und nach wieder ab. Ueberdem gab die Natur Deutschland ein gemäßigtes und gesundes Klima und fast durchgängig einen Boden fruchtbar an den unentbehrlichen Bedürfnissen. Den Mangel der einen Gegend kann der Ueberfluß der andern ersetzen. Eben dieses gemäßigte Klima giebt seinen Bewohnern einen gemilderten und ruhigen Charakter, welcher sie zur Thätigkeit und Zufriedenheit leitet und gemilderte Regierungsform, Gesetze und Religion. So verschieden auch die kleinern und größern Staaten sind, aus welchen es zusammengesetzt ist, und so verschieden selbst ihre politische Einrichtung und Regierung ist, so sind sie doch alle vor demokratischer und aristokratischer Tyranney gleich sicher.

In faſt jedem derſelben hat der Unterthan die nöthige Sicherheit und Freiheit. Selbſt ihre Fürſten dürfen an dem Eigenthume derſelben ſich nicht vergreiffen. Denn auch ſie haben ihre Richter. Und noch weniger darf ein Fürſt dem Beſitz und den Rechten eines andern zu nah treten. Denn alle ſchützen einen. So wird ſelbſt der kleinſte Staat unüberwindlich. Dies iſt die Folge jenes heilſamen National-Convents zu Osnabrück, welcher Deutſchlands Ruhe ſo lange ſchon erhielt und noch erhalten wird. Der einzige gefährliche Fall wäre, wenn eins ſeiner Häupter, deſſen Macht und Habſucht gleich groß wäre, über Deutſchland gewaltſam herfiele. Aber dann wär es auch ein natürlicher Fall, daß alle übrigen Theile durch ihre Vereinigung das Gleichgewicht hielten und daß ſelbſt auswärtige Nationen darzu beytrügen. Noch weniger hat Deutſchland von auswärtigen Feinden zu fürchten. Denn wer könnte ſeine vereinigte Macht überwältigen? Daher iſt es auch das Land, welches ſeit ſo langer Zeit den wenigſten Verluſt und die wenigſten Veränderungen erlitten hat. Und daher ſind auch ſeine Bewohner in Vergleichung mit andern Ländern bey weiten die glücklichſten. Denn unter welcher Nation herrſcht der Geiſt der Ruhe, der Ordnung, der Thätigkeit, der Treue und der Vaterlandsliebe ſo allgemein, als unter den Deutſchen. Oder welche Nation hat mehr arbeitſame Hände, oder mehr Erfindungsreiche Künſtler jeder Art, oder beſſer bebauete Fluren? Wo herrſcht im Ganzen mehr Reichthum und Wohlſtand? Zwar nicht jener Reichthum, welcher einzelne zu Fürſten und tauſende jedesmal zu Bettlern macht, ſondern vielmehr derjenige Wohlſtand, welcher das Mittel iſt zwiſchen Schätzen und Armuth. Welche Nation hat beſſere, oder auch mehr gute Fürſten, mehr Freyheit zu denken, mehr Duldung und mehr wahre

Aufklärung? Diese Aufklärung wird und muß sogar immer mehr zunehmen. Die meisten Fürsten gehn entweder mit der wohlthätigen Fackel derselben ihren Völkern vor, oder finden es doch rathsam, dieselbe bedächtig zu nähren. Und wenn auch ein, oder der andere Staat den Einfall bekäme das Licht der Aufklärung auszulöschen, was würd' es helfen? Es würde doch vielleicht eben dadurch in benachbarten Gegenden desto heller aufgehn und so durch den Widerschein auch die dunkeln Gegenden erleuchten. Eben diese Aufklärung, welche den Sektiergeist vertilgt und den Geist der Duldung einführt, sichert Deutschland vor dem einzigen fürchterlichsten Uebel, welches es einigemal schon erfuhr, vor Verfolgung und Religionskriegen.

Selbst die Fehler und schädlichen Folgen, welche man aus der Einrichtung des deutschen Staatskörpers herleitet, sind von der Art, daß man sie leichter für Glück, als Unglück halten kann. Da er aus so vielen kleinern und größern Theilen zusammengesetzt ist, so kann nie der Nationalgeist entstehn, welcher andere Nationen so auszeichnet. Ich geb' es zu. Ich gestehe sogar, daß oft der Fall war, wo Deutsche Deutsche haßten, bekriegten, verfolgten und daß Deutschland zu allen Zeiten von außen weniger zu fürchten hatte, als von innen. Indessen verhält sich Deutschland, so wie jeder große Körper, dessen einzelne Theile, so oft das Ganze in Gefahr kömmt, ihr Interesse, Neigungen und Streitigkeiten vergessen und so in ein übereinstimmendes Ganze zusammenfließen. Dies hat die Erfahrung mehr als einmal schon bewiesen. Auch kann dieser Nationalgeist immer mehr erweckt und verbreitet werden. Dies ist das Werk unserer Schriftsteller, welche unter den verschiedenen Nationen gleiche Denkungsart und Gesin-

nungen verbreiten. Und endlich dürfen wir es sogar diesem Mangel an Nationalgeist zuschreiben, daß wir die Stufe von Glück erstiegen, auf welcher wir stehn. Denn Nationalgeist artet gemeiniglich in Nationalstolz aus. Dieser aber ist nicht geneigt, fremdes Gute anzunehmen und nachzuahmen. So werden Spanier und Türken und andere noch lange unwissend, arm und ohnmächtig bleiben, da wir hingegen jede Kunst und Erfindung des Friedens und des Krieges aufnahmen, vervollkommneten und uns in den Stand setzten, die Völker zu entbehren und zu besiegen, von welchen wir sie lernten. Freilich würde Deutschland, wofern es nicht in so viele Theile zerstückt wäre, in der politischen Welt eine viel wichtigere und glänzendere Rolle spielen können. Wer könnte seiner Macht und seinem Muthe widerstehn? So würde es Nationen unterjochen und die Schrecken seiner Waffen von allen Seiten verbreiten. Aber so würde es auch das Schicksal aller erobernden Nationen haben, es würde bekriegen und bekriegt werden und erst andere und drauf sich selbst zerstören. Besser ists, es genießt ungestört seine Sicherheit und sein Glück, sicher gegen die Waffen seiner Nachbarn, aber nicht eben so gegen ihre Grundsätze.

Denn wo erschallen jetzt nicht jene so schmeichelhaften als zweydeutigen Worte: Freyheit und Gleichheit? zwey Worte, welche eben so leicht das Unglück, als Glück der Völker werden können, je nach dem sie recht verstanden werden, oder nicht.

Soll diese Gleichheit einen Zustand menschlicher Gesellschaften bedeuten, ohn alle gewöhnliche Verschiedenheit, welche Stände, Aemter, Würden und Vermögen einführen, so ist es ein Wort ohne Sinn und eine Sache, welche man nicht in

der Welt, sondern nur in Gedichten finden kann. Denn weil es für die Menschheit im Ganzen ein schmeichelnder Gedanke ist und die meisten Uebel in der Welt freilich von dem Drucke dieser übertriebenen und gemißbrauchten Ungleichheit herrühren, so kamen die Dichter auf den Einfall in dem Gemälde des ersten und glücklichsten Zeitalters die herrschende Gleichheit zur Hauptfarbe zu machen. Aber dies war auch nur die Welt der Dichter und nicht der Menschen. Man nenne auch nur eine mäßige Gesellschaft ohne Verschiedenheit. Die Geschichte zum wenigsten weiß keine. Selbst Nationen, welche sich noch nicht zu einem ordentlichen Staatskörper mit seinen verschiedenen Gliedern gebildet hatten, hatten nicht nur eine nothwendige Verschiedenheit, sondern fanden sie auch gemeiniglich drückender, als gebildete Staaten. Der welcher heut erst durch seine überwiegende List und Stärke über andere sich erhoben hatte, ward schon morgen ihr Räuber und Unterdrücker. Kein Wunder, da die verschiedenen Stände und Ordnungen gegen einander noch nicht abgewogen, eingeschränkt und gesichert waren, so daß einer den andern und alle das Ganze im Gleichgewicht erhalten konnten. Diese Gleichheit war also nie.

Und sie konnte auch nicht einmal seyn. Kein Blatt ist dem andern gleich. Und Menschen, welche schon durch die Bildung ihres Gesichts und ihres Körpers so unterscheidbar sind, sollten in der politischen Welt allein gleich seyn? Hier, wo Stärke des Geistes, des Körpers und des Vermögens so viel können, hier sollte der Weise, der Thätige, der Muthige, der Reiche nicht mehr gelten und vermögen, als der Thor, der Träge, Feige und Arme? Wichtige Aemter und Geschäfte, Anstrengung und Aufwand von Weisheit und Kraft sollten nicht in der mehrern Achtung theils Reizung, theils Belohnung finden?

Und wenn auch dieſe Ungleichheit auf einmal gewaltſam aufgehoben würde, was würd' es helfen? Sie würde doch gleich drauf wieder hervorbrechen. Das Stück würde fortgeſpielt werden, der Unterſchied wäre nur, daß die Rollen verwechſelt und andern aufgetragen würden, und — daß die Welt ſich übler dabey befände, als vorher. Denn nur wenigen können wir ſo viel Weisheit und Güte zutrauen, daß ſie die durch Liſt erſchlichene, oder durch Gewalt erzwungene, oder auch ſelbſt durch Verdienſt errungene Vorzüge nicht mißbrauchen ſollten, mehr, als wenn ſie dieſelben ſchon länger beſeſſen, oder ſogar geerbt hätten. Auf der andern Seite iſt der Niedrige geneigter, ältere gewohnte Vorzüge an andern zu ertragen, als den, welcher durch einen plötzlichen Sprung ihn auf einmal überhohlte. Im Ganzen aber wäre ein beſtändiges Streben und Entgegenſtreben unvermeidlich, gleich einer Gährung, welche ſo lange dauert, bis alles von einander geſchieden und hell iſt.

Alſo können die, welche eine unbeſtimmte Gleichheit predigen, ſchon deswegen nicht Recht haben, weil ſie die Natur wider ſich haben. Dieſe Natur giebt ſich ſichtbare Mühe, durch Vertheilung ihrer Güter und Vorzüge, die Verſchiedenheit unter den Menſchen zu erhalten, um ſo mehr, da ſie das Glück der Menſchheit größtentheils an dieſelbe gebunden hat. Es iſt ausgemacht, daß der Menſch, ohne bürgerliche Geſellſchaft nicht glücklich werden kann, aber er würde es in derſelben auch eben ſo wenig werden, ohne jene wohlthätige und nöthige Ungleichheit. Man denke ſich nur einmal das Gegentheil. So wären ja auf einmal alle jene wohlthätigen Banden zerriſſen, welche Menſchen an Menſchen feſſeln und ſo ihr Leben angenehm und bequem machen. Nicht mehr verbunden

mit dem Ganzen, sondern abgerissen stünde der Mensch da, als einzelner Theil, ohne Theilnahme und ohne Schutz. Jeder wäre und hätte so viel, als der andere und alle zusammen wären und hätten nichts. Jeder lebte bloß für sich. Keiner beföhle, keiner gehorchte, keiner erzeigte und keiner genösse Achtung. So fiele nicht nur ein vorzüglicher Reiz des menschlichen Lebens, sondern auch Wohlstand und Sittsamkeit hinweg. Was soll ich sagen von den unzählichen gegenseitigen Dienstleistungen, Unterstützungen und Bequemlichkeiten, welche das menschliche Leben weder entbehren, noch auch irgendwo anders her, als von der Verschiedenheit der Menschen erwarten kann. Der Schwächere fände keinen Schutz und Rath, der Stärkere keine Achtung und Ehre. Dem Gewerbe fehlte es an arbeitenden Händen und den Künsten an Aufmunterung und Belohnung. Neigung und Theilnahme, zwo Sachen, welche das Leben so sehr versüßen, die Summe des Guten vervielfältigen und den Mangel eigenen Glücks ersetzen, hätten alsdann nicht Statt. Kein Diener nähme Antheil an der Ehre seines Herrn, kein Herr an der Geschicklichkeit seines Dieners, kein Armer an den Gütern des Reichen, kein Reicher an den Arbeiten des Armen, weit gefehlt, daß man durch Neigung und Vortheil an das Ganze gebunden, Ehr und Glück seines Volks für die seinigen hielte, und so jener glänzenden Tugenden fähig würde, welche nur der Patriotismus hervorbringen kann. Also wäre unbeschränkte Gleichheit nicht einmal nützlich, sondern höchst schädlich, wenn sie auch sogar möglich wäre.

Wo wäre aber auch der Unbesonnene, wird man sagen, welcher Verdiensten nicht Vorzüge zugestehn, oder sie nicht schätzen und ehren wollte, wo er sie findet? Aber was sollen

jene leeren Titel, jene oft erſchmeichelten, oder erkauften, oder verſchwendeten Gunſtbezeugungen, oder auch jene von Vorfahren ererbten und von Nachkommen ſo oft gemißbrauchten Vorzüge? Betrachten wir die Sache von einer andern Seite. Wenn es ſchon klein iſt, auf eitele und leere Vorzüge ſtolz zu ſeyn, ſo muß es noch kleiner ſeyn, die welche es ſind, zu beneiden, oder zu haſſen. Wenn auch dieſe Art von eitelem Stolze hinwegfiele, ſo würde doch die Eitelkeit ſelbſt unter den Menſchen nicht aufhören. Oder herrſcht ſie nicht in der Welt auch unter ſo manchen andern Geſtalten? Wer dieſe äußern Vorzüge beſitzt, iſt entweder ein vernünftiger Mann, oder nicht. Im erſten Falle wird er ſie ſo beſitzen, als wenn er ſie nicht hätte. Im letztern Falle wird er eben dadurch verrathen, daß er ein Thor ſey. Und dann hat er mehr verloren, als gewonnen. Ueberhaupt, wenn die Eitelkeit dergleichen Vorzüge nicht beneidete, ſo würde es auch nicht ſo reizend ſeyn, ſie zu beſitzen. Es iſt alſo ſogar die Sache derjenigen, welche ſie beneiden, zu machen, daß ſie ihnen weniger drückend werden. Sie dürfen ja nur ihre Art zu denken berichtigen und ihre Art zu handeln verbeſſern. Wenn ſie auf dieſe Art weder beneiden, noch ſchmeicheln und ſelbſt nach wahren Verdienſten ſtreben, ſo werden ſie den eiteln Stolz ihrer Mitbürger entwaffnen, oder demüthigen. Was aber die geerbten Vorzüge betrift, ſo waren ſie doch größtentheils einmal die Belohnung des Verdienſts, da wo ſie entſtanden und nach der Zeit öfters die Auffoderung zu neuen Verdienſten. Warum ſollte es beleidigen, daß ſie vererbt werden? Nimmt man es doch nicht übel, daß Väter ihre Güter ihren Nachkommen überlaſſen. Wer Begriffe von wahrer Ehre hat, der weiß, daß ſelbſt der Adelbrief nichts anders ſey, als eine Verpfän-

dung seines Nahmens für rühmliche Thaten und wer sie nicht hat, dessen Urtheil und Betragen kann weder erniedrigen, noch kränken. Ueberdem liegt die Schuld nicht an den verschiedenen Ständen, sondern an der mangelhaften Einrichtung des Staats, wenn die niedern von den höhern geplagt, oder unterdrückt werden können. Dies ist auch nur der Fall in einem verfinsterten Zeitalter. Je mehr Land die wahre Aufklärung nach und nach gewinnt, desto näher bringt sie die verschiedenen Stände an einander und trennt Falsches vom Wahren, Schatten von Körper und Vourtheil von Wahrheit. Wenn die allgemeinen Urtheile auf diese Art erst geläutert, oder berichtiget sind, dann verliert sich der Stolz der Höhern und der Neid der Niedern von selbst. Aus den Veränderungen, welche in dieser Rücksicht unser Zeitalter erlitten hat, kann man ziemlich gewiß schließen, wie das künftige seyn werde.

Die Denkungsart der großen und kleinen Städte ist schon jetzt so auffallend verschieden, daß es wenig Mühe kostet, den Bewohner der einen, wie der andern zu erkennen. Der fette Stadtvoigt eines magern Weichbildes steigt gewiß mit mehr Grandezza nach seinem Rathhause, welches zugleich noch den Rathskeller und das Brauhaus der Stadt vorstellt, als der römische Consul nach dem Kapitol. Er würde sich es nicht vergeben, auszugehn, ohne den ihm nachtretenden Liktor, welcher vielleicht noch die Aemter des Stadtschreibers und Einnehmers in seiner Person vereiniget. Aus Besorgniß für seinen Rang, wird er sich hüten, mit dem Pastor loci Gevatter zu stehn, oder gar mit dem Rector scholae zum Abendmale zu gehn. Mit mehr Scharfsinn, als man ihm zutrauen sollte, weiß er zu bestimmen, in welcher Person er mit jedem sprechen, wem einen Stuhl setzen lassen, wen bis an die Thüre

begleiten und welcher Dame er seine Hand anbieten darf. Und doch so oft dieser kleinliche Stadtvoigt ausgeht, sieht er sich angestaunt von entblößten Häuptern, als wär er ein Satrap eines Persischen Königs; da hingegen der Präsident der Hauptstadt, bey hundertmal mehr Einsichten, Einkünften, Würde und Macht, unkennbar an seiner Kleidung, Miene und Begleitung unter seinen Bürgern einhergeht, als wär er einer ihres Gleichen. Ein Landjunker verirrt sich in eine große Gesellschaft in der Residenz. Er hofft sein Nahme werde sogleich Aufmerksamkeit erregen. Umsonst! Er sucht daher den Eindruck zu verstärken, indem er fortfährt — Landshauptmann — Umsonst! Die Gesellschaft bleibt kalt. Verzweifelnd setzt er hinzu: — Erb und Gerichtsherr zu — — und nun verzieht die Gesellschaft ihre Miene zum Lächeln. Mit noch größerer Befremdung sieht er Menschen von allen Ständen und Ordnungen vermischt, den Geheimderath mit dem Sekretär am Spieltische, den Künstler und Kaufmann mit dem Gelehrten, den Gelehrten mit dem Minister und den Lieutenant mit seinem General in vertraulicher Unterredung und alle zusammen bald drauf an einer Tafel, nach keiner andern Ordnung, als welche der Zufall hervorbrachte. Und doch hat die Fesselfreie Vermischung die wahre Ordnung der Dinge und Geschäfte nicht im geringsten aufgehoben. Den Tag drauf schreibt der Sekretär ehrerbietig nieder, was sein Geheimderath ihm vorsagt, der Lieutenant empfängt die Befehle seines Generals und der Gelehrte vergißt an seinem Pulte, daß er gestern mit Excellenzen sprach. Wenn nun schon die aufgeklärte Denkungsart großer Städte sich über Vorurtheil und leeren Prunk hinwegzusetzen und die nöthige Ungleichheit der Menschen so zu mildern weiß, daß sie Niemanden mehr lästig

werden kann; sollte man da nicht hoffen, daß diese Denkungsart immer höher steigen und nach und nach allgemein werden dürfte? Gewiß, kann, wird und muß es endlich dahin kommen, daß man wahre Ehre von falscher, innere von äußerlicher, wesentliche von zufälliger, Verdienste von Titeln und Amt und Würde von der Person trennen und unterscheiden lernt. Dann wird Niemand mehr scheinen und gelten, als er ist. Amt und Rang ohne Verdienste werden leichter schänden, als ehren. Achtung hängt dann an Talenten, Verdiensten und Güte, nicht an Stand und Amte. Man wird sie schätzen, an welchem Orte man sie auch immer findet. Denn Hoheit berechtiget nicht zu verachten und Niedrigkeit nicht verachtet zu werden. Eingebildete Größe wird vor dem Lichte der Vernunft verschwinden, wie der Nebel vor der Sonne. Und je mehr nach und nach Titel und geerbte Vorrechte außer Curs kommen, desto weniger wird man in Versuchung kommen, sie zu gebrauchen, oder wohl gar zu erkaufen. Der Bürger, welcher heut vertraulich mit seinem Richter einhergeht, empfängt von seinem Tribunal den Tag drauf ehrerbietig sein Urtheil und der General, welcher heut den Pokal auf das Wohl seiner niedrigern Krieger leert, läßt morgen vielleicht Widerspenstige und ihre Anführer an der Spitze des Heeres niederschießen, ohne daß nur einer etwas anders dabey dächte, als — es ist recht! Dies ist die höchste Gleichheit unter Menschen, welche sich nur denken, oder sogar träumen läßt. Sie ist die Folge der zunehmenden Aufklärung und das Kennzeichen des glücklichsten erst künftigen Zeitalters. Die Art zu handeln muß sich verändern, sobald die Art zu denken verbessert ist. Die verschiedenen höhern und niedern Stände müssen in ihrer Denkungsart, Sitten und Geschmack einander sich

mehr nähern. Man muß jenen nicht die Erziehung und diesen den Mangel derselben ansehn. Die höheren Stände müssen ihren Dünkel und Steifheit und die niedrigen ihre Rohheit und Plumpheit ablegen. Jene müssen zur Natur und Simplicität zurückkehren, diese sich zu Geschmack und Feinheit erheben. Jene müssen ihre erkünstelten, diese ihre rohen Vergnügen vergessen. Kurz, beide Theile müssen einander auf dem Punkte der Natur, der Vernunft und des richtigen Geschmacks treffen. So lange dies letzte noch nicht geschehn ist, so lang ist die Welt für jene Gleichheit noch nicht reif. Denn sie muß nur erwartet, aber nicht stürmisch beschleuniget, nur gehoft, aber nicht gewaltsam erzwungen werden. Kurz, sie ist das Werk der Philosophie, nicht der träumenden, oder brausenden, sondern nach und nach allgemein und sanft herrschenden Philosophie.

Die einzige Gleichheit also, welche Menschen möglich und nothwendig ist, bleibt die Gleichheit des Rechts. Wenn die Hütte des Niedrigen eben so heilig ist, als der Pallast des Mächtigen, wenn seine Ehre, Eigenthum, Leben eben so unverletzlich, wenn er gegen willkührliche Zumuthungen sicher, gleiche Rechte und gleiche Richter findet, wenn er in seinem Hause und auf seiner kleinen Flur eben so sicher Herr ist, als der Reiche in seinen unermeßlichen Besitzungen, wenn er durch nichts sich eingeschränkt fühlt, sein Glück zu verbessern und zu höhern Würden und Ständen hinaufzustreben, so können alle noch so verschiedenen Ordnungen in der Gesellschaft ihm nicht schaden. Er ist allen gleich, als Mensch und als Bürger, genießt so wie jeder die vorzüglichsten und allgemeinen Rechte des Staats und hat das Recht, sich immer mehr Antheil an den Vorzügen und Vortheilen desselben zu erwerben. Aber

diese Gleichheit findet nicht Statt außer der bürgerlichen Verfassung, außer welcher es überhaupt kein Recht giebt, nicht unter dem Despotismus, welcher nach Willkühr handelt und das Recht über fremdes Eigenthum sich anmaßt, nicht unter dem Fanatismus, welcher das Recht nach Meinungen mißt, sondern allein unter dem Schutze billiger und vernünftiger Gesetze. Wenn daher Gleichheit unter Menschen möglich ist, so kann man sie nirgends suchen und finden, als in einem wohl eingerichteten Staate.

So wie auch die Freiheit! — ein Wort, welches jetzt öfter, als jemals genannt, aber auch weniger, als jemals richtig verstanden wird und eine Sache, der menschlichen Natur so theuer und unentbehrlich, daß schon der bloße Schall derselben jedes Herz begeistert. Und in der That, wer gegen ihren Verlust gleichgültig seyn kann, der hat noch nicht gelernt, ein Mensch zu seyn. Aber diese Freiheit kann eben so leicht das Unglück, als das Glück der Welt werden, je nach dem sie richtig erklärt und bestimmt, oder mißverstanden und übertrieben wird. Wenn, ihr, o Philosophen, sie prediget, so verwaltet ihr eben dadurch euer Amt, nur müßt ihr sie auch so bestimmen, daß sie mit dem Glücke der Welt besteht. Denn die unerfahrne Menge, die gemeiniglich die Dinge in der Welt sich so denkt, wie sie dieselben wünscht, träumt sich unter derselben eine völlige Befreiung von allen Verbindlichkeiten, Befehlen, Gesetzen, Ordnungen und allen größern und kleinern, vermeidlichen und unvermeidlichen Uebeln. In diesem Verstande würde man sie leichter verlieren, als finden. Denn wenn ich keine Verbindlichkeiten gegen andere anerkenne, so darf ich auch keine von andern erwarten oder verlangen. Wenn ich thun darf, was ich will, so haben auch andere dies Recht und

wenn ich allgemeine Laſten nicht mit tragen will, ſo darf ich auch an allgemeinen Vortheilen keinen Antheil nehmen. So entſtünde ein Krieg aller wider alle. Liſt und Stärke wären ſtatt Geſetze und Rechte. Und der Menſch, bald bedroht und bald gekränkt an der Sicherheit ſeines Eigenthums, ſeiner Ehre, ſeines Lebens ſollte noch frey ſeyn? In der That können Menſchen nie frey leben, wenn ſie nicht eingeſchränkt und verhindert werden, willkührlich, leidenſchaftlich und gewaltſam zu handeln. Eben das Geſetz, welches mich hindert, andern zu ſchaden, erklärt mich für frey von den Beeinträchtigungen anderer. Dies kann alſo die Freiheit nicht ſeyn, welche Philoſophen empfehlen und rühmen könnten. Auch widerſpräche dies ſo ganz ihren Begriffen von Freiheit. Denn iſt es nicht ein Satz der neuern Philoſophie, daß der Menſch nicht einmal frey denken und handeln könne, daß vielmehr ſeine Handlungen von ſeinen Vorſtellungen und dieſe von den Umſtänden abhängen? Ueberhaupt mag man ſich den Menſchen denken, wie und wo man will, ſo findet man ihn nie anders, als in dem Stande einer eingeſchränkten Freiheit. Ich denke mir ihn in ſeiner Wildheit ohn' alle Cultur. Zwar fühlt er hier über ſich weder Beherrſcher, noch Geſetze. Aber Elemente und wilde Thiere, Mangel und Schmerzen werden ſeiner natürlichen Freiheit nur allzuenge Grenzen ſetzen. Nunmehr fängt er an zu denken und zu handeln und ſo ſteht er unter der Vernunft, welche ſeinen Weg ihm vorzeichnet und unter dem Gewiſſen, welches ihn richtet. Drauf tritt er in die bürgerliche Geſellſchaft. So bald er an den Vortheilen derſelben Antheil nimmt, ſobald übernimmt er auch die Verbindlichkeiten, ohne welche jene nicht Statt fänden. Und wenn er nun ſich von derſelben auch wieder losriſſe, ſo hinge er doch noch

von seinen Leidenschaften und Bedürfnissen ab. So verschmähte Diogenes die Gunst der Könige und war doch Sklav seiner Launen und seines Stolzes. Bürgerliche Freiheit des Menschen kann also nur darinn bestehn, daß er nichts thun und leiden darf, was die Gesetze nicht erlauben, oder befehlen. Daß er den besondern Rechten anderer nicht zu nah treten darf, eben dies sichert seine Freiheit von der Seite anderer. Und daß er die unvermeidlichen, allgemeinen Einschränkungen und Lasten, ohne welche das Ganze sich nicht erhalten könnte, mit tragen muß, das ist eben so natürlich, als daß er, um die unzähligen Vortheile der Natur zu genießen, auch ihren mannichfaltigen Unbequemlichkeiten sich unterwerfen muß. Kurz, so lang er ungestört seine Einsichten, Fleiß und Kräfte anwenden und die Früchte seiner Arbeiten genießen kann, so lang er sein Eigenthum und Besitzungen behalten, genießen, verwalten und verwenden kann, wie er will, so lange sein Körper und sein Leben unter Niemanden steht, als unter dem Gesetze, so lange seinem Geiste nicht zugemuthet wird, anders zu denken, zu glauben, zu handeln, als seine Einsichten und Ueberzeugungen erlauben, so lange weiß er selbst nicht, was er will, wenn er über Mangel der Freiheit klagt.

Aber sollt es denn nicht erlaubt, oder wohl gar nothwendig seyn, wenigstens eine Verbesserung der Staaten zu wünschen? Welche Veränderungen haben nicht seit dreyßig Jahren alle Künste, Gewerbe und Wissenschaften erfahren? Wie so ganz anders, als sonst, denkt man in der Theologie, Philosophie, Jurisprudenz, Medicin und Oekonomie? Der ganze Geist der Welt scheint sich verändert und veredelt zu haben und die Politik sollte allein keinen Antheil daran nehmen? oder allein keiner Verbesserung bedürffen? Schon die verän-

derte Stimmung des Zeitalters, seine Denkungsart, Sitten und Bedürfnisse verlangen eine Abänderung der Gesetze und Maaßregeln der Regierung. Denn was wäre widernatürlicher, als wenn die Politik, ganz in dem Geiste und in der Gestalt der vorigen Jahrhunderte, der Stimmung des gegenwärtigen Zeitalters auf eine empörende Art entgegen treten und nicht vielmehr weißlich sich ihr anschmiegen wollte? Oder wo ist der Staat, welcher noch auf seinem ersten einfachen Grunde beruhete, auf welchem er errichtet wurde? welcher nicht vielmehr bald durch List, bald durch Gewalt, seine ihm übertragenen Rechte ausdehnte, seine Macht vergrößerte und so manche Mißbräuche entweder einführte, oder zum wenigsten einschleichen ließ, kurz, welcher so wäre, daß er von dem gehorchenden Theile freiwillig jetzt wieder gewählt und angenommen werden würde?

Ich geb' es zu, daß es hin und wieder noch Staaten giebt, welche nach falschen Grundsätzen handeln, in welchen die Rechte des Menschen, des Bürgers und des Regenten in einem sichtbaren Widerspruche stehn, wo der Despotismus entweder nach keinen, oder doch nur nach willkührlichen Gesetzen herrscht, wo die Kunst des Politikers darinn besteht, zu täuschen und zu unterdrücken, die Kunst des Financiers, zu rauben und zu plündern und das Amt des Priesters, zu verfinstern und zu herrschen; wo die verschiedenen Stände in keinem Gleichgewichte gegen einander stehn, wo die Lasten des Staats nicht nach seinen Kräften berechnet, oder ungerecht und drükkend vertheilt sind, kurz, in welchen eine innerliche gefährliche Krankheit verborgen liegt, deren Ausbruch früher, oder später den unvermeidlichen Untergang droht.

Aber

Aber so sind nicht eure Staaten, Völker der Deutschen! Die eurigen sind entweder gesunde, starke Körper, oder wenigstens Körper deren kleine Unordnungen nicht die gewaltsamen Hände der Chirurgie, sondern nur die leichten Mittel einer gelinden Medicin verlangen. Dies könnt ihr ruhig von der Zeit erwarten, welche stärker und unschädlicher würkt, als Gewalt. Entgegen gesetztes Streben, wird, so wie in der ganzen Natur, endlich den einzigen sichern Mittelpunkt finden, oder um mich anders auszudrücken, die unangenehmen Härten, wofern es deren einige giebt, nach und nach unvermerkt abreiben und ausglätten. Bescheidene Vorstellungen und nöthige Klagen werden ein ofnes Ohr finden. Fürsten werden sogar, wie bisher, ihnen zuvorkommen. Sollte man nicht von dem, was sie seit dreyßig Jahren thaten, auf das schließen, was sie künftig thun werden? Aufmerksam auf nöthige Verbesserungen, boten sie ihre Hände dar, oder foderten gar ihre Völker auf, sie vorzuschlagen und auszuführen. So bekam der öffentliche Unterricht und die Gesetzgebung eine bessere Gestalt, so entstand eine Menge von Anstalten für Unglückliche jeder Art. Sie selbst schienen keinen andern Ehrgeiz zu kennen, als den, von ihren Völkern geliebt zu werden. Sparsam für sich und freigebig gegen den Staat, zurückgekommen von den Träumen prahlender und Prunkvoller Größe, wandelten sie unter ihren Völkern, desto sicherer der Verehrung, je weniger sie dieselbe erzwangen. Ihr Beispiel wird immer allgemeiner würken, je auffallender und gefährlicher es für die seyn würde, welche demselben entgegen handelten. Wenn es auch nicht ihr Wille thäte, so würde schon Vorsicht und Erfahrung sie zwingen gut zu seyn. Diese Erfahrung lehrt, daß nur diejenige Regierung unerschütterlich ist, welche sich auf Vernunft, Menschlichkeit

und Billigkeit stützt. Der herrschende Geist des Zeitalters, welcher in allen Völkern mehr, oder weniger sichtbar strebt, läßt ihnen kein anderes Mittel übrig, als gut zu seyn. Und dem immer höher steigenden Lichte der allgemeinen Philosophie kann man sich weder verbergen, noch entfliehn. Man kann ihre Foderungen nicht mehr bestreiten, man muß sie also erfüllen. So wirst du, o Germania, früher, oder später den Ausspruch des Weisen erfüllt sehn: Glücklich ist der Staat, wo Philosophen herrschen, oder Herrscher philosophiren, und ruhig den Punkt erreichen, welchen andere Völker mit Aufwand ihrer Ruhe, Vermögens und Bluts erreichten, oder auch nur errreichen wollten.

C. F. Sangerhausen.

IV.

Einige Zweifel über des Herrn Professor Heydenreichs Skitze einer Untersuchung über die Gültigkeit der Testamente, nach dem Naturrecht *).

So gern und aufrichtig ich dem Herrn Verfasser der vorangeführten Abhandlung, wegen der vielen neuen und treflichen Bemerkungen, womit Er diese streitige Materie bereichert hat, meinen ungeheuchelten Dank zolle, und so sehr ich in Rücksicht der darinn aufgestellten allgemeinen Principien des Naturrechts mit Ihm einverstanden bin; so sehr gehe ich doch von dem, aus den vorausgeschickten Grundsätzen von Ihm gezogenen Hauptresultate ab. Die Sache ist zu interessant, und die Schlußfolge für das Ganze zu wichtig, als daß ich nicht freymüthig meine Meynung über die Streitfrage sagen sollte. Bey Entwickelung der Frage:

*) in seinem Buche: Originalideen in der Philosophie betitelt.

Sind Testamente schon nach dem Rechte der Vernunft als gültige Eigenthumsverfügungen anzusehen?

kommt es einzig und allein auf die richtige Bestimmung der Dauer des Eigenthumsrechtes an. Nach des Herrn Verfassers Meynung ist das Eigenthumsrecht, und das mit diesem verbundene Dispositionsrecht so wenig an gewisse Grenzen der Zeit gebunden, daß der Mensch über das Seine so weit hinaus Verfügung treffen kann, als er mit seinen der Vernunft gemäßen Entwürfen zu reichen im Stande ist. Ich hingegen behaupte:

„daß der Tod die Grenzlinie aller Rechte und Verbindlichkeiten des Menschen ist,

und unterstütze diese Behauptung mit folgenden Gründen.

I.

Der Mensch ist ein Wesen, welches einen gewissen Zweck verfolgt, und daher befugt ist, sich aller der Mittel zu bedienen, wodurch er am leichtesten zu dessen Erreichung gelangen kann. Hieraus folgt aber, daß der Mensch nur so lange ein Recht hat, sich dieser Mittel zu bedienen, als wie lange er diesen Zweck würklich verfolgt, oder nach seinem physischen, und moralischen Vermögen zu verfolgen im Stande ist; d. h. so lange er noch Mensch ist. Der Verfasser sagt das Nähmliche mit folgenden Worten:

„Alle ursprüngliche Rechte des Menschen, sind in dem „Character seiner Persönlichkeit befaßt.

Unter dem Character der Persönlichkeit versteht Er aber:

„Das rechtliche Verhältniß des Menschen zu seinem ei„genen Wesen; zu dem moralischen Urtheile Anderer

„über ihn, und endlich zu den nicht persönlichen Din„gen dieser Welt.

Sobald also der Character der Persönlichkeit des Menschen aufhöret, hören natürlicher Weise auch die in ihm gegründeten Rechte auf. Daher bedarf es keines weitern Beweises, daß durch den Tod sowohl alle diese bloß auf Persönlichkeit beruhenden Verhältnisse, als auch die hieraus entspringenden Rechte vernichtet werden müssen.

II.

Wenn nun, wie im Vorhergehenden gezeigt worden, der Tod das Recht des Menschen auf die körperlichen Dinge dieser Welt aufhebt, d. h. wenn der Mensch, nachdem er aufgehöret hat, ein Wesen zu seyn, das seinen eigenen Zweck verfolgt, sich auch der körperlichen Dinge dieser Welt nicht mehr als Mittel zu Erreichung seines Endzwecks bedienen kann; so muß ja auch ohnstreitig hiermit der Begrif des Eigenthums, und des hieraus entspringenden Eigenthumsrechtes aufhören.

Daß der Verfasser auch hier mit mir einig sey, läßt sich aus den Worten S. 182. §. 6. schließen, wo er sagt:

> Es darf sich kein anderer Mensch die Sache, worüber in einem Testamente disponirt worden, zueignen, bevor sich nicht der Erbe deutlich erkläret hat, ob er sie annehmen will, oder nicht.

Hat sich der Erbe deutlich erklärt, daß er die ihm vom Testator hinterlassene Sache nicht annehmen will; so erlangen hierdurch die übrigen Menschen nach seiner Meynung ein vollkommenes Recht diese Sache, als ein Niemanden angehörendes Eigenthum, in Besitz zu nehmen. Erhalten nun aber die übrigen Menschen ein vollkommnes Recht auf die Sache,

so folgt hieraus ganz offenbar: daß der Testator gleich nach seinem Tode, und also noch vor der Erklärung des Erben, das Eigenthumsrecht davon verlohren habe, weil sonst im entgegengesetzten Falle die Sache, so wie bey einer nicht angenommenen Schenkung, auf ihn, und nicht auf die gesammte Menschheit zurückfallen müßte — Man sieht leicht ein, daß es gegen alle Vernunft streiten würde, wenn man einem Verstorbenen noch Eigenthumsrecht, geschweige denn, ohne dasselbe, ein Dispositionsrecht einräumen wollte. Der Verfasser hat dieß auch gefühlt, und diesem Widerspruche durch obige Behauptung auszuweichen gesucht; allein dadurch ist er wieder inconsequent worden: denn wenn in seiner Behauptung:

> das Dispositionsrecht geht über die Grenzen dieses Lebens,

eine richtige Schlußfolge liegen sollte; so mußte Er dem Testator schlechterdings nach seinem Tode noch ein Eigenthumsrecht zugestehen, weil ohne dieses sich auch ohnmöglich ein Dispositionsrecht über Eigenthum denken läßt.

III.

Kein Wesen kann der Vernunft nach Rechte haben, ohne zugleich gewissen Verbindlichkeiten unterworfen zu seyn, und derjenige, der Verbindlichkeiten gegen Andere zu erfüllen unbedingt unfähig ist, kann auch keine von Andern gegen sich fordern. Pflichten eines Todten, sind der Vernunft nach, eben so widersprechend, als fortdauernde Rechte eines Verstorbenen. Der Mensch verliert durch die gänzliche Zertrümmerung seiner Maschine, den Zweck seines irrdischen Daseyns; daher können die wenigen körperlichen Ueberreste seines vorigen Ichs, eben so wenig auf die Prärogativen eines Men-

schen, als die einzelnen Räder auf den Namen einer Uhr Anspruch machen. Beyde stellten etwas vor, was sie nach ihrer Auflösung nicht mehr sind: denn der Begrif: Uhr, läßt sich eben so wenig mit den einzelnen Rädern, als der Begriff: Mensch mit dem Bischen übrig gebliebenen Staude verbinden.

Ich glaube daher, daß man den Satz:

Der Tod löst alle Rechte und Verbindlichkeiten auf,

so lange für unumstößlich wahr annehmen muß, bis nicht das Gegentheil davon hinlänglich bewiesen worden ist. Diesem Grundsatze gemäß ist demnach die Dauer der dem Menschen auf die körperlichen Dinge dieser Welt zukommenden Rechte leicht zu bestimmen.

Der Herr Professor glaubt zwar in der Behauptung: daß das Recht über unser irrdisches Vermögen zu verfügen, bloß auf die Grenzen unsers Lebens eingeschränkt sey, eine Absurdität zu finden, weil nach seiner Meynung hieraus folgen würde, daß das Eigenthum des Käufers in Rücksicht der erkauften Sache mit dem Tode des Verkäufers aufhören müßte, indem ihm Letzterer nicht mehr Recht übertragen können, als er dessen gehabt hätte. Wer sieht aber hier nicht den offenbaren Trugschluß ein? — Unter Eigenthumsrecht verstehet man nichts anders, als: die Befugniß gewisse Sachen nach Wesen und Nutzen seinem Willen, als Mittel für dessen Zwecke, ausschließlich unter zu ordnen. Dieses Recht erwirbt der Käufer durch den abgeschlossenen Kauf-Contract, und ist bey dessen Ausübung auch im mindesten nicht an die Verhältnisse des Verkäufers gebunden. Letzterer giebt ja ausdrücklich durch die Uebertragung des Eigenthums an der

Sache zu erkennen, daß er sich ihrer nicht mehr als Mittel zu seinem Zwecke bedienen wolle, sondern daß der Käufer nunmehro ein Recht habe, sie zu seinem Zwecke zu gebrauchen. Dieses Recht dauert aber so lange als der Käufer lebt, oder was Eins ist, den Zweck seines irrdischen Daseyns verfolgt, und hört keinesweges mit dem Tode des Verkäufers auf: denn dieß würde involviren, daß sich Letzterer der Sache noch als Mittel zu seinem Endzwecke habe bedienen dürfen, und daß der Käufer durch den Vertrag nicht Eigenthümer worden sey. Ich sehe dahero gar nicht ein, wie der Verfasser aus obiger Behauptung ein solches falsches Resultat hat herausziehen können, da doch alle aus ihr herzuleitende Folgerungen auch im Geringsten nicht mit ihr im Widerspruche stehen. Ich komme nunmehro auf die Hauptfrage:

Ob die Gültigkeit der Testamente schon nach dem Naturrechte bewiesen werden kann?

zurück. Die vorausgeschickten, aus der menschlichen Natur gezogenen Gründe müssen nunmehro den Ausschlag geben, ob die von dem Herr Professor gegebene Definition eines Testaments mit den allgemein angenommenen, und vom Ihm selbst aufgestellten Principien des Vernunftrechts harmonirt, oder ob sie nicht vielmehr dem Zwecke der ganzen Menschheit zu widerläuft.

Testament ist nach Seiner Erklärung:

Eine einseitige aber ausdrückliche Bestimmung eines Eigenthümers, auf wen nach seinem Tode das Eigenthum seiner Güter übergehen solle.

Ich kann hier zugeben, daß eine einseitige Erklärung, ohne eine vorhergegangene ausdrückliche Annahme zu Uebertragung des Eigenthumsrechtes hinlänglich ist; ich kann ferner zugeben,

daß man sich sogar die Freyheit dabey vorbehalten könne, seinen Willen wieder zu ändern; ich kann endlich auch zugeben: was der Verfasser so vortreflich, so deutlich und mit der ihm eigenen Bündigkeit und Klarheit bewiesen hat: daß man ohne in dem physischen Besitze der Sache zu seyn, dennoch gültiger Weise über selbige disponiren dürfe: und demohngeachtet im allgemeinen Testamente als rechtswidrige, und höchst willkührliche Anmaßungen, nach dem Naturrechte verwerfen. — Testament soll eine Erklärung oder Bestimmung eines Eigenthümers seyn. Dieß ist aber ein relativer Begriff, den man ohne ein würkliches Eigenthum nicht denken kann. Wenn daher der Ausdruck: Erklärung eines Eigenthümers bey einem Testator anwendbar seyn soll; so muß man schon im voraus für ausgemacht wahr angenommen haben, daß er auch nach seinem Tode ein Eigenthum habe. Da sich jedoch dieses gar nicht denken läßt, und ein Mensch über sein Eigenthum nur so lange disponiren kann, als wie lange er würklicher Eigenthümer ist; so folgt auch hieraus, daß Testamente nach einer mit den vorhergehenden Grundsätzen übereinstimmenden Definition nichts anders seyn und heißen können, als:

> einseitige, und willkührliche Erklärungen eines Nichteigenthümers, worinnen er befiehlt, wer nach seinem Tode das Eigenthum der bey seinem Leben besessenen, durch die Auflösung seines persöhnlichen Charakters aber der Gesammtheit anheim gefallenen Güter, erhalten solle.

Man mag sie von einer Seite betrachten von welcher man will, so findet man ihren Widerspruch gegen alle Gesetze der Natur, und ich würde hier noch mehrere Gründe anführen, wenn ich nicht jetzt schon befürchten müßte zu weitläuftig ge-

wesen zu seyn. Ich schränke mich daher nur noch auf folgende Bemerkungen ein.

Wenn ich über mein Eigenthum disponire, so heißt das so viel, als: ich nehme entweder eine Veränderung mit seiner körperlichen Substanz oder mit den mir auf selbigen zustehenden Rechten vor. Hierbey, und hierdurch muß ich nun schlechterdings Etwas (sey es auch noch so gering) verlieren oder gewinnen. So läßt sich z. B. eine Uebertragung des Eigenthums (wie das auch der Fall bey Testamenten seyn soll) schlechterdings nicht ohne gänzlichen Verlust des Eigenthumsrechtes daran denken. Aber was gewinnt, was verliert, was verändert überhaupt ein Sterbender durch seine letzte Willensverordnung? — Nichts. Denn bey seinem Leben verliert er sein Eigenthum, und die in dieser Rücksicht besitzenden Rechte nicht (da er sogar die Freyheit sich jederzeit noch vorbehält, sie wieder vernichten zu dürfen) und nach seinem Tode, kann er es durch ein Testament nicht erst verlieren, weil er es schon mit dem letzten Hauche seines Lebens verlohren hat. Man verwechsele hier ja nicht Ursache und Würkung mit einander, und glaube nicht die Gültigkeit der Testamente durch die Spitzfindigkeit retten zu wollen, daß man behauptet, der Testator habe dem Erben bey Lebzeiten schon das Eigenthumsrecht zugestanden, für die Besitzergreifung aber den Augenblick seines Sterbens nur zur Bedingung gemacht; denn das würde eben so viel heißen, als er hätte einem Andern sein Haus auf den Fall, wenn er das Eigenthumsrecht daran durch Tausch, Kauf, u. s. w. auf einen Dritten gültiger Weise übertragen haben würde, zu schenken versprochen.

Nach allen diesen Gründen behaupte ich, daß jede Disposition, welche über die Lebensgrenzen des Verfügenden geht,

eine Handlung ist, wodurch die Rechte der gesammten Menschheit verletzet, und die übrigen Menschen bloß als Mittel zu dem beliebigen Zwecke des Disponenten angesehen werden; daher glaube ich, ist auch die Gültigkeit der Testamente ohnmöglich nach dem Vernunftrechte zu erweisen, sondern alle Gründe dafür müssen aus dem Reiche der Verträge hergenommen werden. Ein Staat, welcher seinen Unterthanen erlaubt über ihr Vermögen, das ihm sonst anheim fallen würde, auf ihren Todesfall zu verfügen, macht einen stillschweigenden Vertrag mit ihnen, wodurch er diesem Rechte entsagt. In einem solchen Staate muß natürlicher Weise der Erbe aus einem Testamente ein Zwangsrecht erlangen, da derjenige, zu dessen Nachtheil sonst eine testamentarische Disposition geschehen würde, schon in Voraus Verzicht darauf gethan hat. Allein alles dieß sind Veränderungen, welche zwar der Vernunft nach, als möglich, aber so lange sie nicht würklich erfolgt sind, auch nicht als geschehen vorausgesetzt werden dürfen. Ich beschließe diesen kleinen Aufsatz mit dem Wunsche, Etwas zu Lösung dieses Gordischen Knotens beygetragen zu haben, und versichere, daß wenn ich geirret habe, ich nichts sehnlichers wünsche, als mich auf eben diese Art widerlegt zu sehen.

V.

Der edelſte Mann.

Eine Erzählung *).

Nein! rief Aſſad, und warf ſich unruhig in die Arme ſeines weiſen Lehrers: nein, ich fühle, ich verdiene es noch nicht, den Thron meines edeln Vaters mit ihm zu theilen! Wie viel fehlt mir noch ſo ein Sohn zu ſeyn, als er ein Vater iſt! wie viel mehr noch Fürſt zu ſeyn, wie er!

„Dieſe edeln Zweifel, mein Aſſad," antwortete Mollhem, „machen dich des Thrones werth. Du fühlſt deine Pflicht, Vater deines Volks zu ſeyn; du weißt, wie ſchwer es iſt; die Weisheit bildete dich in der Ruhe des einſamen Landlebens, unter den harten Arbeiten des Ackerbaues; ſie führte dich verſorgend in die Hütten der Armen; du kennſt das Elend, den Mangel; du weißt es, wie ſehr der Arme eines Vaters bedarf; deine Geburt, und dein Alter rufen dich auf den Thron; die Erfahrung begleitet dich dahin; du wirſt der Vater deines Volkes ſeyn!"

Ich hoffe, daß ich es ſeyn werde; aber, ach! mein Vater! — ein tiefer Seufzer arbeitete ſich aus Aſſads Bruſt — iſt es nicht grauſam, daß mir, mir allein von meinem Volke, nicht die Liebe ein Weib giebt! daß der Ausſpruch eines zweideutigen Tempels,

*) Aus den: Moraliſchen Erzählungen von Auguſt Lafontaine, von denen zur Oſtermeſſe der erſte Band, im Verlage der Voſſiſchen Buchhandlung zu Berlin, herauskommen wird.

eines Orakels durch den Mund des Prieſters, mir das Weib nennt, mit dem ich mein Herz, dieſes Herz, das — ach! — theilen ſoll!

„Eine alte ehrwürdige Sitte, mein Aſſad!“ —

Alt, ja! aber ehrwürdig?

„Was giebt dir allein von dem Volke die Krone, Aſſad? Eine alte heilige Sitte, die Sitte der Erſtgeburt, ruft dich aus den tauſend Edeln des Volks auf den Thron; eine alte Sitte heiligt dich, und hebt dich über die andren Sterblichen empor. Jeder Ehrgeizige findet dieſe Sitte ungerecht, wie du jene ein Weib aus der Hand des Prieſters zu nehmen. Ehre, Jüngling, die uralte Gewohnheit! ſie ſtützt deinen Thron und das Glück der Millionen, die unter ſeinem Schatten ruhig leben. Wirf deine Blicke auf die Geſchichte deiner Ahnen: beſtimmte nicht immer der Götterſpruch dem Könige die ſchönſte, oder die edelſte, oder die weiſeſte Jungfrau? In die Hütte des Unterthanes führt die Liebe des Mannes das Weib, weil er nur Liebe bedarf; auf den Thron führt die Stimme des Volkes die Königin, weil die Königin die Mutter des Volkes ſeyn ſoll. Nimm noch dazu, daß vielleicht die Vorwelt dieſen Gebrauch erfand, um das Herz des neuen Königs zu prüfen. Der Fürſt ſoll ſeyn wie Gott: keine Leidenſchaft ſoll ihn tyranniſch beherrſchen, weil kein Geſetz ſeine Leidenſchaft zügelt. Nimm dein Weib aus der Hand deines Volkes; ſie ſichert deinen Thron, und die Ruhe der Tauſende, die du beherrſcheſt.“

Ach, ſeufzte Aſſad aufs neue: und verdient der Thron dies große Opfer?

„Nicht der Thron, nicht ſein Glanz; aber die Ruhe der Tauſende, die der bürgerliche Krieg zerſchmettern würde, wenn du um das Lächeln der Liebe den Thron verſchmäheteſt. Sey ein Mann, Aſſad, weil du König biſt!“

Assad versprach es seufzend. Einsam gieng er unter den dunkeln Palmen des Gartens, dachte an Alanen, und fand noch immer das Opfer für den Thron zu groß.

Neunzehn Jahre hatte Assad mit seinen Lehrern auf einem Landhause fern von der Hauptstadt zugebracht. Bei Unterricht in der Weisheit, Arbeit und Jagd war er ein Jüngling geworden. Die Gesetze des Volkes untersagten dem Könige, seinen Sohn in dem verführerischen Glanze des Throns, unter den gefährlichen Schmeicheleien der Großen, erziehen zu lassen. Das Volk wählte selbst unter den Weisen die Lehrer des Kronerben, und mit diesen mußte er auf dem Lande in einem einfachen Landhause bis ins zwanzigste Jahr leben. Dann rief ihn die Gewohnheit auf den Thron, die Arbeit des Herrschens mit seinem Vater zu theilen.

Das Jahr, das Assad zum Throne rief, war gekommen. Er war ein edler Jüngling, der Stolz seiner Lehrer, die Liebe seines Vaters, und die Hoffnung des ganzen Volkes. Ruhig war bis dahin sein Herz geblieben: es ahndete wohl in dunkeln sehnenden Gefühlen die Liebe; allein ruhig schlug es dann wieder unter den Lehren der Weisheit. Tiefsinnig ging er zwar zuweilen in dem Schatten des Gartens umher, und horchte seufzend auf den liebevollen Schlag der Nachtigall; allein dann flog er wieder fröhlich und thätig auf die Löwenjagd, und vergaß die liebenden Seufzer des Vogels bei dem Brüllen des erlegten Raubthiers. Seine Brust hob sich wohl von unbestimmten Wünschen, wenn Mollhem, sein erster Lehrer, mit wollüstigen Thränen in den Augen, ihm von dem Weibe seiner Jugend, und ihrer zärtlichen Liebe erzählte; allein in der Stunde, wo er, von seines alten Lehrers Freundschaft gerührt, an dessen Brust lag, rief er: nicht wahr, Mollhem, so liebte ich dein Weib, wie ich dich liebe? und seine Brust schlug wieder zufrieden mit der Freundschaft seines Lehrers. Er hielt sich für reich, weil er den Reichthum nicht kannte.

An einem schönen Frühlingstag irrte er im Walde umher, der sein Landhaus umkränzte. Eben kam er von einer Unterredung mit Mollhem über das Glück des Volkes. In lachenden Träumen, wie glücklich er sein Volk machen wollte, eilte er leicht, mit freier Brust und Stirn, auf dem Wege dahin, immer tiefer ins Gebüsch. Auf einmal stürzte vor ihm aus dem Gebüsch ein Hirsch hervor. Assad eilte ihm nach durch das Dickicht, über Höhen, und durch Thäler: und so erreichte er das Ende des Waldes. Fern unter Palmen erblickte er einige Hütten. Vom Wege und vom Durst ermattet, eilte er dahin. Vor der Hütte, in der Abendsonne, saß ein schöner Alter. Der Abglanz von der Ruhe des ewigen Lebens wohnte auf seinem zufriedenen Gesichte. Freundlich stand er auf, als er Assad erblickte, und kam ihm entgegen. „Sey mir willkommen Fremdling,“ sagte der Alte mit einem unaussprechlich gutherzigen Tone: „geh meine Hütte nicht vorüber! Der Ewige segnet die Hütte, die ein Fremdling besucht!“ Assad betrachtete den Alten mit Ehrfurcht, und setzte sich auf seine Bitte neben ihm auf den Rasen vor der Hütte; dann bat er um einen Trunk Wasser.

Alane! rief der Alte; und ein reitzendes Mädchen erschien, schlank wie eine Palme, und schön wie der aufbrechende Tag. Den Fremden durstet! sagte der Alte, und Alane schlug ihr unschuldiges, stilles Auge auf Assad, und flog in die Hütte. Nach einigen Augenblicken kam sie zurück mit einem Becher voll kühlenden Palmsaft, und einem Körbchen voll Melonen, Feigen, Ananas und Datteln. Sie überreichte dem Jünglinge den Becher; er setzte ihn an die Lippen, und das Mädchen sah ihn freundlich lächelnd an, als er trank. Dann bot sie ihm das Körbchen voll Früchte, zeigte ihm mehr mit Blicken als Worten die schönsten, nahm ihm den Bogen, den Köcher und den Wurfspieß von der Schulter, und trug die Waffen in die Hütte.

Der Anblick des Mädchen, der stille, reine Blick ihrer Unschuld, die leise Gewalt, die von ihrem edeln Gesichte strahlte, die rührende Schönheit traf Assads Herz mit Macht. Lange und mit nachdenkendem Ernste betrachtete er sie, als sie ihm die Waffen abnahm. Tiefsinnig sah er ihr nach, als sie ging. Der Alte legte seine Hand auf Assads Rechte, und Assad fragte verwirrt: das ist deine Tochter? — „Meine Tochter Alane!“ antwortete mit funkelnden Augen der Alte; und nun floß sein Herz zum Lobe seiner Tochter über. Da trat Alane wieder aus der Hütte hervor, von ihrem Bruder, seinem Weibe und drei Kindern begleitet. Alle bewillkommten den Jüngling mit herzlicher Vertraulichkeit. Hinter ihnen stand Alane, und betrachtete den schönen Jüngling mit heimlichen Blicken.

Willst du nicht eintreten? fragte endlich der Alte, und Alane öffnete sogleich die Thür der Hütte mit einem furchtsam bittenden Blicke. Alane hat dir schon den weichsten Polster bereitet, setzte der Bruder hinzu, und Alane erröthete. Assad erröthete mit ihr, und trat in die Hütte. Er setzte sich auf den Polster, den Alane bereitet hatte. Fröhlich geschäftig brachte nun das Mädchen schönere Früchte, setzte sie in Körben auf eine geflochtene Matte vor Assad hin, und wandte kein Auge von ihm, wenn er mit ihrem Vater redete.

Immer vertraulicher wurde nun das Gespräch unter allen; nur Alane sprach wenig, und wenn sie mit Assad redete, so stockte ihre schöne Stimme, und verlor sich leise, wie ihre Blicke, die sie zu Boden schlug. Sie legte, wenn Assad sprach, ihre Hand auf die Lippen des Knaben, der mit ihr schwatzen wollte, und zog ihn wieder zu sich, um mit ihm zu reden, wenn Assad sie anblickte. Ungern sah dieser die Nacht kommen, und Alane seufzte, als es der Alte bemerkte. Assad verließ das Gemach, um sich auf das

Lager

Lager zu legen, das Alanens Hände ihm bereitet hatten. Ihr Auge verfolgte ihn bis in sein Schlafgemach, und sie war die letzte, welche das Zimmer verließ. Mit dem süßen Bilde des Mädchens legte sich Assad auf das Lager: er wußte selbst nicht, wie ihm war: mit einer wollüstigen, wehmüthigen Sehnsucht schlug er die Augen dahin, wo er Alanen zuletzt gesehen hatte; er streckte die Arme dahin aus, um das Bild zu umfangen, und spät erst schlossen süße Träume sein Auge. Das Bild Alanens sah er wieder, als er die Augen öffnete. Ihre Stimme erweckte ihn. Ein heiterer Himmel, die wohlwollende Freundlichkeit eines segnenden Engels, lachte ihm von ihrer Stirn entgegen, als er sie sah. Er ging zu ihr vor die Hütte; er ergriff ihre Hand; er öffnete die Lippen, um ihr zu sagen, wie schön sie sey, wie er nichts gedacht, nichts geträumt habe als sie: und seine Lippen verschlossen sich wieder, ohne ein Wort hervorzubringen; denn Alanens Hand zitterte in seiner. So ging er mit ihr den Palmengang einmal auf und ab. Ihr Auge war auf den Boden geheftet, und wenn sie es langsam und heimlich hob, so schlug er seinen Blick furchtsam zu Boden. Der kühne Jüngling war so furchtsam bescheiden wie die Jungfrau.

Vor der Hütte zuckte leise des Mädchens Hand in seiner. Er ließ sie fahren, und sie gingen beide, ohne ein Wort gesagt zu haben, zu den andern hinein. Alane allein stand auch diesen Morgen noch in der Ferne, und nahm nur mit Blicken und Seufzern Theil am Gespräch. Assad mußte gehen; immer war es ihm, als hätte er das Nothwendigste noch zu sagen, als hätte er etwas vergessen. Er sah alle rings umher stumm an, als ob er ihr Mitleiden auffodern wollte, daß er gehen müßte. So war es auch Alanen. Sie wollte ihn bitten zu bleiben; sie flisterte sich leise im Herzen die Worte zu, die sie ihm sagen müßte, und sagte sie nicht.

Endlich, als er gehen wollte, brachte sie ihm den Bogen und Köcher, und um den Köcher hatte sie die Blumen geflochten, die sie ihm in der Frühe brach, und die sie zu furchtsam war, ihm anzubieten. Assad sah die Blumen und Alanen an. Alane erröthete. Einen ernsten, dreisten Blick warf Assad jetzt auf Alanen: denn sein Herz sagte ihm, daß er das Mädchen liebe.

Alle wünschten ihm in diesem Augenblick eine glückliche Heimkehr; nur Alane nicht. Sie stand mit einem betrübten Gesichte da. Assad ging auf Alanen zu, und fragte: und allein Alane wünscht mir nicht glücklich heim zu kehren? Ihr Blick fiel auf ihn; dann senkte er sich. Wirst du wiederkommen, Helim? (Helim hatte sich Assad genannt.) Wirst du wiederkommen, Helim? Das fragte zitternd und leise Alane. Ich werde dich wiedersehen! sagte Assad ernst, und mit einem Tone, der Alanen bedeutend schien. Ein Strahl von Freude blitzte in des Mädchens dunklem Auge.

Unruhig ging Assad unter den Palmen den Weg nach dem Walde zu. Oft sah er zurück, und immer noch sah er Alanen auf einem Hügel stehen und ihm nachblicken. Seine Phantasie zauberte sie zu ihm her. Sie ging neben ihm mit ihrem freundlich traurenden Blicke. Tausendmal fragte sie ihn noch: wirst du wiederkommen, Helim? An jeder schönen Schattenstelle setzte er sich; er träumte sie neben sich in seine Arme. Er entdeckte ihr, was er war. Er bildete tausend Plane sie sein nennen zu dürfen, und immer ermattete seine Phantasie, ach! an Unmöglichkeiten. So kam er endlich tiefsinnig, das Herz voll von der heißesten Liebe, zu Hause an.

Unruhig blieb sein Herz jetzt unter den Lehren der Weisheit; tiefsinnig ging er jetzt auf die Löwenjagd. Er fand kein Vergnügen mehr an dem Tode des Thiers. Da saß er, den Kopf auf die Hand gelehnt, im Gebüsche. Ein Reh sprang neben ihm auf.

Seine Hand ergriff den Bogen. Unmuthig über die Störung, warf er ihn neben ſich nieder; denn er dachte an Alanen. Seine Unruhe zog ihn endlich in die Arme ſeines Mollhems. Ohne ihm Alanen zu nennen, brach er in die unmuthigen Worte aus: „verdient der Thron das große Opfer?“ Die Vorſtellungen ſeines Lehrers erfüllten ſeine Bruſt mit Schmerz, ohne ihm den Willen zu geben, dem Throne dies große Opfer zu bringen. Er ſchwankte zwiſchen Pflicht und Liebe. Tauſend Mahl begann er den Kampf mit der Liebe. Die Pflicht erkämpfte den blutigſten Sieg, und die Liebe war dennoch nicht überwunden. Mit jedem neuen Verluſte wurde ſie mächtiger. Er wollte den Gedanken an Alanen verbannen, und dachte an nichts als ſie. Er hatte den Vorſatz gefaßt Alanen nicht wieder zu ſehen, und jeden Tag ging er der Hütte näher, die ſie bewohnte.

Endlich konnte er nicht länger widerſtehen. Als er ſich Alanens Hütte näherte, ſchlug ſein Herz ungeſtüm. Er ſtand einen Augenblick; es war ihm, als wollte er die Hütte berauben. Was will ich? ſagte er beſchämt zu ſich ſelbſt: mein Wort brechen? Schon wollte er ſich umdrehen; da ſtürzte auf einmal Alane mit dem lauten Freudengeſchrei: Helim! Helim! aus dem Palmenſchatten ihm entgegen. Zwei Schritte von ihm blieb ſie furchtſam ſtehen. Eine hohe Röthe überzog ihre Wangen; ſie ſchlug die Augen nieder, und ging langſam zu ihm. „Da biſt du ja, Helim! Mein Vater wird ſich freuen, dich wieder zu ſehn.“

Und Alane wird ſich nicht freuen? fragte Aſſad. Alane ſah ihn verwirrt an, als wüßte ſie nicht, ob ſie ja oder nein antworten ſollte. „Willſt du nicht mit mir gehen?“ fragte ſie endlich. Nicht eher als bis ich weiß, ob es auch Alanen lieb iſt, daß ich komme. Sie lächelte, und ſagte mit einem tiefen Seufzer: „es iſt mir lieb!“

Aſſad ergriff des Mädchens Hand, und ſie gingen, beide zitternd, beide ſchweigend, der Hütte zu. Das Freudengeſchrei der Kinder, die vor der Hütte ſpielten, empfing ſie. Alane und Helim! Helim und Alane! riefen die Kinder, hüpften bald den Kommenden entgegen, bald zu der Hütte, und riefen in die Thür: Helim kommt! — Freundlich empfing die Familie Aſſad. Und wirſt du nun heiter ſeyn? fragte der Bruder Alanen heimlich. Aſſad hörte es, und ſah Alanen an; das Mädchen erröthete.

Nun iſt Helim da, rief ein kleiner Knabe, und hüpfte fröhlich an Alanen hinauf: nun iſt Helim da; nun wirſt du wieder freundlich ſeyn, Alane, und mit uns ſpielen und nicht mehr in die dunkeln Palmen kriechen, und da ſo gehen. Der Knabe ſchlug die Hände kreuzweis über die Bruſt, ließ den Kopf traurig auf die Schulter hängen, und ging die Hütte mit einer traurigen ſpottenden Miene auf und ab. Aſſad hob den Knaben auf, und küßte ihn. Alle die Tage, fuhr der Kleine zu plaudern fort, alle die Tage, lieber Jäger, die du weg biſt, iſt Alane recht ſehr traurig geweſen: wie eine junge Wittwe, ſagte meine Mutter immer, wenn ſie Alanen dort auf dem Hügel ſtehen ſah, an dem Wege, den du kommen mußteſt; und kam ſie dann nach Hauſe, ſo — Alane nahm den Knaben von Aſſads Armen, und rief: komm, ich gebe dir den ſchönſten Ananas-Apfel, den ich habe; komm!

Gieb mir zwei, liebe Alane! antwortete der Kleine: du haſt mir zwei verſprochen, wenn Helim käme. Gieb mir zwei, er iſt da. Alane führte die Kinder weg. In Aſſads Herzen erhob ſich das reinſte Gefühl der Freude, des Entzückens. Eine ganze Stunde blieb Alane weg. Die Kinder hüpften um Aſſad her; und wenn er ſie fragte, ſo kicherten ſie. Der Kleinſte ſagte Aſſad ins Ohr: Alane hat uns verboten, dir zu erzählen; ſie hat jedem einen Piſang verſprochen. Ich gebe, ſagte Aſſad ſcherzend, dir

zwei, wenn du mir erzählst. Nein, antwortete der Knabe: Ein Pisang von Alanen ist besser, als zwei von dir! und Assad küßte den Knaben mit dem Entzücken der Liebe.

Endlich kam Alane wieder ins Zimmer. Ihr Auge war finster, ihre Mine ernst. Sie vermied den Jüngling anzusehen, und dennoch betrachtete sie ihn heimlich über das Gewebe weg, das sie in Händen hielt. „Du wirst doch diese Nacht in meiner Hütte bleiben?“ fragte der Alte. Alane sah starr auf Assads Lippen. Wenn Alane mich gern sieht! antwortete Assad. Alane erröthete; ihres Bruders Weib lächelte, und der Alte sagte: „Helim, du wirst das Mädchen darum nicht verachten, daß sie ein Herz hat. Sie sieht von uns allen dich am liebsten.“ O Vater! sagte Alane schmerzhaft, und stand auf. „Und warum nicht, mein Kind?“ sagte der Alte, und legte seine Hand auf ihre Stirn: „erröthe nicht, daß du fühlst, du seyst allein; das Gefühl gab dir der Herr des Lebens.“ Alane warf mit einem tiefen Seufzer einen flüchtigen Blick auf Assad, verließ die Hütte, und ging aufs neue in die dunkeln Palmen. Alane, klagte der Knabe, geht schon wieder in den Palmen, und doch ist Helim nun hier. „Laß sie gehen,“ antwortete lächelnd der Alte; „du wirst auch schon einmal die stille Einsamkeit aufsuchen.“

Assad warf sich dem Greise zu Füßen. Der Greis sah ihn lächelnd an, und dabei drangen Thränen aus seinen Augen. „Mein Sohn!“ rief er mit einer seelenvollen Stimme. Dann stand er auf, und ging in ein Nebengemach. Assad folgte Alanen. Sie erschrak, als sie ihn kommen sah. Assad trat vor Alanen hin, ergriff ihre Hand, drückte sie auf sein Herz, und sah ihr mit dem Blicke der allerinnigsten Liebe ins Auge. O gute, gute Alane, hob er mit einer rührenden Stimme an: wollte der Himmel — Er vollendete nicht. Er warf einen traurigen Blick

auf das Mädchen. Alane sah ihn nachdenkend an; sie zog ihre Hand nicht aus der seinen. Auf einmal leuchteten ihre Blicke, und sie sagte: „Helim, es ist wahr, was dir die Kleinen verrathen haben; es ist wahr, was dir mein Vater sagte. Traurig lang waren mir die Tage, da ich dich nicht sah; dein Bild hat mich im Wachen und in Träumen begleitet; ich fühlte ein süßes Verlangen nach dir; heut als ich dich sah, flog mein Herz dir mit einem unaussprechlichen Entzücken entgegen. Ist das Liebe? ich weiß es nicht. Mein Vater sagt, es ist Liebe; mein Bruder und sein Weib sagen es. Mein Vater meint, ich dürfte nicht vor dem Gefühle meines Herzens erröthen Ich," setzte sie zitternd hinzu, „ich liebe dich!"

O heilige Unschuld! rief Assad, und drückte Alanens Hand auf sein Herz. O Alane, so empfange denn von mir das Geständniß der reinsten Liebe! so empfange denn hier unter dem Throne des Ewigen von mir das heilige Versprechen — Sein Blick verfinsterte sich bei den letzten Worten; seine Augen füllten sich mit Thränen; seine Hand bedeckte zitternd die dunkle Stirn. Er riß sich in einer stummen Betäubung in eine nahe Laube. O Gott, seufzte er, der du mein Herz kennest, der du mir dies Herz gabst! warum bin ich der Erbe eines Throns? warum nicht der Bewohner der ärmsten Hütte? Er legte die Stirn in die Hand, und saß schwermüthig da. Alane stand noch, wo sie gestanden hatte, und betrachtete voll ahnenden Kummers den Jüngling. Sie faltete die Hände; Thränen rollten über ihre Wangen, und so sank ihr Haupt nach und nach auf die seufzervolle Brust.

Assad erhob das Haupt, und sah das Mädchen da so stehen. Nein! rief er: betriegen will ich dich nicht, wenn ich dich auch nicht glücklich machen soll. Er stand vor ihr. Alane! sagte er in dem Tone des bittersten Jammers, und Thränen erstickten seine Stimme.

Alanens Brust erhob sich noch ein Mahl von einem Seufzer; dann erheiterte sich ihr Auge. „Nicht wahr?“ sagte sie: „du willst mir mein Unglück ankündigen? Rede, sprich. Ich kann leiden!“

Ich liebe dich Alane, hob Assad an; allein mein Schicksal, mein jammervolles Schicksal — Mein Herz vergab die Liebe und gab es dir; meine Hand vertheilt der Zufall.

„Und muß, muß das seyn?“ fragte Alane, und trocknete die Augen.

Es muß seyn! Ein hartes Geschick hat es zu meiner heiligsten Pflicht gemacht.

Alane küßte des Jünglings Lippen. „Das gab dir die Liebe!“ sprach sie wehmüthig; „die Erfüllung der Pflicht giebt mehr, giebt Ruhe im Leben und im Grabe. Komm Helim!“ Sie faßte zitternd seine Hand, und führte ihn sanft in die Hütte zurück. Alle erschraken, als sie die Beiden hereintreten sahen. Alane lächelte schmerzhaft. „Vater,“ sprach sie aus ihrem gebrochenen Herzen: „Dank sey dir, daß du mich die Tugend mehr lieben lehrtest, als mich selbst!“ Sie nahm den Bogen von der Wand, überreichte ihn dem Jüngling, der bleich und stumm noch verweilte, hängte ihm den Köcher um die Schultern, und reichte ihm dann die Hand. „Leb wohl, edler Mann!“ sagte sie mit bebender Stimme: „du gehst, und wir sehen uns nie wieder.“ Assad warf sich Alanen zu Füßen, und weinte auf ihre Hand. „Alane! Alane! heiliges, frommes Mädchen! Wann wird die Tugend belohnt!“ — „In solchen Augenblicken, sagte Alane, da wir größer sind, als unsre Herzen! Leb wohl!“ Er reichte ihr noch Ein Mahl die Hand, schluchzte: Leb wohl! und wandte sich. Alane wurde bleich wie eine Lilie, und warf sich laut weinend an ihres Vaters Busen. Assad ging.

Still, in der Größe seines Schmerzes verloren, kam Assad zu Hause. Ach, in dem Verluste selbst hatte er erst gesehen, welch ein Herz er verlor. Er folterte sich ein Mittel zu finden, den Ausspruch des Priesters mit seiner Liebe zu vereinigen, und er schrie vor Entzücken auf, als er dachte: vielleicht läßt sich der Priester bestechen. Er sprach im Allgemeinen mit seinem Lehrer davon. Mollhem faßte Assads Hand, sah ihn freundlich ins Auge, und sagte langsam: „und wenn es möglich wäre, Assad; möchtest du auf das Herz eines Menschen die Schuld einer Betrügerei durch Bestechungen laden? möchtest du als König in deinem ersten Staatsdiener einen Betrieger kennen? würde ein Betrug nicht dich selbst unglücklich machen? Du der Betrieger deiner Unterthanen! Laß es auch für die gute Sache geschehen; es ist ein Betrug. Kein Erfolg steht in deiner Macht, nur die Mittel. Laß den Erfolg unglücklich seyn; wie schmerzhaft wird dann nicht der kleinste Betrug, mit dem man sich selbst betrogen hat! Assad, möchtest du das?“

Assad wandte sich stumm und in Verzweiflung von seinem Lehrer. Alle Hoffnung war verloren. Er vertrauerte einsam sein Leben in den Wäldern um seine Wohnung her, und füllte jede entlegene Stelle mit Seufzern der Liebe, und dem süßen Nahmen Alane.

Mit geheimen Grauen sah er dem Tage entgegen, da er sein zwanzigstes Jahr vollendete. Der Tag erschien. Sein Vater, von allen Großen des Reiches begleitet, kam in die Wohnung Assads, um seinen Assad, seinen Mitregenten, aus der Schule der Weisheit auf den Thron zu rufen. Assad sank in seines Vaters Arme, und benetzte sein ehrwürdiges Gesicht mit Thränen der Ehrfurcht; aber auch mit Thränen der leidenden Liebe. Alle gingen mit dem jungen Könige und seinen Lehrern in die Stadt

zurück. Das Volk empfing Vater und Sohn mit frohem Jauchzen, mit Thränen des Jubels und der Liebe. Assad! unsere Hoffnung! unser Glück! unser Vater! diese Nahmen stiegen von tausend Lippen, und von tausend Segnungen begleitet, gen Himmel.

Assad war gerührt. Er streckte die Arme gegen das Volk aus; die schönen Thränen der Dankbarkeit flossen von seinen Wangen. Den Augenblick ergriff Mollhem. Er ritt an Assads Seite. „Assad, fragte er ihn heimlich, ist nicht dies Gefühl, die Hoffnung eines ganzen Volkes zu seyn, wenigstens eben so süß als das Gefühl der befriedigten Liebe?“ — Süßer! süßer, mein Vater! rief Assad mit funkelnden Blicken. Ach! setzte er dann leiser hinzu, wie glücklich, wie unaussprechlich glücklich könnte ich seyn, wenn — Er vollendete nicht; er erröthete über seine unmännliche Klage.

Sie waren eben vor dem Thor des Pallastes, den Assad bewohnen mußte, bis sein Schicksal sich entschieden, bis der Priester sein Weib genannt hatte. Dieser Pallast war jedem Menschen unzugänglich, selbst Assads Vater, selbst seinen Lehrern. Assad wurde hier nur von Stummen bedient, und die Thüren blieben verschlossen.

An der Thür umarmte ihn sein Vater noch ein Mahl. Noch ein Mahl warf sich Assad in die Arme seines Mollhem; dann stieg er die hohen Stufen hinauf, und trat in den Eingang. Hinter ihm verschlossen sich die goldnen Thore. Er streckte die Arme gen Himmel, und rief: Leb wohl, Alane! ich bin verloren.

Am andern Morgen versammelte sich das Volk vor dem königlichen Pallaste. Auf dem hohen Throne saß Assads Vater; um ihn her standen alle Großen des Reiches. Auf den Stufen

des Thrones ſaßen Aſſads Lehrer, und die Statthalter der entfernten Provinzen. Zwiſchen dem Throne und dem Volke ſtanden der Oberprieſter und in langen Reihen die übrigen Prieſter.

Da hob ſich der König vom Throne empor und rief laut: Gieb meinem Sohne ein Weib, Oberprieſter; ich gebe meinem Volke einen König! Der Oberprieſter ging die Stufen des Thrones hinan, wandte ſich zum Volke, unter dem ſich eine heilige Stille verbreitete, und rief mit lauter Stimme: Aſſads Weib ſey die edelſte Jungfrau, die Tochter des edelſten Mannes! Und das Volk wiederholte die Worte.

Nennt mir den edelſten Mann meines Volkes! ſagte der König zu den Großen und den Statthaltern, die ſeinen Thron umringten. Jeder Große nannte einen edeln Mann, und erzählte ſeine edelſte That. Die edeln Männer wurden herbei gerufen, und Boten abgeſandt, die Entfernteren zu holen. Die Verſammlung ging aus einander, und jeder harrte dem vierten Tage voll Erwartung entgegen.

Nach drei Tagen verſammelten ſich aufs neue der König, die Großen, die Statthalter, Aſſads Lehrer, die Prieſter und das Volk vor dem königlichen Pallaſte. Von dem fröhlichen Zujauchzen des Volkes empfangen, erſchienen die edeln Bürger mit ihren Töchtern vor dem Throne des Königs, alle in feſtlichen Kleidern, mit Blumenkränzen im Haar. Ein großer Anblick! Greiſe und Männer aus allen Ständen, Arme und Reiche: jetzt alle die Bewunderung des Volkes, und der Neid der Großen. Die Tugend feierte hier öffentlich ihren ſchönſten Triumph.

In einem weiten halben Kreiſe umringten ſie den Thron. Eine ehrfurchtsvolle Stille, als ob die Gottheit, welche die Tugend will, ſelbſt zugegen geweſen wäre, verbreitete ſich unter

dem Volke. Der glänzende Thron, die prächtig bekleideten Großen wurden zum erstenmal übersehen; hier stand die heilige Tugend.

Der König stieg herab vom Throne, und stellte sich schweigend unter die Edelsten seines Volkes. Er zählte sie von beiden Seiten, und seine Augen standen voll Thränen der allerköniglichsten Freude, daß der Edeln so viele waren. Dann ging er in dem Kreise umher. Hier schloß er einen armen Greis an seine Brust; dort reichte er einem Handwerker die Hand, fragte nach seinem Nahmen, und suchte ihn auf der Liste, die ihm von den Großen gegeben war. Auf einmal winkte er dem Kreise, sich um ihn her zu stellen; und nun rief er laut und mit entzückter Stimme: sieh, mein Volk, deinen König wirklich von den Großen seines Reiches umgeben! Das Volk jauchzte; er bestieg aufs neue den Thron, und niemand athmete mehr.

Einer nach dem andern wurden die Edeln aufgerufen. Jeder trat, mit seiner Tochter an der Hand, auf die höchste Stufe des Throns. Jedes edle Thaten, alle der Bewunderung werth, wurden erzählt und in ein Buch getragen.

Der letzte unter ihnen war ein Greis. An seiner Seite stand ein reitzendes Mädchen. Sein Nahme, Salud, ward aufgerufen. Mit einer edeln, bescheidenen Einfalt, die nichts fürchtet, nichts fodert, trat er auf die Stufen des Throns, mehr beschäftigt, wie es schien, seine Tochter zu trösten, als erfreut über die Ehre, unter den Edelsten des Volkes zu stehen.

Da stand er vor dem Throne. Der König sah unter den Großen umher, wer ihm seine Tugend zeugen würde. Mollhem, Assads Lehrer, stand auf. Laut rief er: „diesen Mann habe ich den edelsten Mann genannt. Er heißt Salud. Er lebt unbekannt, ungeehrt und unbewundert, von der Arbeit seiner Hände,

und der Hände seiner Kinder. Höre, König, die edelste That eines Menschen. Dieser Salud hatte an Ochuz den bittersten, den allergrimmigsten Feind, und ohne seine Schuld."

O, ich bitte dich, hob der Alte mit unverstellter Rührung an: höre auf. Ochuz war mein Feind; aber er starb versöhnt mit mir. Rede nichts Böses von dem Manne, der edel genug war, mir vor seinem Tode noch zu vergeben.

„Laß mich reden," fuhr Mollhem fort. „Zweimal zündete Ochuz dieses edeln Mannes Hütte an, und machte ihn zum Bettler, und er — er verschwieg es."

Er that es im Zorn; und wann ist der Mensch im Zorn sein mächtig? Ich baute mir eine neue Hütte, und der Ewige segnete mich doppelt. Ich hatte ihm nichts zu vergeben.

„Ochuz stellte heimtückisch seinem Leben nach. Salud fand ihn auf der That; er vergab ihm, und vertheidigte ihn großmüthig in demselben Augenblick gegen zwei Feinde, die ihn mit Dolchen in der Hand überfielen."

Ich war das mir selbst schuldig. Mein Herz befahl und belohnte die That.

„Ochuz Hütte brannte ab, und Salud baute ihm heimlich eine neue."

Das war von mir Eigennutz; ich glaubte dadurch meinen Feind mir zu versöhnen.

„Ochuz ermordete dieses Mannes Sohn auf der Jagd."

Ja, bei dem Ewigen! rief Salud mit Schmerz: das that er. Ich bitte Gott täglich es ihm zu verzeihen, und mir Vergessenheit zu geben. Er wischte eine Thräne vom Auge.

„Ochuz wurde arm, und dieser Mann war heimlich, heimlich sein Wohlthäter."

Oeffentlich konnte ich es nicht seyn: ich fürchtete, er möchte meine Hülfe ausschlagen. Der Ewige ernährt die Bösen: soll ich Staub unbarmherziger seyn, als der den Staub belebte?

„Ochuz wurde krank, und Salud wurde der Pfleger des Mannes, der von Allen verlassen war. Ochuz jammerte über das Schicksal seiner Tochter. Er hinterließ ihr nichts. Da holte Salud seinen einzigen Sohn, und gab ihm Ochuz Tochter vor dem Sterbebette seines Feindes zum Weibe.“

Ach! rief Salud, und kreuzte die Hände demüthig über die Brust: ach, was hat der Sterbende anders für Trost, als seine Kinder glücklich zu wissen. Gott sey gelobt, ich konnte einem Sterbenden diesen Trost geben, und diese Handlung giebt mir die Hoffnung, daß auch meine Kinder glücklich seyn werden. Bei diesen Worten schloß er seine Tochter in seine Arme, und benetzte sie mit seinen Thränen.

Da eilte der König vom Thron, und schloß den edeln Alten an seine Brust. Die Großen, alle die Edeln umringten den alten Saiud, und betrachteten ihn mit ehrfurchtsvollen Blicken. Sein Nahme stieg von den Lippen der Tausende gen Himmel. Einmüthig erkannten ihm das Volk, die Priester und der König den Preis der edelsten Handlung zu. Das Mädchen sank bleich in ihres Vaters Arme.

Mollhem stand zum zweiten Mahl auf. „Noch ist der Ausspruch des Priesters nicht befriedigt. Assads Weib soll die edelste Jungfrau sey. Alane, die Tochter Saiuds, ist ihres Vaters Bild. Sie liebte einen Jüngling mit unsäglicher Liebe, sie liebt ihn noch; aber edel opferte sie ihr Herz, ihre Liebe der Pflicht. Sie ahndete, daß des Jünglings Hand verschenkt war. Sie hieß den Jüngling gehen, eben wie er, von ihrer Tugend entzückt, seine Pflicht vergessend, voll Liebe ihr zu Füßen sank;

und noch jetzt bereuet sie ihr großes Opfer nicht.“ Salud und Alane! rief das Volk: der edelste Mann! die edelste Jungfrau!

Der König schloß mit einem väterlichen Lächeln das Mädchen in seine Arme. Meine Tochter, rief er, sie segnend: sey mir willkommen!

Alane stand, ward bleich, bebte. Dann warf sie sich schnell dem Könige zu Füßen, und rief mit bewegter Stimme: nun denn, um dieser Liebe willen, die noch jetzt mein Herz mit Kummer füllt, und die ich der, ach! allzuschweren Pflicht opferte, zwinge mich nicht, großer König, meine Hand deinem Sohne, deinem Assad, ohne mein Herz zu geben. Laß mich allein elend seyn, und nicht unglücklich machen. Sie sank matt ihrem Vater in die Arme, und seufzte mit schwacher Stimme an seiner Brust: Helim!

Der König war bewegt. Darf ich, sprach er laut, ein gebrochenes Herz noch mehr brechen? Wählt eine andere Jungfrau! Mollhem rief: „das Schicksal, König, hat gesprochen, gebt Assad die edelste Jungfrau, die Tochter des edelsten Mannes! König, lehre dein Volk nicht, die heiligsten Gesetze verachten. Ich, das Volk fodert, daß der Spruch des Tempels erfüllt werde. Salud ist der edelste Mann, Alane die edelste Jungfrau. Sie sey Assads Weib. Alane! (er wandte sich zu Alanen) willst du das Volk und den König bereden, ein Gesetz aufzuheben, weil seine Erfüllung dir schwer wird? Die Pflicht gegen dein Vaterland ist so heilig, wie die Pflicht gegen die Gottheit! Alane folge mir zum Throne!“

Unbarmherziger Mann! schluchzte Alane: ich muß dir folgen. Gott gebe mir Vergessenheit! Mollhem führte das Mädchen zum Throne. Der König winkte, und die Thore des Pallastes, worin Assad war, flogen auf. Assad hatte schon lange

das Jauchzen des Volkes gehört. Bei jedem Geschrei ward er bleich; es klang ihm wie sein Todesurtheil. Jetzt flogen die Thore des Pallastes auf. Er bebte. Ein Theil der Großen, Mollhem an ihrer Spitze, hoite ihn aus dem Pallaste zu dem Throne seines Vaters. Das edelste Mädchen deines Reiches, Assad, ist dein Weib! rief ihm Mollhem entgegen. Seufzend warf sich Assad in seine Arme. Ach, Mollhem, sagte er traurig: so führe das Opfer zum Altar! Mollhem lächelte., Assad," fragte er, „und du opferst doch dein Herz deinem Volker freiwillig?" — Frage nicht mehr, Mollhem; ich opfere es. — „Und du glaubst, Assad, daß die Tugend belohnt wird?" — O vergieb, Lehrer meiner Jugend, wenn mein Herz nur Einen Lohn kennt und will!

Da ergriff Mollhem des Jünglings Hand, und führte ihn durch die Reihen des jauchzenden Volkes zum Throne seines Vaters. Hier ist dein Weib, Assad! rief der König, und führte ihm Alanen entgegen.

Starr blieb Assad vor Alanen stehen, und sah sie an. Nach und nach flog das freudigste Entzücken über sein Gesicht. Alane! rief er laut mit dem zerschmetternden Tone, womit der Verbrecher unter dem Schwerte das Wort Gnade dem Richter nachruft, und sank dem Mädchen zu Füßen.

Alane erkannte den Ton der Stimme. Sie hob ihre Augen auf, sah Assad, und blieb starr und bleich da stehen, ein Bild des Schreckens. Helim! seufzte sie endlich, legte die Hand auf seine Brust, und sagte bittend: o geh! „Ich bin Assad! nicht Helim!" rief Assad, und breitete seine Arme aus. Assad! rief sie nun mit jauchzender Stimme und strömenden Blicken, und sie sank dem jungen Könige in die Arme.

So belohnt der Ewige die Tugend! rief Mollhem den beiden Liebetrunkenen zu, und erzählte nun dem frohen Vater

Aſſads die Liebe Beider. Das Volk jauchzte; der König dankte der ewigen Vorſehung. Aſſad lag in Alanens Armen, und Beide hörten nicht das Jauchzen des fröhlichen Volkes, nicht die Glückwünſche der Großen. Du biſt es? du? fragten ſie Beide, noch zweifelnd, ſich eins ums andere, und drückten ſich noch inniger in die Arme.

O Gott! rief! Salud, du belohnſt die Tugend. Alane iſt glücklich, und ich gehe belohnt ins Grab.

In den Armen Alanens beſtieg endlich Aſſad den Thron ſeiner Väter, und das Volk, und alle Großen riefen: der Ewige belohnt die Tugend. Er ſegne Aſſad und Alanen!

VI.

Mütterliche Treue und Sorgſamkeit bey Thieren.

Im Jahr 1778 trafen zwey Jäger *), in der Gegend von Treuenbriezen, im ſpäten Herbſt, eine einſame Bachſtelze, die mit ängſtlicher Eile ihr kümmerliches Futter ſuchte, zu einer Zeit, wo man dieſe Thierchen in unſern Gegenden gar nicht mehr bemerkt, die lange vorher wärmern Ländern zuziehen, da ſie in den kältern Tagen keine Inſekten, die ihnen zur Nahrung dienen, aufſuchen können. Die Seltenheit dieſes Phänomens machte die beyden Freunde aufmerkſam, und ſie beobachteten die Bachſtelze genauer. Bald bemerkten ſie, daß das

*) Der eine von ihnen, der jetzige Landjäger zu Thale im Fürſtenthum Halberſtadt, Herr Pauli, verbürgt die Wahrheit der Erzählung.

das Vögelchen, so bald es etwas gefangen hatte, einer benachbarten Eiche zuflog, dann zurückeilte, neues Futter suchte, und schnell zu dem Baum zurückkehrte. Sie näherten sich behutsam der Eiche, und sahen, aus einer kleinen Vertiefung in dem Baum, den Kopf eines Vogels hervorragen, der durch seine Größe verrieth, daß er zu einem andern Geschlecht gehörte. Und doch bemerkten sie, zu ihrem Erstaunen, daß dieß der Gegenstand war, der die Bachstelze an diese Gegend fesselte, und dem sie von Zeit zu Zeit die mühsam gesuchte Nahrung zubrachte.

Um sich näher von der Sache zu unterrichten, stiegen sie den Baum heran, und sahen, daß der größere Vogel in einer Hölung desselben so eingeschlossen war, daß er nur seinen Kopf und Hals herausstrecken konnte. Sie gingen zurück, um ein Beil zu holen, und den Gefangenen zu befreyen. Bey ihrer Zurückkunft fanden sie die Bachstelze immer noch sorgsam beschäftigt, ihrem großen Pflegekinde Futter zu bringen. Und, als sie jetzt mit dem Beile arbeiteten, die Hölung zu vergrößern, sahen sie die Pflegemutter des Eingekerkerten sie, mit allen Zeichen der höchsten Angst, umflattern.

Jetzt war der Kerker geöffnet, und sie fanden — einen Kukuk, der aber, wegen des beschränkten Raums, nicht völlig ausgewachsen war, indem weder die Flügel- noch die Schwanzfedern ihre gehörige Länge hatten, und er auch nicht einmal auf seinen Füßen stehen konnte. In die Hölung, die durch das Abbrechen eines nicht großen Zweiges entstanden war, konnte er nur auf folgende Art gekommen seyn. Die Bachstelze hatte sich diesen Platz zu ihrem Nest ausgesuch Ein Kukuk, den, wie man weiß, sein Körperbau hindert, seine Eyer selbst zu bebrüten, und der daher gewöhnlich sie in Nester

andrer Vögel, besonders der Bachstelzen, legt, hatte in die Höhlung, in die er nicht selbst kommen konnte, sein Ey hineinfallen lassen. Die Bachstelze hatte das Ey gebrütet und ausgebracht. Der junge Kukuk wuchs, eh' er fliegen konnte, zu einer Größe heran, die ihn hinderte, die Höhlung, worin er sich befand, zu verlassen.

Und die Bachstelze fütterte ihr eingesperrtes Pflegekind, das sich selbst nicht nähren konnte, viele Monate lang, und erfüllte so die Bestimmung der Natur, welche den Müttern die Pflege der Jungen auferlegt hat, bis diese selbst für ihre Nahrung sorgen können, mit der äußersten Treue und der größten Anstrengung, welche die ihrer eigenen Ernährung um das Zehnfache überstiegen haben muß.

Sie erfüllte die Bestimmung der Natur mit solcher Treue, daß sie sich selbst dabey aufopferte. Denn nur sie allein war zurückgeblieben, als ihr ganzes Geschlecht unsere kältere Gegend verließ; war zurückgeblieben, um ein Geschöpf nicht umkommen zu lassen, das zu einem ganz andern Geschlecht gehört, und mit dem sie bloß durch die ihm erzeigten Wohlthaten, und durch seine Hülflosigkeit, verbunden war! — Und die Erfüllung dieser Pflicht, die ihr Leben verkürzte (denn nach einigen Wochen tödteten sie Hunger oder Kälte, und ihren Brüdern und Schwestern nachzueilen, hatte sie in der späten Jahreszeit keine Kräfte), beschäftigte sie so, daß sie, sich selbst vergessend, nur für den Hülflosen Angst empfand, der ihr so viele Freuden geraubt, so viele mühvolle Tage gemacht hatte!

Inhalt

des ersten Bandes.

Januar.

I. Untersuchung der Frage: Ob die Aufklärung Revolutionen befördere? . . . . . Seite. 3

II. Ueber Verhütung und Milderung der Todesfurcht durch Erziehung. Von Hrn. Rektor Starke. 41

III. Ueber ein verdienstliches Unternehmen, zur Ehre der deutschen Litteratur. 56

IV. Ueber den historischen Roman. An Herrn D. Feßler. Von Hrn. Fischer. 66

V. Friedrich. Am 19. Aug. 1786. Eine Ode. Zur Erinnerung am 24. Jan. zu lesen. 88

VI. Fragen an manche Erzähler von Mordscenen. . . . 91

Februar.

I. Warum sind die Dichter bey allen Nationen älter als die Prosaisten? Von Hrn. Prorektor Nachtigal. Seite. 93

II. Beytrag zu einer Geschichte des gesellschaftlichen Lebens im sechzehnten Jahrhundert. Von Hrn. Hoche. 111

III. Zusammenstellung der in Deutschland erschienenen dramaturgischen Schriften, nach der Zeitfolge. Von Hrn. Regierungsrath und Professor Schmidt in Gießen. . . . 123

IV. Nachricht von einigen, ehedem projektirten, deutschen Akademien, oder Akademien deutscher Litteratur, und von verschiedenen durch sie veranlaßten deutschen Wörterbüchern. Von Ebendemselben. 134

V. Hofnung der Menschheit. Von Hrn. Rektor Starke. 166

VI. Der Krieg ist gut: aber ist es denn auch dieser? Eine Vorlesung, von Hrn. Rektor Fischer. . . . Seite. 173

VII. Die schöne Obstverkäuferin. 181

VIII. Elisa. Von Hrn. Schink. 185

März.

I. Deutsche Benennungen der Pferde. Von Herrn Rektor Fischer. . . . . Seite 189

II. Doktor Faust und Ottmair; eine Novelle aus dem funfzehnten Jahrhundert. Von Hrn. Prof. Engelschall zu Marburg. 237

III. Die Schlacht bey Lautern. Von Hrn. von Knesebeck, Lieutenant bey dem Herzogl. Braunschweigischen Regiment.. 226

IV. Chathams Geist in einigen seiner Reden gegen Walpole. Von Hrn. Ludwig Schubart. 237

V. Die Weinflasche und die Schlossen; zwey Idyllen von Hrn. Bronner. 278

April.

I. u. II. Hoffnung und Erfüllung. Zwey Gedichte von Hrn. Hofrath Eschenburg. . . . . Seite. 285

III. Anrede an die deutsche Nation; der Stimmung des Zeitalters angemessen. Von Hrn. M. Sangershausen. 288

IV. Einige Zweifel über des Hrn. Prof. Heydenreichs Skitze einer Untersuchung über die Gültigkeit der Testamente nach dem Naturrecht. 335

V. Der edelste Mann. Eine Erzählung. Von Hrn. Pr. Lafontaine. 344

VI. Mütterliche Treue bey Thieren. 364

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF

FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM

CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23.1891 APRIL 11.1918

TIFFANY & CO.